erm.
98
4
CHED
ühne

P. o. germ. 508 (1

<36601411060016
S
<36601411060016
Bayer. Staatsbibliothek

Die Deutſche Schaubühne

nach den

Regeln und Exempeln der Alten.

Erſter Theil,

nebſt einer Vorrede,

und des

Erzbiſchofs von Fenelon

Gedanken

von der Tragödie und Comödie

ans Licht geſtellet

von

Joh. Chriſtoph Gottſcheden

Prof. der Weltw. und Dichtk. zu Leipz.

Leipzig,

gedruckt bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf,

1742.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Bayerische Staatsbibliothek München

Dem

Hochwohlgebohrnen Herrn,

HERRN

Ferdinanden,

Freyherrn

von Münchauſen,

Erbherrn auf Aplern

und Nienfeld,

Sr. Hochfürſtlichen Durchlauchtigkeit,
des Herzogs zu Braunſchweig und Lüneburg
Hochbeſtallten Droſten, Hochfürſtlichen Kammerjunkern, wie auch Kaiſerl. Reichspoſtmeiſtern in Braunſchweig,

Meinem Gnädigen Herrn,

Hochwohlgebohrner Freyherr,

Gnädiger Herr Droſt,

So ausgemacht es iſt, daß der deutſche Adel in uralten Zeiten ſeinen Urſprung meiſtens dem tapfern Gebrauche der Waffen zu verdanken gehabt: ſo gewiß iſt es gleich-

wohl, daß in neuern Zeiten auch die Gelehrſamkeit, und die Liebe zu freyen Künſten und Wiſſenſchaften, den älteſten Geſchlechtern, manchen neuen Glanz verſchaffet haben.

Eure Hochfreyherrliche Gnaden ſelbſt können aus Dero eigenem Geſchlechte, welches ſich ſeit undenklichen Zeiten her, ſowohl durch den Degen, als durch die Feder hervorgethan, die beſten Beweiſe dieſer Wahrheit hernehmen, und ſie faſt durch ſo viel merkwürdige Beyſpiele beſtätigen, als edle Glieder der vortreffliche Münchauſiſche Stammbaum aufzuweiſen hat.

Alle Welt erinnert ſich noch mit Ehrfurcht, und die braunſchweigiſchen Lande mit innigſter Betrübniß, Dero ihr ſo zeitig entriſſenen Herrn Vaters, des Hochfürſtlichen Geheimten Raths und oberſten Staatsminiſters; als eines Mannes, der ſeinen ganzen Stamm

durch

durch Wiſſenſchaft und Einſicht in die vollkommenſte Staatskunſt, gezieret, und allen andern Zweigen deſſelben ein unvergleichliches Muſter der Nachfolge hinterlaſſen hat. Und es iſt alſo kein Wunder, daß auch Eure Freyherrliche Gnaden, dieſen Dero Geſchlechte ſo eigenen Ruhm zu erhalten, gleichfalls die Wiſſenſchaften allen andern Beſchäfftigungen vorgezogen haben.

Leiden und Leipzig wiſſen es zur Gnüge, mit wie vielem Triebe Eure Hochfreyherrliche Gnaden die freyen Künſte, die Weltweisheit, die Geſchichte und die Rechte getrieben: und ich ſelbſt könnte davon ein glaubwürdiges Zeugniß ablegen, wenn es nöthig wäre.

Dieſe Liebe nun zu den freyen Künſten überhaupt hat ſich bey Eurer Hochfreyherrlichen Gnaden auch auf die Dichtkunſt, und auf eine der wichtigſten Arten derſelben, ich meyne die thea-

 trali-

traliſche Poeſie erſtrecket. Ich will eben nicht behaupten, daß dieſe Neigung Denenſelben von dem braunſchweigiſchen Hofe ſelbſt, und den hohen Exempeln ſeiner Durchlauchtigſten Herzoge eingepflanzet worden: indem edle Seelen auch von ſich ſelbſt und ohne Vorgänger, die Schönheiten dramatiſcher Stücke empfinden, und davon gerühret werden können. Allein wenn es wahr iſt, daß die Beyſpiele der Fürſten eine große Kraft beſitzen, ihre Landeskinder zur Nachfolge zu reizen; ſo iſt es auch kein Wunder, daß ein im braunſchweigiſchen gebohrner und erwachſener Cavalier, diejenigen ſchönen Künſte hochſchätzet, die ſeit des Durchlauchtigſten Anton Ulrichs Zeiten, deſſen Name den deutſchen Muſen allemal theuer ſeyn wird, den wolfenbüttteliſchen Fürſtenthron beſtiegen haben.

Dieß ſind die Urſachen, Hochwohlgebohrner Freyherr, warum ich mir die Ehre nehme, dieſem neuen Bande der deut-

deutſchen Schaubühne, Dero Namen vorzuſetzen, und zugleich meinen ergebenſten Glückwunſch zu Dero neulich allhier vollzogenen Vermählung abzuſtatten.

Wer es nicht glauben will, daß die Liebe zu den freyen Künſten auch in andre Geſchäffte des menſchlichen Lebens einen Einfluß hat; der wird es an der vortrefflichen Wahl Eurer Hochwohlgebohrnen, in einer ſo wichtigen Angelegenheit abnehmen können. Denn da Dero nunmehrige würdigſte Frau Gemahlinn, die an Verſtande und Schönheit ſo vollkommene Gräfinn von Manteufel, die ſelbſt, wie das ganze Hochreichsgräfliche Manteufeliſche Haus, ihre Nebenſtunden mehrmals den Muſen gewidmet, nur allein vermögend geweſen, Dero Herz zu feſſeln: ſo kann man daraus von dem guten Geſchmacke Eurer Hochwohlgebohrnen, den überzeugendſten Beweis nehmen; ja einen Theil deſſelben, auch den ſchönen Wiſſenſchaften ſelbſt zuſchreiben, die Eure Frey-

herr-

herrliche Gnaden allemal ſo eifrig geliebet haben.

Ich habe die Ehre, mit der vollkommenſten Hochachtung und Ergebenheit zu beharren

Hochwohlgebohrner
Freyherr,
Gnädiger Herr Droſt,
Ew. Freyherrlichen Gnaden

Leipzig, den 3 May 1743.

gehorſamſter und verbundenſter
Diener

Joh. Chriſtoph Gottſched.

Vorrede.

Der

Hochgebohrnen

Reichsgräfinn

Sophien Charlotten

Albertinen,

gebohrnen

Reichsgräfinn von Manteufel

ſeiner

gnädigen Gräfinn.

Als einer

Wahren Kennerinn

und

ſcharfſinnigen Liebhaberinn

geiſtreicher Werke,

widmet

dieſe deutſche Schaubühne,

zum Zeichen

einer vollkommenen Ehrfurcht

und tiefen Ergebenheit,

Der Herausgeber.

Geneigter Leſer.

Nunmehro erſcheinet denn endlich auch der erſte Theil meiner deutſchen Schaubühne, nach welchem viele ſo begierig geweſen ſind, und ohne welchen einige auch nicht einmal den andern und dritten haben kaufen und leſen wollen. So wenig ich dieſen letztern Eigenſinn an den meiſten billigen oder begreifen konnte: ſo ſehr mußte ich mich über die Klage und Neugier der übrigen verwundern, die beſtändig und aufs ungeſtümſte fragten; warum denn der erſte Theil der Schaubühne nicht zuerſt ans Licht getreten wäre? und wohl gar, wer weis was für Geheimniſſe darunter ſuchen und finden wollten. Nun hatte

ich auf dieſe letzte Frage ſchon in der Vorrede des II. Theils mit aller möglichen Deutlichkeit und Aufrichtigkeit geantwortet; ſo daß ein jeder, der ſie auch nur mit einem flüchtigen Blicke angeſehen, ſich beruhigen, und mir die nöthige Zeit zur Ausfertigung des erſten Theiles, leicht hätte gönnen können. Allein da mir die hierbey gehegte Abſicht fehlgeſchlagen, ſo habe ich daraus erſtlich, wiewohl zu meinem Verdruſſe, die Unart ſo vieler Leſer erkannt, nach welcher ſie alle Vorreden der Bücher vorbeyſchlagen, und ſich, zu ihrem eigenen Schaden, um die nützlichſten Nachrichten und Einleitungen nicht bekümmern, die ihnen darinnen gegeben werden. Ferner habe ich mich theils um des Eigenſinns der andern willen, welche die bisherigen beyden Theile, ohne den erſten nicht kaufen wollen, theils den Verleger von der Beſorgniß einiges Schadens zu befreyen, und dem Werke ſelbſt einen beſſern Lauf zu verſchaffen, zu Beſchleunigung deſſelben entſchließen müſſen.

Doch dieſe mir abgedrungene Entſchließung, hat im Abſehen auf dieſe Schaubühne mehr zu ſagen, als man ſich vielleicht einbildet: dieſer erſte Theil hat nämlich dadurch einen ganz andern Inhalt bekommen, als er, meiner erſten Abſicht nach, hätte bekommen ſollen.

ſollen. Wer die Vorrede des II. Theiles geleſen hat, der wird wiſſen, daß der erſte Band zu den Regeln der Schaubühne, oder zu der Poetik des großen Kunſtrichters Ariſtoteles, und zu einigen Exempeln alter Trauerſpiele, beſtimmet geweſen. Die Ueberſetzung der erſtern iſt längſt von mir verfertiget worden; indem ich vor zwölf Jahren ſchon, gleich nach dem Antritte meines poetiſchen Lehramtes darüber öffentlich geleſen, und dadurch die Regeln der guten Schaubühne in Deutſchland zuerſt bekannt zu machen geſuchet. Die Ueberſetzung des Oedipus und der Elektra des Sophokles liegen auch bereits fertig, und ich habe mich zu Ueberſetzung derſelben, bey überhäufter andrer Arbeit, zwoer geſchickten Federn bedienet, die ſo wohl des Griechiſchen, als des Deutſchen kundig genug ſind. Alles lag nur noch an meinen Erklärungen und Zuſätzen zu der ariſtoteliſchen Poetik; die ich aber meinen itzigen Umſtänden nach, weder im vorigen, noch in dieſem Jahre zu Stande bringen konnte.

Ich habe mich, wie zur gnüge bekannt iſt, vor ein paar Jahren bereden laſſen, die deutſche Ausgabe des großen bayliſchen Wörterbuches zu übernehmen. Die Wichtigkeit dieſes Werkes, und die vielen Schwierigkei-

ten, womit die Ueberſetzung deſſelben verknüpft iſt, war mir dazumal ſo ſehr nicht bekannt, als ich es nach der Zeit, bey Ausfertigung des I. Bandes wahrgenommen. Vielweniger wußte ich es, daß mir die bloße Ausbeſſerung der deutſchen Ueberſetzung ſoviele Zeit koſten, ja mich faſt gänzlich zu einem vierjährigen Sclaven einer Buchdruckerey machen würde. Hierzu kam nun vorigen Herbſt noch die neue Ausgabe meiner critiſchen Dichtkunſt, welche wirklich zum dritten male unter der Preſſe iſt, und in kurzem fertig ſeyn wird. Dieſe konnte und wollte ich, nicht ohne eine genaue Prüfung und Verbeſſerung, nochmals ans Licht treten laſſen; und auch dazu gehörte täglich einige Zeit: zumal, da ich es nicht gewohnt bin, mich auf die gewöhnlichen Druckverbeſſerer zu verlaſſen; ſondern meine Schriften, im erſten oder andern Abdrucke, wenigſtens einmal ſelbſt auszubeſſern pflege. Wer nun dabey noch die ordentlichen Arbeiten meines Berufs, nämlich der akademiſchen Lectionen, erweget, die ich bey dem allen nicht ausſetze, ſondern täglich vier bis fünf Stunden dazu widme: den wird es nicht Wunder nehmen, daß es mir, ſo lange die bayliſche Arbeit währet, kaum möglich ſeyn wird, mein Verſprechen, im Abſehen auf die ariſtoteliſche Poetik, zu erfüllen. Die-

Dieſes ſind nun die Urſachen, warum ich, dem Verlangen der Käufer und Leſer zu willfahren, hiermit einen ganz andern I. Theil der Schaubühne liefern muß, als ich mir vorgenommen hatte. Indeſſen liefre ich ihnen doch einen ſolchen erſten Band, der ihnen größtentheils noch angenehmer ſeyn wird, als die Poetik Ariſtotels ſelbſt. Es iſt nämlich derſelbe, wie der Augenſchein lehret, den beyden andern vollkommen ähnlich, ja gewiſſermaßen noch vorzuziehen: indem er nicht nur aus dreyen Trauerſpielen, und dreyen Luſtſpielen beſteht; ſondern auch zum Beſchluſſe noch ein kurzes Nachſpiel aufzuweiſen hat, wodurch er denn beyden folgenden Bänden überlegen iſt. Von allen ſieben Stücken aber habe ich noch etwas weniges, auf hiſtoriſche Art zu melden.

Das erſte iſt der berühmte Horaz, aus dem Peter Corneille, als dem größten tragiſchen Dichter, den Frankreich hervorgebracht hat. Von dem Werthe dieſes Stückes insbeſondre, darf ich nichts ſagen; indem es von Liebhabern und Kennern, längſt unter die beſten Stücke dieſes Poeten gezählet worden. Ich will damit nicht behaupten, daß es ganz ohne Fehler wäre: nein, die tragiſche Dicht-

kunſt hat ſo viele Schwierigkeiten, daß es faſt unmöglich iſt, dem Tadel der Kunſtrichter ganz zu entgehen; und dasjenige Trauerſpiel iſt das beſte, welches die kleinſten Mängel hat. In meinen Noten zum Ariſtoteles wird ſich davon mit mehrerm reden laſſen, und ich komme alſo auf die deutſche Ueberſetzung ſelbſt. Ich habe dieſelbe die Horazier genennet, ohngeachtet weder Corneille, noch der vornehme Herr Ueberſetzer ſie ſo betitelt hatte. Allein meine Urſache iſt leicht zu begreifen. Es kommen ja wirklich zweene Horazier, nämlich Vater und Sohn, darinnen vor. Beyde ſind ſo zu reden die Helden des Trauerſpiels; beyde ſind darinn ſo groß und edelmüthig abgeſchildert, daß ſie die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer um die Wette auf ſich ziehen: beyde verdienen alſo, daß das Stücke von ihnen den Namen habe. Sonſt iſt dieſe Ueberſetzung ſchon vor etlichen Jahren in Schleſien im Drucke erſchienen, und auf verſchiedenen Schaubühnen mit Beyfalle aufgeführet worden. Dem ungeachtet würde ich mir doch die Freyheit nicht genommen haben, dieſelbe von freyen Stücken in dieſes Werk mit einzurücken, wenn nicht Se. hochfreyherrl. Gnaden der Herr Ueberſetzer, aus eigener Bewegung, und ohne alle vorhergehende Bekanntſchaft, mir

eine ſehr verbeſſerte Abſchrift zugeſandt, und die Erlaubniß gegeben hätten, dieſelbe ans Licht zu ſtellen. Der geneigte Leſer wird dieſem geſchickten Poeten, der dadurch ſowohl ſeinem Vaterlande, als ſeinem Geſchlechte und der Schaubühne ſelbſt, Ehre macht, deſto verbundener dafür ſeyn, je unbekannter ihm die erſte Ausgabe geblieben; und je beſſer dieſe andre Auflage von allen Unvollkommenheiten der erſten befreyet iſt.

Das Luſtſpiel, welches darauf folget, iſt aus dem Düfreny, überſetzet, einem Comödienſchreiber, der in ſeinen Sachen nicht unglücklich geweſen. Er gehört mit zu den Neuern, die die franzöſiſche Schaubühne bereichert haben, und iſt nächſt dem Herrn Destouches hoch zu ſchätzen. Zwar der Character der Spielerinn iſt darinnen ſo hoch getrieben, als es nur möglich iſt; doch in ſolcher Verbindung der Umſtände, daß er die Wahrſcheinlichkeit eben nicht beleidiget. Freylich ſpielt ſie nicht etwa nur das gewöhnlichen Lomber oder Quadrillenſpiel; ſondern Baſſette und Pharaon, als die großen Spiele, die unter dem bürgerlichen Frauenzimmer in Deutſchland noch nicht eingeriſſen ſind. Eben darum hat der Herr Ueberſetzer die Scene nach Prag geſetzet, wo es unter dem Adel auch dergleichen Spielerinnen

ſchon geben kann. Alle übrige Umſtände ſind nach dieſer Bedingung eingerichtet, um dadurch dem ganzen Stücke ein deutſches und einheimiſches Anſehen zu geben. Von dem Herrn Ueberſetzer darf ich nichts mehr ſagen, als das er eben derſelbe iſt, der in dem VII. Bande der critiſchen Beyträge, die Sache der in ungebundner Rede verfertigten Comödie, ſo geſchickt vertheidiget hat.

Das dritte Stück in der Ordnung iſt mein Cato. Von dieſem darf ich um ſoviel weniger etwas melden, da er ſchon in dreyen verſchiedenen Auflagen erſchienen iſt, und auch in ſeinem vorigen unvollkommenen Stande, das Glück gehabt, den Beyfall der Deutſchen zu erhalten. Nun hätte mich zwar dieſes abhalten ſollen, ihn auch in dieſer Schaubühne den Liebhabern theatraliſcher Stücke nochmals aufzudringen. Allein verſchiedene Urſachen haben mich zu dem Gegentheile bewogen. Erſtlich zwar iſt dieſes Stücke in der That das erſte, welches bey der letzten Verbeſſerung unſrer deutſchen Schaubühne, die ſeit zwölf Jahren erfolget iſt, ans Licht getreten iſt. Ich habe es damit zuerſt gewaget, von der Gewohnheit unſer neuern Poeten abzugehen, und dem Handwerksneide unſrer Comödianten einen Stoß zu geben; die gern

aus allem was ſie ſpielen, ein Geheimniß machen wollen. Und ich habe das Vergnügen gehabt zu ſehen, daß ſeit der Zeit die tragiſche Poeſie bey uns Deutſchen wieder rege geworden; indem an verſchiedenen Orten geſchickte Dichter aufgeſtanden, die theils durch Ueberſetzungen, theils durch eigene Arbeiten, unſrer Schaubühne aufzuhelfen, bemühet geweſen. War es nun alſo nicht billig, dieſes Stück, das der neuern tragiſchen Poeſie bey uns die Bahn gebrochen, auch in den I Band dieſer Sammlung theatraliſcher Stücke einzurücken?

Hernach wird ſich der geneigte Leſer ſchon aus der Vorrede des II. Bandes erinnern, daß dieſer Cato das Glück gehabt, auch außer unſern Grenzen, unſern Nachbarn bekannt zu werden, und ihnen einen ziemlich vortheilhaften Begriff von unſerer Schaubühne beyzubringen. Der Herr Riccoboni zu Paris, hat in der Hiſtoire Critique de tous les Theatres de l'Europe, ſo gar einen ausführlichen Auszug aller Aufzüge und Auftritte deſſelben gemacht; und alſo den Inhalt deſſelben allen denen, die franzöſiſche Bücher leſen, vor Augen geleget. Wie leicht kann es kommen, daß auch dieſe deutſche Schaubühne über die deutſchen Grenzen geht? und wie leicht kann es kommen,

daß Ausländer, die den riccoboniſchen Auszug geleſen, oder die Nachricht davon im Journal des Savans gefunden, ſo gleich daran denken, und nicht übel zufrieden ſind, wenn ſie das Stück ſelbſt in dieſem Bande antreffen.

Die dritte und bündigſte Urſache endlich, dieſen Cato hier einzurücken, gaben wohl hauptſächlich die wichtigen Veränderungen, die ich darinn zu machen hatte. Die dritte Auflage dieſes Trauerſpiels war ohne mein Vorwiſſen geſchehen: und da ich ſeit der andern von 1735, in verſchiedenen Stellen etwas zu verbeſſern gefunden; ſo war mir durch dieſen heimlichen Nachdruck die Gelegenheit entgangen, mein Werk auszuputzen, und es dadurch des Beyfalls unſrer Kenner etwas würdiger zu machen. Sonderlich habe ich nunmehro auch in dieſem Stücke, durchgehends das edle Du der Alten, anſtatt des franzöſiſchen Euch und Ihr, eingeführet. Dieſes hat nun manchen Vers viel ſtärker und nachdrücklicher gemacht, als er vorhin hat werden wollen. Die critiſchen kleinen Schriften, die ihn übrigens bey den letzten Auflagen begleitet haben, ſind hier billig weggeblieben. Die Liebhaber davon werden ſie ſchon in den critiſchen Beyträgen antreffen. Des Herrn von Fenelon Gedanken von der Tragödie

und

und Comödie aber, wird hier am Ende dieſer Vorrede, ſtatt einer Einleitung zu dieſer ganzen Schaubühne ſtehen, nach welcher ſich billig alle theatraliſche Poeten richten ſollen.

Das Luſtſpiel, welches nunmehro folget, iſt der Miſantrop, oder Menſchenfeind. Es war doch wohl billig, in dieſer Schaubühne auch aus dem Moliere, als dem erſten Verbeſſerer des franzöſiſchen Luſtſpiels, etwas den Deutſchen vorzulegen. Nun iſt aber dieſer Menſchenfeind, ſelbſt nach dem Urtheile der beſten Kunſtrichter, das Meiſterſtück des Moliere geweſen: und ſo ſehr er ſich zuweilen in einigen ſeiner Schauſpiele zu dem Geſchmacke des Pöbels herunter gelaſſen, und den Poſſenſpielen der gemeinen welſchen Schauſpiele genähert hat; ſo edel hat er ſich in dieſem Stücke bey den Sitten des Adels zu erhalten, und ſeinen vorhabenden Helden ohne alle Niederträchtigkeit abzuſchildern gewußt. Ich darf es nicht ſagen, daß dieſer Menſchenfeind, mit allem ſeinem Zorne auf die Sitten der Zeit, ſich auch auf unſer Vaterland vortrefflich ſchicket. Wenn Moliere mitten unter uns gelebt hätte, ſo hätte er nicht beſſer ſchreiben können, als er geſchrieben hat. Das Frauenzimmer ſelbſt iſt darinnen unſern deutſchen Hofdamen ſo ähnlich,

als ein Ey dem andern: folglich ſchickt es ſich denn um ſo viel beſſer, daß auch hier, wie in allen übrigen Luſtſpielen, lauter deutſche Namen, an die Stelle der franzöſiſchen gekommen ſind. Die geſchickte Ueberſetzerinn, wird verhoffentlich auch damit Dank verdienen, daß ſie des Moliere Verſe nur in ungebundner Rede überſetzet, und alſo das Stücke ſelbſt dem täglichen Umgange deſto ähnlicher gemacht hat.

Der Cid, der nunmehro folget, iſt dasjenige Stück, wie bekannt iſt, welches vor hundert Jahren in Frankreich zuerſt die tragiſche Schaubühne berühmt gemacht hat. Er iſt damals mit ſo unglaublichem Beyfalle aufgenommen worden, daß weder der Verdruß des großen Cardinals Richelieu, noch die ſcharfe Beurtheilung des Herrn Scudery, noch auch die critiſche Unterſuchung der ganzen franzöſiſchen Academie etwas dawider vermocht haben. Man hat deswegen allemal dafür gehalten, daß dieſes eins der beſten Stücke des Corneille wäre, ſo wie es eins von den erſten geweſen, die er gemacht hat. Es iſt hier der Ort nicht, dieſes zu unterſuchen; der critikliebende Leſer, muß hier entweder mit eigenen Augen ſehen, oder den II. Band des Theatre de P. Corneille nachſchla-

ſchlagen; oder ſich gedulden, bis ich in meinen Anmerkungen über Ariſtotels Poetik davon handeln kann.

Was die deutſche Ueberſetzung anlangt, ſo haben wir dieſelbe einem vornehmen Manne zu danken, der ſich durch viel wichtigere Verdienſte, als die Poeſie geben kann, zu den anſehnlichſten Aemtern empor geſchwungen hat. Er hat dieſelbe bereits vor zwey und vierzig Jahren, und alſo in ſeiner Jugend verfertiget, als er mit einem jungen Grafen, den er als Hofmeiſter geführet, am Braunſchweigiſchen Hofe gelebet: welchen damals der durchlauchtigſte Herzog Anton Ulrich, preiswürdigſten Andenkens, zu einer Reſidenz der deutſchen Muſen gemacht. Eben dieſes durchlauchtigſten Herzogs Verlangen und Befehl munterte dieſen geſchickten Dichter auf, ſich an die Ueberſetzung dieſes Trauerſpiels zu machen; und der Beyfall eines ſo erleuchteten Hofes, hat ihm die darauf gewandte Mühe reichlich vergolten. Ich habe mirs alſo für eine Pflicht geſchätzet, dieſe wohlgerathene Ueberſetzung, die gleich damals im Drucke erſchienen, der Welt nochmals vor Augen zu legen; zumal ich nicht nur die Erlaubniß dazu von dem Herrn Verfaſſer, ſondern auch eine von deſſelben eigner

Feder verbeſſerte Abſchrift davon zu erhalten, das Glück gehabt. Der geneigte Leſer wird mir alſo für die Mittheilung eines ſo ſelten gewordenen, und nunmehr um ein vieles verbeſſerten Stückes ohne Zweifel verbunden ſeyn.

Das ſechſte Stück endlich, iſt des Herrn Profeſſor Hollbergs politiſcher Kannengießer. Die vortreffliche Gabe dieſes geſchickten Dichters, iſt unſern Leſern ſchon aus den beyden andern Bånden bekannt geworden: und in dieſem Luſtſpiele wird man ſich zweifelsfrey noch mehr in der guten Meynung von ihm beſtåtigen. Ich habe nicht Urſache mehr davon zu ſagen; und den Leſer von dem Nachſchlagen derſelben långer abzuhalten. Der gelehrte Herr Profeſſor Detharding in Altona hat uns das Vergnügen machen wollen, die Ueberſetzung derſelben zu verfertigen, die wir vielleicht ſonſt noch lange håtten entbehren müſſen; und er verdienet alſo billig von allen Liebhabern der Schaubühne, einen beſondern Dank dafür.

Hierbey würde es nun in dieſem I. Bande, ſo wie in den beyden andern ſein Bewenden gehabt haben: wenn nicht dieſe ſechs Stücke wider Verhoffen etwas kürzer gefallen wåren, als man gewünſchet. Um alſo dieſen Band an Größe und Zahl der Bogen den

andern gleich zu machen, ſo hat man dem geneigten Leſer noch die Widerſprecherinn aus dem Düfreny, als eine Zugabe mittheilen wollen. Es iſt dieſes ein artiges Nachſpiel, welches verhoffentlich den Leſern und Kennern nicht misfallen, und alſo meiner lieben Gehülfinn auch die Mühe belohnen wird, die ſie darauf gewandt, indem ſie es überſetzet hat. Wenn es von geſchickten Comödianten aufgeführt werden ſollte, ſo wird es ſich ohne Zweifel den Beyfall aller Kenner zu erwerben wiſſen.

Nachdem ich nun von dem Inhalte dieſes Bandes Nachricht gegeben, ſo iſt nichts übrig, als daß ich noch von der künftigen Fortſetzung dieſes Werkes etwas weniges gedenke. Ich habe die erſten drey Theile der deutſchen Schaubühne mehrentheils mit lauter Ueberſetzungen angefüllet, außer daß in dem dritten Bande zwey urſprünglich deutſche Stücke ſtehen, und in dieſem erſten mein Cato enthalten iſt, der nicht wohl für eine Ueberſetzung gelten kann. Nunmehro würde es ferner unnöthig ſeyn, unſre Schaubühne mit Ueberſetzungen zu überhäufen. Wenn muntre Dichter ſo viel gute Muſter vor Augen haben, ſo können ſie

ſich ſchon den Geſchmack ſo bilden, daß ſie weiter keine Hülfe der Ausländer bedürfen. So wie ich es alſo nicht länger für rathſam halte, ewig bey unſern Nachbarn in die Schule zu gehen, und ſich unaufhörlich auf eine ſclaviſche Nachtretung ihrer Fußtapfen zu befleißen: ſo glaube ich, daß es nunmehro Zeit ſey, unſre eigene Kräfte zu verſuchen, und die freyen deutſchen Geiſter anzuſtrengen; deren Kraft gewiß, wie in andern Künſten und Wiſſenſchaften, alſo auch in der theatraliſchen Dichtkunſt, unſern Nachbarn gewachſen, ja überlegen ſeyn wird. Der Verſuch iſt ſchon gemacht, und es haben ſich theils hier, theils in Hamburg, theils an andern Orten, bereits geſchickte Dichter gefunden, die ſich in tragiſchen und comiſchen Stücken gewieſen haben: derer nicht zu gedenken, die ſchon im Begriffe ſtehen, hervorzubrechen. Alle dieſe nun, will ich hiermit nachdrücklichſt aufgemuntert haben, mir ihre Ausarbeitungen zuzuſenden, und die Bekanntmachung derſelben nach und nach gewärtig zu ſeyn.

Schlüßlich ſollte ich auch noch dem gelehrten Hrn. M. Richter, Rectorn in Annaberg, auf die in ſeiner Einladungsſchrift zu einigen

Schul-

Schulcomödien, gemachten Einwürfe wegen der luſtigen Schauſpiele, etwas antworten. Doch weil ſich dieſes in den critiſchen Beyträgen etwas ausführlicher thun läßt, als hier: ſo habe ich es billig dahin verſparet, und will den geneigten Leſer in das 28 Stück, als das letzte des VII. Bandes hiermit verwieſen haben. Nichts wird mir indeſſen angenehmer ſeyn, als wenn ſo wohl dieſer geſchickte Mann, als andre wackere Schulmänner dieſe meine Schaubühne zu ihren Abſichten bequem finden, und der ihnen anvertrauten Jugend eine nützliche Uebung dadurch verſchaffen werden. Und wie ich es auch mit Vergnügen wahrgenommen, daß verſchiedene Geſellſchaften deutſcher Comödianten, die bisher in Hamburg, Königsberg, Danzig, Frankfurt am Mayn, und anderwärts ihre Bühnen eröffnet, ſich verſchiedene Stücke aus dieſer Schaubühne zu Nutze gemacht: alſo wünſche ich, daß ſie und andre ihres gleichen, ferner fortfahren mögen, ihre Zuſchauer auf eine ſo vernünftige und geläuterte Art zu beluſtigen.

Geſchrieben an der Neujahrs-
meſſe 1742.

Gottſched.

Bayerische Staatsbibliothek München

Des Erzbiſchofs von Cambray, De la Motte Fenelon, Gedanken von der Tragödie.

überſetzt von

J. C. G.

Zuförderſt muß man die Tragödie von der Comödie unterſcheiden. Jene ſtellt die großen Begebenheiten vor, welche die heftigen Gemüthsbewegungen erregen. Dieſe iſt zufrieden, daß ſie die Sitten der gemeinen Leute vorſtellet.

Was die Tragödie anlanget, ſo muß ich gleich anfangs erinnern, daß ich die Verbeſſerung derjenigen Schauſpiele nicht wünſche, wo man die verderbten Neigungen nur darum vorſtellet, um ſie zu entzünden. Wir wiſſen, daß Plato und die weiſeſten Geſetzgeber der Heyden, aus jeder wohleingerichteten Republik, die Fabeln und muſikaliſchen Inſtrumente verbannet, die durch Erregung der Wolluſt ein Volk verzärteln konnten. Wie ſtrenge ſollten denn nicht die chriſtlichen Völker wider die anſteckenden Schauſpiele ſeyn? Weit gefehlt, daß ich dergleichen Schauſpiele* verbeſſert und vollkommener gemacht zu ſehen wünſchen ſollte: ſo ſpüre ich vielmehr eine wahrhafte Freude bey mir, daß ſie in ihrer Art ſehr unvollkommen bey uns

* Die Opern.

uns ſind. Unſere Poeten haben ſie ſehr matt, abgeſchmackt und ſo verliebt gemacht, als die Romane. Man redet von nichts darinnen, als von Flammen, von Ketten, und von Martern. Man will darinn bey geſundem Leibe ſterben. Eine ſehr unvollkommene Perſon wird eine Sonne, oder zum wenigſten eine Aurora genennet. Ihre Augen ſind zween Sterne. Alle Ausdrückungen ſind zu hoch getrieben, und nichts zeiget einen wahrhaften Affect. Aber deſto beſſer iſt es! Je ſchwächer das Gift iſt, deſtoweniger ſchadet es. Indeſſen dünkt mich, daß man den Trauerſpielen einen wunderwürdigen Nachdruck geben könnte: wenn man den ſehr philoſophiſchen Begriffen des Alterthums folgen wollte, ohne die ſo flatterhafte und unordentliche Liebe mit einzumengen, die ſo viel Unheil anrichtet.

Bey den Griechen war die Tragödie von der ſchändlichen Liebe ganz frey. Der Oedipus des Sophokles z.E. hat nicht die geringſte Vermiſchung dieſes Affects, als der zur Hauptſache gar nicht gehörete. Die andern Trauerſpiele dieſes großen Mannes ſind eben ſo. Corneille hat die Handlung nur geſchwächet, indem er ſie zwiefach gemachet, und den Zuſchauer ſeines Oedipus, durch die Zwiſchenfabeln von der froſtigen Liebe des Theſeus gegen die Dirce, zerſtreuet hat. Racine iſt in eben den Fehler verfallen, als er ſeine Phädra gemacht hat. Er hat ein zwiefaches Schauſpiel gemacht, indem er zu der raſenden Phädra, einen, wider ſeinen Character, ſeufzenden Hippolytus gepaaret. Er hätte die Phädra allein ſollen raſen laſſen. Die Handlung wäre dadurch einfach und kurz, leb-

haft und ſchleunig geworden. Allein unſre beyde tragiſchen Poeten, die ſonſt das gröſte Lob verdienen, ſind von dem Strome hingeriſſen worden. Sie haben ſich nach dem Romanengeſchmacke bequemet, der die Oberhand bekommen hatte. Die Mode der aufgeräumten Köpfe mengete überall die Liebe mit ein. Man bildete ſich ein, es wäre unmöglich, ohne eine verliebte Verwirrung, zwey Stunden lang dem Ekel und Ueberdruſſe zu entgehen. Man glaubte, es wäre billig, bey der allerwichtigſten und beweglichſten Vorſtellung ungeduldig zu werden, wo nicht ein ſchmachtender Held, dieſelbe zu unterbrechen, käme. Und gleichwohl mußten noch alle ſeine Seufzer mit Spitzfindigkeiten ausgeputzet ſeyn: ja ſeine Verzweiflung mußte ſich mit epigrammatiſcher Scharfſinnigkeit ausdrücken. Da ſieht man, was die Begierde zu gefallen, den gröſten Scribenten auch wider die Regeln abdringet. Daher kömmt dieſe ſo gekünſtelte Leidenſchaft:

Impitoyable ſoif de gloire,
Dont l'aveugle & noble tranſport
Me fait précipiter ma mort,
Pour faire vivre ma memoire.
Arrête pour quelques moments
Les impetueux ſentiments
De cette inexorable envie;
Et ſouffre qu'en ce triſte jour,
Avant que de donner ma vie,
Je donne un ſoupir à l'Amour.

d. i.

Du unbarmherziger Durſt nach Ehren, deſſen blinde und edle Entzückung mich reizet, meinen Tod zu beſchleunigen, um meine Ehre leben zu laſſen. Halte doch die ungeſtümen Empfindungen dieſer unerbittlichen Begierde auf einige Augenblicke zurück; und erlaube, daß ich an dieſem traurigen Tage, ehe ich meinen Geiſt aufgebe, noch der Liebe einen Seufzer geben könne.

Man hatte nicht das Herz zu ſterben, ohne ein paar ſinnreiche Einfälle und Gedankenſpiele in ſeinem letzten zu ſagen. Daher kömmt dieſe ſo ſchwülſtige und gezierte Verzweifelung:

(Aus dem Cid ſ. die 343 S. dieſes B.)

Percé juſques au fonds du cœur
D'une atteinte imprévuë auſſi-bien que mortelle;
Miſerable vangeur d'une juſte querelle,
Et malheureux objet d'une injuſte rigueur.

d. i.

Bis in den Grund des Herzens durchbohret, von einem ſo unverſehenen als tödtlichen Angriffe! Elender Rächer einer gerechten Zwietracht, und unglücklicher Gegenſtand einer ungerechten Strengigkeit!

Niemals hat ein ernſtlicher Schmerz eine ſo prächtige und gezwungene Sprache geredet. Mich dünkt auch, daß man die ſchwülſtige Hoheit aus der Tragödie verbannen müſſe, die wider alle Wahrſcheinlichkeit läuft. Zum Exempel, dieſe Verſe haben, ich weis nicht was hochtrabendes.

Im-

Impatients deſirs d'une illuſtre vengeance,
A qui la mort d'un pere a donné la naiſſance,
Enfans impétueux de mon reſſentiment,
Que ma douleur ſéduite embraſſe aveuglement,
Vous regnez ſur mon ame avecque trop d'empire,
Durant quelques momens ſouffrez que je reſpire,
Et que je conſidere en l'état où je ſuis,
Et ce que je hazarde, & ce que je pourſuis.

Corn. Cinna Act. 1. ſc. 1.

d. i.

Du ungeduldiges Verlangen einer anſehnlichen Rache, dem der Tod eines Vaters das Leben gegeben; ungeſtümes Kind meiner Empfindlichkeit, das mein verleiteter Schmerz blindlings umarmet: du regierſt mit gar zu großer Gewalt über meine Seele; erlaube doch, daß ich noch einige Augenblicke Athem holen, und in dem gegenwärtigen Zuſtande ſo wohl das, was ich wage, als das, wornach ich ſtrebe, erwegen mag.

Boileau fand in dieſen Worten ein Geſchlechtregiſter, des **ungeduldigen Verlangens nach einer anſehnlichen Rache**, welches das **ungeſtüme Kind** einer edlen **Empfindlichkeit** war, und von einem **verführten Schmerze umarmet worden.** Anſehnliche Leute, welche mit einer Gemüthsbewegung auf der Schaubühne reden, müſſen zwar edel und lebhaft reden. Allein man redet doch natürlich, und ohne dieſe geſuchten Umſchweife; wenn die Leidenſchaft redet.

Racine

Racine war von dieſem Fehler nicht befreyet, den die Gewohnheit faſt nothwendig gemacht hatte. Nichts iſt unnatürlicher, als die Erzählung vom Tode des Hippolytus, wie ſie am Ende der Phädra vorkömmt; welches Trauerſpiel doch ſeine großen Schönheiten hat. Theramenes, der dem Theſeus den traurigen Tod ſeines Sohnes zu erzählen kömmt, ſollte ihm nur zwey Worte, und die zwar noch ganz entkräftet und abgebrochen ſagen! **Hippolytus iſt todt! Ein Ungeheuer hat ihn umgebracht, das durch den Zorn der Götter aus dem Meere geſandt worden. Ich hab es ſelbſt geſehen!** Ein ſolch erſchrockener, aus ſich ſelbſt geſetzter, und faſt athemloſer Menſch kann ſich unmöglich die Zeit nehmen, die allerprächtigſte und zierlichſte Beſchreibung von dem Drachen zu machen.

L'œil morne maintenant & la téte baiſſée
Sembloient ſe conformer à ſa triſte penſée &c.
La terre s'en émeut, l'air en eſt infecté,
Le flot qui l'apporta, recule épouvanté.

Racine, Phed. Act. v. Sc. vi. &c.

d. i.

Indeſſen ſchien ſein finſteres Auge und ſein gebücktes Haupt ſich ſehr wohl zu ſeinen traurigen Gedanken zu ſchicken ꝛc. Die Erde erſchüttert davon, die Luft iſt dadurch angeſteckt, die Welle, die ihn ans Ufer warf, flieht erſtaunet zurücke.

Wie weit iſt Sophokles von dieſer übelangebrachten und unwahrſcheinlichen Zierlichkeit entfernet! Er läßt den Oedipus nichts als gebrochene Worte ſagen.

Alles

Alles iſt lauter Traurigkeit, ἰού, ἰού: αἶ αἶ αἶ: φεῦ. φεῦ. Es iſt vielmehr ein Seufzen, oder ein Geſchrey, als eine Rede. „Ach, ach! ruft er: Es iſt al„les am Tage! O Sonnenlicht, itzt ſehe ich dich zum „letzten male = = = Ach! Ach! Wehe mir! Wo „bin ich Unſeliger? Wie kömmt es, daß mir die „Stimme auf einmal gebricht? O Glücke! wo biſt „du geblieben? = = = Ich Unglückſeliger! Ich Un„glückſeliger fühle eine grauſame Raſerey, nebſt der „Erinnerung meines Elendes in mir. = = = O ihr „Freunde, was habe ich noch mit Vergnügen zu ſe„hen, zu lieben, zu ſprechen, zu hören? Verbannet „doch von euch, ihr Freunde, je eher, je lieber einen „Böſewicht, einen verfluchten Menſchen, das Scheu„ſal der Götter und Menſchen. = = = Wehe dem, „der mich in der Wildniß, wohin ich geworfen war, „von meinen Stricken los gemacht, und mir das Le„ben gerettet hat. O grauſame Hülfleiſtung! Ich „würde mit viel geringerm Schmerze für mich und „die Meinigen geſtorben ſeyn. = = = Ich würde we„der ein Vatermörder, noch der Mann meiner Mut„ter geworden ſeyn; itzo aber bin ich vollkommen „unglücklich. Ich Armſeliger habe meine Aeltern „geſchändet, und von derjenigen Kinder gezeuget, die „mich zur Welt gebohren hat.

So redet die Natur, wenn ſie dem Schmerze nachgeben muß. Was iſt aber jemals von den Spitzfindigkeiten ſinnreicher Einfälle weiter entfernet geweſen? Mit eben dem lebhaften und ungekünſtelten Schmerze reden auch Herkules und Philoktetes bey dem Sophokles.

Racine, der die großen Muſter des Alterthums ſehr ſtudiret hatte, hatte ſich einen Entwurf zu einer franzöſiſchen Tragödie vom Oedipus, nach dem Geſchmacke Sophoklis und nach der griechiſchen Einfalt gemacht, ohne die geringſte Liebesgeſchichte mit einzuflechten. Ein ſolches Schauſpiel würde ſehr ſehenswürdig, lebhaft, ſchleunig, und einnehmend geweſen ſeyn. Es würde nicht ein Händeklatſchen erwecken; aber es würde außer ſich ſelbſt ſetzen. Es würde Thränen abnöthigen; es würde nicht Athem holen laſſen; es würde die Liebe zur Tugend und den Haß gegen die Laſter wirken; es würde die Abſichten der beſten Geſetze mit großem Vortheile befördern. Die allerreinſte Religion ſelbſt würde dadurch nicht beunruhiget werden. Man würde nur die falſchen Zierathe davon abſchneiden dörfen, die ohnedieß wider die Regeln ſind.

Unſere gar zu gezwungene Verskunſt zwinget oft die beſten tragiſchen Poeten, Verſe, die mit Beywörtern überhäuft ſind, zu machen, um nur einen Reim zu erhaſchen. Um einen guten Vers zu haben, muß man ihm einen ſchwachen zupaaren, der ihn verderbet. Zum Exempel, ich ergetze mich, wenn ich die Worte leſe: *

Qu'il

* Man muß wiſſen, daß dieſe Worte von dem alten Horaz geſagt werden, als man ihm die Nachricht bringet, daß zween ſeiner Söhne ſchon im Streite mit den Curiatiern umgekommen, der dritte aber geflohen ſey. Er ſchilt über dieſen Flüchtling aufs heftigſte: und da man ihn fragt, was er denn hätte machen ſollen, da er mit

- - - Qu'il mourut!

Corneille in den Horatiern.

Allein den Vers kann ich nicht leiden, der um des Reimes willen gleich darauf folget:

Ou qu'un beau déſeſpoir alors le ſecourut.

Die hochgetriebenen Umſchreibungen unſrer Verſe haben nichts natürliches. Sie ſtellen nicht Menſchen vor, die in einem ernſtlichen, edlen und heftigen Geſpräche begriffen ſind. Man raubet dem Zuſchauer das gröſte Vergnügen im Schauſpiele, wenn man ihm die Wahrſcheinlichkeit raubet. Ich geſtehe es, daß die Alten der Tragödie eine gewiſſe erhabene Schreibart zugeſtanden.

Aut tragica deſaeuit & ampullatur in Arte,

Hor. Epiſt. l. 1. ep. 3.

Allein dieſes Erhabene muß nicht die Nachahmnng der wahren Natur verderben. Es kann dieſelbe nur etwas ſchöner und größer abſchildern: aber ein jeder Menſch muß allezeit menſchlich reden.

Nichts iſt lächerlicher für einen Held, als wenn er in den wichtigſten Handlungen ſeines Lebens mit dem Adel und Nachdrucke ſeiner Worte nicht die Einfalt verbindet, die allem Schwulſte zuwider iſt.

Proiicit ampullas & ſesquipedalia verba.

Horat. Art. poet.

Man darf nur den Agamemnon ſtolz, den Achilles hitzig, den Ulyſſes klüglich, die Medea raſend reden laſſen.

---

mit drey Feinden zu fechten gehabt? ſo ſagt er ganz kurz: Sterben hätte er ſollen! welches gewiß recht großmüthig und römiſch klinget. Siehe die 46 Seite dieſes Bandes nach.

aſſen. Allein die aufgeblaſene und ausſchweifende Schreibart verderbt alles. Je mehr man große Charactere oder Gemüthsarten, und ſtarke Leidenſchaften vorſtellet, deſto mehr edle und gewaltige Einfalt muß man hinein bringen.

Mich dünkt ſo gar, daß man auch den Römern einen gar zu praleriſchen Ausdruck gegeben hat. Sie dachten freylich ſehr hoch hinaus; aber ſie redten doch beſcheiden. Sie waren ein herrſchendes Volk, Populus late rex, wie Virgil ſagt: aber dieſes Volk war in der Art des Ausdrucks, und im Umgange ſo gelinde, als eifrig es war, die Völker zu überwinden, die ihm ſeine Macht misgönneten.

Parcere ſubiectis & debellare ſuperbos.

Virg. Aeneid. VI.

Horaz hat eben dieſe Abſchilderung mit andern Worten gegeben:

Imperet bellante prior, iacentem
lenis in hoſtem.

Carm. Saecul.

Es ſcheinet kein rechtes Verhältniß zwiſchen dem Nachdrucke zu ſeyn, womit Auguſtus in dem Trauerſpiele Cinna redet; und zwiſchen der beſcheidenen Einfalt, worunter ihn Suetonius in allen ſeinen Sitten abſchildert. Er ließ noch in Rom einen ſo großen Schein von der alten Freyheit der Republik, daß er nicht einmal Herr geheißen ſeyn wollte. Manu, vultuque indecoras adulationes repreſſit, & in ſequenti die graviſſimo corripuit edicto, Dominumque ſe poſthac appellari ne a liberis qui-

dem aut nepotibus, vel ſerio, vel joco paſſus eſt. - - - - - In conſulatu pedibus fere, extra conſulatum ſaepe adoperta ſella per publicum inceſſit. Promiſcuis ſalutationibus admittebat & plebem - - - - Quoties magiſtratuum comitiis intereſſet, tribus cum candidatis ſuis circuibat, ſupplicabatque more ſolemni. Ferebat & ipſe ſuffragium in tribu, vt vnus e populo - - - Filiam & neptes ita inſtituit, vt etiam lanificio aſſuefaceret - - - - Habitauit in aedibus modicis Hortenſianis, neque laxitate, neque cultu conſpicuis, vt in quibus porticus breues eſſent - - - - & ſine marmore vllo, aut inſigni pauimento conſpicuae, ac per annos amplius XL. eod. cubiculo hieme & aeſtate manſit - - - - Inſtrumenti eius & ſuppellectilis parſimonia apparet etiam nunc, reſiduis lectis atque menſis, quorum pleraque vix priuatae elegantiae ſunt - - - - Coenam trinis ferculis, aut, cum abundantiſſime, ſenis, praebebat, vt non nimio ſumtu, ita ſumma comitate - - - Veſte non temere alia quam domeſtica vſus eſt, ab vxore & ſorore & filia, neptibusque confecta - - - Cibi minimi erat atque vulgaris fere, &c.

Die Pracht und das hochtrabende Weſen ſchicket ſich viel weniger zu der römiſchen Höflichkeit, als zu dem Uebermuthe eines perſiſchen Königes. Ungeachtet der Strengigkeit des Tiberius, und der knechtiſchen Schmeicheley, darein die Römer zu ſeiner und ſeiner Nachfolger Zeit verfielen: ſo lernen wir doch vom Plinius, daß Trajanus noch als ein guter und geſelliger Bürger, in einer lieblichen Gemeinſchaf

mit

mit den Geringſten gelebet habe. Die Antwortſchreiben dieſes Kaiſers ſind kurz, ſchlecht weg, deutlich, und ferne von allem ſchwülſtigen Weſen. Die halberhobenen Figuren an ſeiner Seule ſtellen ihn allezeit in der beſcheidenſten Stellung vor, ſo gar wenn er ſeinen Legionen Befehl giebt. Alles was wir im Livius, im Plutarch, im Cicero, und Sueton leſen, das ſtellet uns die Römer als Leute dar, die in Gedanken ſtolz, aber in Worten ungekünſtelt, natürlich und beſcheiden waren. Sie haben nicht die geringſte Aehnlichkeit mit unſern aufgeblaſenen und ſtrotzenden Romanhelden gehabt. Ein großer Mann ſchreyet nicht wie ein Comödiant: er redet in ſeinen Geſprächen mit nachdrücklichen und wohlgefaßten Worten. Er ſagt nichts niederträchtiges; aber auch nichts geziertes oder hochtrabendes.

Ne, quicunque Deus, quicunque adhibebitur Heros,
Regali conſpectus in auro nuper & oſtro,
Migret in obſcuras humili ſermone tabernas,
Aut dum vitat humum, nubes & inania captet.
Hor. Art. Poet.

Die edle Art des tragiſchen Ausdruckes muß auch nicht hindern, daß die Helden ſelbſt nicht nach der Natur der Sachen, wovon ſie reden, mit einer anſtändigen Einfalt ſprechen ſollten.

Et Tragicus plerumque dolet ſermone pedeſtri.
Horat. ibidem.

* *

Gedanken von den Luſtſpielen

überſetzt von

L. A. V. G.

Die Comödie ſtellt die Sitten ſolcher Leute vor, die im Mittelſtande leben: alſo muß ſie in einer nicht ſo hohen Schreibart abgefaſſet ſeyn, als das Trauerſpiel. Der Soccus iſt ſchlechter als der Cothurnus. Allein gewiſſe Menſchen haben auch im niedrigſten Stande, ſo wohl als im höchſten, von Natur einen gewiſſen Hochmuth an ſich:

Iratusque Chremes tumido delitigat ore.

Horat. Art. Poet. verſ. 94.

Ich geſtehe es, daß mir die lächerlichen Stellen im Ariſtophanes oftmals niedrig vorkommen. Sie ſchmecken nach dem Poſſenſpiele, welches bloß darzu gemachet iſt, den Pöbel zu beluſtigen und zu locken. Was iſt wohl lächerlicher als die Malerey eines perſiſchen Königes, der mit vierzig tauſend Mann auf einen goldnen Berg zieht, um eine natürliche Nothdurft zu verrichten?

Freylich muß die Ehrfurcht gegen das Alterthum groß ſeyn; allein die Alten ſelbſt geben mir eine Gewalt wider die Alten. Horaz lehret mich vom Plautus urtheilen:

At noſtri proaui Plautinos et numeros, et
Laudauere ſales, nimium patienter vtrumque,
Ne dicam ſtulte, mirati: ſi modo ego, et vos
Scimus inurbanum lepido ſeponere dicto.

Ibid. verſ. 270. ſeqq.

Sollte

Sollte es wohl eine niederträchtige Art zu ſcherzen ſeyn, Vis comica die Cäſar im Terenz hat ſuchen wollen? Menander hatte ja demſelben einen reinen und auserleſenen Geſchmack beygebracht. Scipio und Lälius die Freunde des Terenz, unterſchieden ihm zum beſten, mit großer Zärtlichkeit dasjenige, was Horaz lepidum und was er inurbanum nennet. Dieſer comiſche Dichter hat zuweilen eine gewiſſe trockne Art zu ſcherzen, die nicht nachzuahmen iſt; die aber gefällt, und durch die bloße Erzählung einer gemeinen Sache, beweget.

Sic cogitabam: Hem, hic paruae conſuetudinis
Cauſa, mortem huius tam fert familiariter:
Quid ſi amaſſet? Quid mihi hic faciet patri?
Effertur. Imus etc.

Terent. Andr. Act. 1. Scen. 1.

Nichts iſt comiſcher, ohne daß ein einziger Character zu hoch getrieben wird. Die Folge dieſer Stelle iſt heftig:

At, at! hoc illud eſt!
Hinc illae lachrymae! haec illa eſt miſericordia!

Ibidem.

Hier iſt noch eine andere Erzählung, wo die Natur ganz allein redet:

Memor eſſem? O Myſis, Myſis! etiam nunc mihi
Scripta illa dicta ſunt in animo, Chryſidis
De Glycerio. Iam ferme moriens me vocat:
Acceſſi; vos ſemotae; nos ſoli; incipit:
Mi Pamphile, huius formam atque aetatem vides etc.
Quod ego te per hanc dextram oro, et ingenium tuum,
Per tuam fidem, perque huius ſolitudinem
Te obteſtor etc.
Te iſti virum do, amicum, tutorem, patrem, etc.
Hanc mi in manum dat, mors continuo ipſam occupat.
Accepi; acceptam ſeruabo. Ibid. Scen. VI.

Alles was der Witz dieſen ungekünſtelten, und rührenden Worten beyfügen könnte, würde ſelbige nur ſchwächer machen. Hier ſind aber noch andre, die bis zur wirklichen Entzückung gehen:

Neque virgo eſt vsquam, neque ego, qui illam e conſpectu amiſi meo.
Vbi quaeram? vbi inueſtigem? quem perconter? quam inſiſtam viam?
Incertus ſum: Vna haec ſpes eſt; vbi vbi eſt, diu celari non poteſt.
Terent. Eunuch. Act. 2. Scen. 4.

Auch in folgenden Worten zeiget ſich die Leidenſchaft annoch in voller Stärke:

Egone quid velim? Cum milite
Iſto praeſens, abſens vt ſies, etc.
Ibid. Act. 1. Scen. 2.

Kann man auch in der dramatiſchen Schreibart wohl etwas lebhafteres und artigers begehren?

Nun muß man bekennen, daß Moliere in der comiſchen Schreibart ſehr ſtark ſey: ja ich ſcheue mich nicht zu behaupten, daß er in gewiſſe Charactere noch tiefer eingedrungen ſey, als Terenz ſelbſt. Er hat eine größere Mannigfaltigkeit von Sachen. Er hat faſt alles, was man ungezogenes und lächerliches ſehen kann, mit ſtarken Farben abgeſchildert. Terenz beſchreibt nur geizige und mistrauiſche Alten, verſchwenderiſche und unverſchämte Jünglinge, geldgierige und ehrloſe Buhlerinnen, niederträchtige und ſchmeichleriſche Schmarutzer, verlogene und verwegene Sclaven. Und dieſe Charactere verdienten allerſeits auch nach den Sitten der Römer und Grie-

chen

chen abgehandelt zu werden. Ubrigens haben wir auch nur ſechs Stücke von dieſem großen Manne: Moliere aber hat einen ganz neuen Weg eröffnet. Kurz, ich ſage es noch einmal, ich finde ihn groß: aber ſollte es mir darum verwehret ſeyn, ihn von ſeinen Fehlern frey zu ſprechen?

Oftmals redet er ſehr übel, indem er gut denkt. Er bedienet ſich der gezwungenſten und unnatürlichſten Ausdrücke. Terenz ſaget in vier Worten mit der angenehmſten Einfalt, was dieſer nicht anders, als mit vielen Metaphoren vorbringt, die dem Galimathias ſehr nahe kommen. Seine Proſe iſt mir viel lieber, als ſeine Verſe mir ſind. Zum Exempel ſein Geizhals iſt ſchon nicht ſo ſchlecht geſchrieben, als ſeine poetiſchen Stücke. Es iſt zwar wahr, daß ihn die Einrichtung der franzöſiſchen Verſe gezwungen hat. Es iſt auch wahr, daß ihm die Verſe im Amphitryon beſſer gerathen ſind, weil er ſie ungleich gemachet hat. Aber kurzum, mich dünket, er rede auch in der Proſe noch nicht ungekünſtelt genug, um alle Leidenſchaften auszudrücken.

Zudem ſo hat er ſeine Charactere oft gar zu hoch getrieben. Durch dieſe Freyheit hat er dem gemeinen Manne gefallen wollen; er hat die nicht gar zu zärtlichen Zuſchauer rühren, und das lächerliche deſto empfindlicher machen wollen. Allein, ungeachtet man zwar eine jede Leidenſchaft in ihrem höchſten Grade bemerken muß; ungeachtet man ſie mit den lebhafteſten Farben ſchildern ſoll, um deren Ausſchweifung und Garſtigkeit deſto mehr zu zeigen: ſo

darf man doch deswegen nicht die Natur zwingen, und die Wahrſcheinlichkeit ganz aufgeben. Und alſo behaupte ich, trotz dem Plautus, in welchem wir das cedo tertiam! leſen, dennoch, gegen den Moliere: daß ein Geizhals, der nicht raſend iſt, niemals begehren wird, die dritte Hand desjenigen zu durchſuchen, den er für ſeinen Dieb hält.

Noch ein andrer Fehler des Moliere, den ihm viel kluge Leute verzeihen, und den ich ihm durchaus nicht verzeihen mag, iſt, daß er dem Laſter ein angenehmes, und der Tugend ein verhaßtes und allzuſtrenges Anſehen gegeben hat. Ich ſehe wohl, daß ſeine Vertheidiger behaupten werden: er wäre der wahren Gottesfurcht mit aller Ehre begegnet, er habe nur eine mürriſche Tugend, und eine verfluchenswürdige Heucheley angetaſtet. Allein, ich behaupte, ohne mich in einen ſo weitläuftigen Streit einzulaſſen, daß Plato und die andern Geſetzgeber des heydniſchen Alterthums niemals in ihren Republiken ein ſolches Spiel über die Sitten zugelaſſen haben würden.

Endlich kann ich mich nicht enthalten mit dem Boileau zu glauben, daß Moliere, der die Sitten ſeines Landes ſo ſtark und ſo ſchön beſchreibt, gar zu tief herunter ſinkt, wenn er die Narrenpoſſen der italiäniſchen Comoedien nachahmen will:

Dans ce ſac ridicule, ou Scapin s'enveloppe,
Je ne reconnois plus l'Auteur du Miſantrope.

Die

Die Horazier,

ein Trauerſpiel,

aus dem Franzöſiſchen

des

Hrn. Peter Corneille überſetzt

von

Friedr. Erdmann Freyh. von Glaubitz,

Kaiſerl. und Reichs Cammergerichtsaſſeſſorn.

*

Perſonen des Trauerſpiels.

Tullus Hoſtilius, König in Rom.

Der alte Horatius, ein Römiſcher Ritter.

Horatius, ſein Sohn.

Curiatius, ein Ritter aus Alba, und Bräutigam der Camilla.

Valerius, ein römiſcher Ritter, in die Camilla verliebt.

Sabina, des Horatius Gemahlinn und Schweſter der Curiazier.

Camilla, des Curiatius Braut, und Schweſter der Horazier.

Julia, ein römiſches Frauenzimmer, und gute Freundinn der Sabina und Camilla.

Flavian, ein Soldat aus Alba.

Proculus, ein römiſcher Soldat.

Der Schauplatz iſt zu Rom in des alten Horatius Hauſe.

* * *

Der erſte Aufzug.

Erſter Auftritt.

Sabina. Julia.

Sabina.

Erdulde meinen Schmerz, heiß alle Schwachheit gut,
Die Angſt iſt zu gerecht, in dieſer Unglückswuth.
Es folget Blitz auf Blitz. In ſolchen Ungewittern
Bleibt eine tapfre Bruſt nicht ohne Furcht und Zittern.
Ein unerſchrockner Held, der Muth und Feuer hegt,
Wird in dergleichen Noth zu wanken leicht bewegt.
Es iſt gewiß ſehr viel, wenn man bey ſolchen Schmerzen,
Bey zentnerſchwerer Pein, beym Kummer, der die Herzen
Entkräftet und zermalmt, nicht herbe Thränen ſieht;
Ja da mich aller Troſt, als eine Feindinn, flieht,
Und meiner Seufzer Glut bis an den Himmel ſteiget,
Doch meiner Augenpaar nicht trübes Waſſer zeiget.
Wer ſeinen Gram bezwingt, und ſich bemeiſtern kann,
Iſt zwar kein großer Held, doch hat er mehr gethan,
Als man von Weibern hofft: Auch bey geſetzten Frauen
Pflegt man in ſolcher Quaal die Augen naß zu ſchauen.

Julia.

Ein niederträchtig Herz bebt in der kleinſten Noth,
So Schatten, Schein als Traum drohn ihm bereits den Tod.
Allein ein hoher Geiſt lacht ſelbſt bey Sturm und Wellen,
Er weis der Hoffnung Schiff durch Anker feſt zu ſtellen.
Ob beyde Läger gleich an unſern Mauren ſtehn;
So bin ich doch getroſt. Rom kann nicht untergehn.
Die Heldenſtadt weis nicht, wie man das Feld verlieret,
Ihr tapfres Kämpfen wird mit Lorbern ſtets gezieret.
Verbanne, Schweſter, doch den kummervollen Sinn,
Und zeige dich beherzt, als eine Römerinn.

Sabina.

Weil mein Horatius ſich einen Römer nennet;
So hat man mir zugleich den Titel zuerkennet,
Als er mir ſeine Hand, ich ihm die meine gab;
Doch dieſes Bündniß bringt mir Feſſel, Schimpf und Grab,
Wenn ſolches mir befiehlt den liebſten Ort zu haſſen,
Der mich das Licht der Welt zum erſten ſehen laſſen.
Ach Alba! werthe Stadt! mein treues Vaterland,
Dir dank ich die Geburt, und erſtes Liebespfand;
Jetzt, da ſich zwiſchen uns und dir der Krieg entſpinnet,
Wein ich, wenn unſer Heer verlieret und gewinnet.
Rom, ſtrafſt du meinen Schluß, daß ich dir nicht den Sieg
Von Herzen gönnen will? So führe keinen Krieg
Mit meinem Vaterland, und wider nahe Freunde:
Alsdann ſeh ich mit Luſt den Untergang der Feinde.
Bedenk, ob ich dir Glück und Segen wünſchen kann?
Der Feinde Volk geht mich, wie deine Bürger, an;
Hier zeigt ſich mein Gemahl, dort ſind drey liebe Brüder:
Dein Sieg iſt der Natur, dein Fall der Eh zuwider.
Zwar weis ich dieſes wohl, daß dein ganz neuer Staat
Zu Mehrung ſeiner Macht den Krieg noch nöthig hat:
Daß das Verhängniß dir ein größer Reich beſchieden,
Iſt mir nicht unbekannt; daß du durch Ruh und Frieden
Nicht ſtärker werden kannſt; und daß das Rund der Welt
Allein durch Streit und Sieg zu deinen Füſſen fällt,

Stimm

Stimm ich dir willig bey: ich will auch mit Vergnügen
Nach unſrer Götter Schluß dein Wachsthum und dein Siegen
Nebſt deinen Lorbern ſehn. Ich ſchätze mich beglückt,
Wenn Spanien vor dir und deiner Macht ſich bückt!
Laß bis ins Morgenland dein Siegsgeſchrey erſchallen!
Laß Herkuls Säulenpaar mit Zittern niederfallen!
Ja ſchlage dein Gezelt am Ende von dem Rhein
Mit Ruhm und Ehren auf; ſo will ich Lorbern weihn.
Mit Alba ganz allein ſollſt du in Ruhe leben,
Mit Alba, welches dir den Romulus gegeben.
Erwegt dein Undank nicht, daß dieſe werthe Stadt
Dir, was du biſt und haſt, zuvor geſchenket hat?
Du ſtammſt von Alba her. Wie? Mußt du nicht erröthen?
Wo ſieht man doch ein Kind die treue Mutter tödten?
Laß deine Tapferkeit an fremden Völkern ſehn,
So kann von Alba dir noch mancher Dienſt geſchehn!
Verfolge ſie nicht mehr! So geht, wie Mütter pflegen,
Sie dir mit Lieb und Treu, mit Rath und That entgegen.

Julia.

Dein unverhoffter Schluß hat mich recht ſehr erſchreckt,
Es hat bisher bey dir ſehr wenig Furcht erweckt,
Daß unſer Kriegesheer nach tapfrem Streiten ſiegte,
Weil dich nur dein Gemahl und unſer Wohl vergnügte.
Man ſchätzt und ehrte dich als eine Römerinn:
Mein Augenmerk und Troſt war dein beherzter Sinn;
Ich ſahe freudenvoll um deines Mannes willen
Sich alle Sorg und Angſt für deine Freundſchaft ſtillen.
Mein Troſt und Zuſpruch war, wenn ich dich traurig fand:
Ich hoffe Glück und Sieg für Rom und unſer Land.

Sabina.

Ich ſah es meiſtentheils bey kleinen Treffen bleiben,
Die viel zu wenig ſind, ein Theil ganz aufzureiben:
Weil mancher Umſtand mich den Frieden hoffen ließ;
So rieth der Ehrgeiz mir, daß ich mich römiſch wieß.

Wenn mir der Römer Sieg Verdruß und Furcht erweckte;
Bemüht ich mich ſogleich, daß ich es wohl verdeckte.
Hat mich ihr Unglücksſtand bisweilen froh gemacht,
Wenn ich der Brüder Wohl und unſer Haus bedacht;
So hab ich doch die Gluth im Glimmen ſchon erſticket:
Und wenn erfreute Poſt mein Vaterland erquicket,
Hab ich aus Liſt geweint. Heut aber nehm ich nicht
Verſtelltes Weſen an, weil unſer Schickſal ſpricht,
Daß Alba, wo nicht Rom, als Sklavinn dienen müſſen:
Ja weil nach dieſer Schlacht ſich vor des Siegers Füſſen
Der überwundne Theil in Demuth legen muß,
So bin ich halb entſeelt; mein Herz iſt voll Verdruß.
Ich kann mein Vaterland nicht, als wie Feindinn, haſſen,
Und keinen Wunſch für Rom zum Himmel ſteigen laſſen,
Da durch der Meinen Blut ſein Sieg nur blühen kann.
Ich nehme mich nicht mehr bloß eines Menſchen an;
Ich bin für Alba nicht: doch muß ich frey bekennen,
Ich werde mich nicht mehr vollkommen römiſch nennen.
Der beyden Länder Fall erweckt mir Angſt und Schmerz,
Dem, den das Glück verläßt, verbleibt mein treues Herz.
Bis nach gehaltner Schlacht lieb ich noch alle beyde,
Hernach nehm ich allein am zugefügten Leide,
Nicht an dem Ruhme, Theil. Die Thränen wiedmen ſich
Für ein beſiegtes Heer; hingegen will ich mich
Der Sieger Tyranney ergrimmt entgegen ſtellen.

Julia.

Man ſpüret leider oft in gleichen Unglücksfällen
Der Sinnen Aenderung, der Neigung Unterſcheid.
Camilla ſieht anitzt der beyden Völker Streit
Mit andern Augen an; ihr Bruder iſt dein Leben,
Und deinem Bruder hat ſie Mund und Hand gegeben:
Sie findt in Rom ihr Blut, in Alba, was ſie liebt,
Und grämet ſich doch nicht: War ſie vorher betrübt,
Da man in deiner Bruſt ein römiſches Geblüte
Zu deinem Ruhme fand; war damals ihr Gemüthe

Mit Angſt und Furcht beſtrickt, wenn eine kleine Schlacht
Den einen Theil betrübt, den andern froh gemacht;
Und fühlte ſie vorhin die größten Seelenſchmerzen:
So gleichet ſie nunmehr den unerſchrocknen Herzen;
Sie zeigt ſich aufgeweckt, denn man hat ihr geſagt,
Dieß ſey der große Tag, wo man das Treffen wagt,
Nach deſſen Ausgang wir mit ſichern Gründen ſchließen,
Wen wir als Oberherrn und Sieger ehren müſſen,
Und wen man künftighin bezwungne Sclaven heißt.

Sabina.

Ich fürchte, Julia, daß dieſer muntre Geiſt,
Der bey der Schwägerinn ſich itzt zur Unzeit reget,
Verbothne Liebesglut, nicht keuſche Flammen, heget.
Denn weil Valerius ſo freundlich geſtern that;
So glaub ich, daß ſie ſich nunmehr geändert hat,
Daß deſſen Gegenwart den leichten Sinn ergetzet,
Daß ſie den Bräutigam aus Herz und Augen ſetzet,
Und daß ſie den vergißt, der in zwey Jahren nicht
Bey ihr geweſen iſt. Die ſchweſterliche Pflicht,
Die ſich in reinſter Treu dem Bruder ganz ergiebet,
Betrügt ſich auch vielleicht, wer weis, wie treu ſie liebet?
Ich ſehe ſchon voraus des Argwohns Nichtigkeit;
Man ändert nicht ſo leicht in ſolcher Schmerzenszeit.
Durch ein Geſpräche ſtehn die Seelen nicht gebunden;
Der Liebe Wirkung fehlt in ſolchen Unglücksſtunden;
Die Unterhaltung war vertraulich, lang und ſchön,
Und ihre Frölichkeit weis ich nicht zu erhöhn.

Julia.

Die Urſach ihres Thuns bin ich zwar zu ergründen
Zu wenig, gleichwie du. Der Argwohn muß verſchwinden.
Es iſt, was möglich ſcheint, nicht unumſtößlich wahr.
Sie zeigt Beſtändigkeit; die äußerſte Gefahr
Schreckt ihr Gemüthe nicht: Sie wäre ſchon zu preiſen,
Wenn ſie ſich dieſesmal gelaſſen können weiſen.
Doch dieſes iſt zu viel, ganz aufgeweckt zu ſeyn.

Sabina.

Ein guter Geiſt bringt ſie zu rechter Zeit herein.
Erforſche, Julia, die Meynung ihrer Seele,
Sie liebt dich viel zu zart, als daß ſie dir verheele,
Was ſie gedenkt. Ich geh.

Zur Camilla.

Ach! liebſte Schweſter, bleib
Bey unſrer Freundinn hier. Der beſte Zeitvertreib
Vermehret meinen Schmerz; drum will ich mich entfernen,
Und in der Einſamkeit die Seufzer hemmen lernen.

Der zweyte Auftritt.

Camilla. Julia.

Camilla.

Sie thut mir in der That ſehr groſses Unrecht an,
Daß ich jetzt reden ſoll; ſie meynt gewiß, ich kann
Bey Schmerzen, welche mir den matten Leib verzehren,
Weit leichter, als wie ſie, den Thränenlauf verwehren.
Es wird bey mir mit Recht die größte Furcht geſpührt,
Weil beyder Völker Fall mir gleiche Noth gebiehrt.
Es ſoll mein Bräutigam, mein einzig Gut auf Erden,
Getödtet für mein Land, wo nicht mein Mörder, werden.
Mein Kleinod, meine Luſt, mein Herz, mein ander Ich,
Muß bald beweinet ſeyn: wo nicht; ſo macht er ſich
Des größten Haſſes werth.

Julia.

Gleichwohl ſind ihre Schmerzen
Den deinen vorzuziehn. Es wird aus reinem Herzen
Ein Liebſter oft verbannt: hingegen ein Gemahl
Muß ſtets geliebet ſeyn. Bey dir ſteht noch die Wahl.
Valerius kann ſich mit dir beglückt vermählen;
Und Curiatius ein Kind aus Alba wählen:

Sodann haſt du nicht mehr an unſern Feinden Theil.
Dein Wunſch geht blos für Rom: Dein Wohl iſt unſer Heil:
Ja dein geſetzter Geiſt, der ſich an uns ergiebet,
Wird durch der Feinde Fall in Zukunft nicht betrübet.

Camilla.

Ach Schweſter, gieb mir nicht dergleichen böſen Rath!
Beklage meine Pein; heiß eine Frevelthat,
Die Straf und Tod verdient, mich nicht ſo kühn begehen.
Ich bin zwar viel zu ſchwach, mein Unglück auszuſtehen,
Doch leid ich ſolches gern in möglichſter Geduld,
Und tröſte mich damit, es ſey nicht meine Schuld.

Julia.

Vernünftig Aendern heißt kein ſchändliches Verbrechen.

Camilla.

Wer kann verletzter Treu das Wort mit Nachdruck ſprechen?

Julia.

Und welche Pflicht verbindt uns gegen einen Feind?

Camilla.

Es bindet uns ein Eid weit mehr, als dir es ſcheint.

Julia.

Nein, du verſtelleſt dich in Wahrheit ganz vergebens:
Die Sach iſt allzuklar: Die Hoffnung ſeines Lebens
Hat ja Valerius erſt geſtern angehört,
Und jeder Blick von dir hat ſeine Luſt vermehrt.

Camilla.

Ich war zwar ſehr vergnügt, und zeigte frohe Mienen,
Doch meine Luſt wird ihm mehr Schaden thun, als dienen.
Ein andrer, und nicht er, war meiner Freude Ziel.
Der Irrthum, welcher dir in Aug und Sinnen fiel,
Muß dir benommen ſeyn, drum will ich frey bekennen,
Daß Sinnen, Bruſt und Herz aus reiner Liebe brennen,
Daß Curiatius mein Bräutigam verbleibt,
Und daß bey wahrer Treu der Meineid nicht bekleibt.

Mein Bruder hatte ſich ja kaum mit ſeiner Schweſter
Nach Herzenswunſch vermählt, als unſre Freundſchaft feſter
Geſtiftet worden iſt: Mein Vater ſagte ja,
Daß die Verlobung gleich mit ihm und mir geſchah.
Ein Tag bringt uns zugleich vollkommne Seelenfreuden,
Und auch die ärgſte Noth, ja unergründtes Leiden;
Denn er vereinigt uns, und heißt, zu gröſter Pein,
Mein und ſein Vaterland geſchworne Feinde ſeyn.
Man ſah nunmehr den Weg zum Krieg und Lieben offen,
Da man uns hoffen hieß verſchwand uns alles Hoffen,
Der Tag riß alles hin, der alles uns verſprach:
Auf unſre Liebe kam der Länder Ungemach.
Wir funden keinen Troſt, wir ſchienen zu verzagen,
Mein Liebſter war ſo kühn den Himmel anzuklagen.
Von meinen Wangen lief ein ſtarker Thränenbach,
Und unſer Abſchied war ⸗ ⸗ ⸗ Doch ach! ich bin zu ſchwach,
Daß ich es melden kann, du haſt es ſelbſt betrachtet,
Dir iſt es noch bewußt; ſchau, wie mein Herz verſchmachtet.
Ich habe mich nur ſtets nach Fried und Ruh geſehnt,
Ein jeder Zufall wird mit Seelenangſt erwähnt.
Bald hat mein Vaterland, bald meines Liebſten Leben
Gelegenheit zur Quaal und Schwermuth mir gegeben.
Es ſchien der Sinnen Kraft geſchwächt, verletzt, verzehrt:
Doch hat der Götter Wort mir neuen Troſt gewehrt.
Der Ausſpruch, welchen ſie mir geſtern dunkel gaben,
Kann, glaub ich, meynſt du nicht? beſtürzte Seelen laben:
Indem der Grieche ſelbſt, der ſich berühmt gemacht,
Und uns, was künftig iſt, oft glücklich beygebracht,
(Weil ihn Apollo nie was falſches ſagen heißet,)
Durch dieſen kurzen Reim des Kummers Band zerreißet:

„So Rom als Alba ſoll man morgen anders ſehn.
„Dein Wünſchen iſt erfüllt, ſie ſollen Frieden ſpüren,
„Und die Vereinigung wird bald mit euch geſchehn.
„Dein Curiatius kann dich nicht mehr verlieren.

Ich hatt' auf dieſen Spruch mein Hoffen ganz geſetzt,
Mein vor beſtürzter Sinn ward auf einmal ergetzt,

Es ſchien ſich dieſe Luſt im Herzen zu entzünden,
Die glücklich Liebende nicht oft ſo ſtark empfinden.
Ich weis nicht, wie mir war: Drauf kam Valerius,
Sein Reden machte mir nicht Schrecken, nicht Verdruß:
Er unterſtand ſich zwar vom Lieben viel zu ſprechen,
Und gleichwohl ſtraft ich nicht ſein ſträfliches Verbrechen.
Ich wußte ſelber nicht bey wem und wo ich war,
Denn alles ſtellte mir mein beſtes Kleinod dar:
Er ſagte mir von nichts, als ungefärbten Trieben,
Und ich ſprach ebenfalls vom unverfälſchten Lieben.
Der allgemeine Streit ſoll heute vor ſich gehn;
Ich wußt es geſtern ſchon, doch muß ich dir geſtehn,
Mein froher Sinn vergaß, was mir ſonſt Schrecken machte,
Weil ich auf ſüße Ruh und meinen Ehſtand dachte.
Die Schmerzensnacht fiel ein, die mir die Hoffnung nahm,
Weil mir nur Blut und Tod in die Gedanken kam.
Die Träume zeigten mir entſetzliche Geſtalten,
Das Schrecken wollte nun der Freude Platz verwalten.
Die Furcht verjagte bald den vorgefaßten Muth:
Ich ſah, und ſah doch nichts, als Leichen, Mord und Blut.
Es ließ ſich ein Geſpenſt in voller Flucht erblicken.
Verzweiflung ſchien nunmehr die Hoffnung zu erſticken,
Die bey verwirrter Angſt auf einmal ſich verlohr.

Julia.

Ein Traum ſtellt, was er zeigt, verkehrt und dunkel vor.

Camilla.

Ich wünſchte ſolches zwar, ich möcht es gerne glauben,
Doch dieſer Schmerzenstag will alle Hoffnung rauben.
Man rüſtet ſich bereits auf eine harte Schlacht.
Die Hoffnung zu der Ruh giebt leider! gute Nacht.

Julia.

Man will für dieſesmal des Friedens wegen ſtreiten.

Camilla.

Kann man kein Mittel ſonſt für meinen Schmerz bereiten;

So

So daure ſtets der Krieg! Wenn Alba Rom beſiegt,
Ach! Oder wenn mein Rom in harten Feſſeln liegt;
So darf mein Bräutigam nicht hoffen noch gedenken,
Daß ich ihm meine Bruſt ohn Ekel könne ſchenken.
Mein Herz liebt dieſen nicht, den Rom als Sklaven kennt,
Und haſſet den, der ſich Roms Ueberwinder nennt.
Allein ſoll ich denn hier ein neues Wunder ſchauen?
Kömmt Curiatius? Darf ich den Augen trauen?

Der dritte Auftritt.

Curiatius. Camilla. Julia.

Curiatius.

Ja, zweifle weiter nicht, dein Bräutigam kömmt an,
Den weder Rom beſiegt, noch Sieger heißen kann.
Sey ohne Furcht, mein Herz; an dieſen treuen Händen
Siehſt du kein römiſch Blut; auch fühlen meine Lenden
Kein aufgelegtes Joch; ich komme, wie ich war,
Und ſtelle mich mit Luſt als dir verpflichtet dar.
Ich glaubte, daß du Rom und Ehr und Nachruhm liebteſt,
Und daß du dich noch mehr um Rom, als mich, betrübteſt.
Mein Fall hieß dir ein Schimpf, mein Sieg war dir verhaßt,
Drum floh ich Glück und Sieg, und auch der Ketten Laſt.

Camilla.

Ach! Curiatius, ich kann es ſchon errathen,
Du flieheſt Kampf und Streit, und meideſt große Thaten.
Dein ſtarker Arm beraubt ſich ſeiner Tapferkeit;
Weil du mich herzlich liebſt, ſo biſt du nicht bereit
Für deines Landes Wohl dich meiner zu berauben.
Zwar andre möchten dieß nicht Helden ähnlich glauben,
Man ſpottet dich vielleicht, daß du zu viel geliebt,
Doch wiſſe, daß mein Herz ſich dir dafür ergiebt.
Je mehr ſich Zärtlichkeit und reine Flammen zeigen,
Je höher muß bey mir die Lieb und Ehrfurcht ſteigen.

Du liebſt dein Vaterland mit unverfälſchter Treu,
Und fliehſt es, daß du zeigſt, daß ich dir lieber ſey.
Ach aber ach! was wird mein grauer Vater ſagen?
Wird er auch dieſen Gang in unſer Haus vertragen?
Er zieht der Römer Heil der Kinder Wohlfahrt vor,
Er liebt mich nicht ſo ſehr, wie ſeines Landes Flor.
Kann man auf unſer Glück mit Grund und Wahrheit bauen?
Mein Vater wird dich nicht als ſeinen Eydam ſchauen.
Er heißt dich ſeinen Feind, ſo bald er dich erblickt.

Curiatius.

Er hat mich, als ſein Kind, an ſeine Bruſt gedrückt.
Er ſchien von Freud und Luſt mit Nachdruck eingenommen:
Doch bin ich nicht hieher, Verräthern gleich, gekommen,
Denn ihn zu ſehn verdient ein feiges Herze nicht.
Für Alba bin ich noch, ich kenne meine Pflicht.
Ich bethe dich zwar an, doch werden Ruhm und Ehre
Hierdurch in nichts geſchwächt. Dieß iſt die reine Lehre,
Der ich gefolget bin. Es haben Stadt und Braut
Im Streiten mich beherzt, im Lieben treu geſchaut.
Ich liebte dich allein, und blieb bey unſern Freunden,
Mein Seufzen war für dich, doch wich ich keinen Feinden.
Ja wo nicht Friede wird; ſo wagt dein Liebſter ſich
Für ſeines Landes Wohl, und ſeufzet ſtets für dich.
Wär nicht der Stilleſtand ſo glücklich unterſchrieben;
So wär ich länger noch von dir entfernt geblieben.
Jetzt aber haben wir die långſt gewünſchte Ruh,
Und dieſe läßet mir, dich frey zu ſehen, zu.

Camilla.

Wie? Friede? Was iſt dieß? Welch Wunder kann ihn
ſchenken?

Julia zur Camilla.

Trau auf der Götter Wort, ſie können alles lenken.

Zum Curiatius.

Jetzt aber ſage mir, wie hat ein Tag zur Schlacht,
Statt Leichen, Mord und Blut, uns ſüße Ruh gebracht?

Curiatius.

Curiatius.

Wer hätt es wohl geglaubt? Das ſehnliche Verlangen
Von beyden Heeren war das Treffen anzufangen;
Die Augen funkelten, das Herz wies tapfern Muth,
Der Fuß ging trotzig fort, der Arm begehrte Blut,
Als ſich Fuffetius zu reden fertig machte,
Da er vom Tullus noch ſo viel zu Wege brachte,
Daß man im Augenblick vollkommen ſtille war:
Ihr Römer, was thun wir, ſprach er, in was Gefahr
Stürzt man der Länder Wohl? Gebt der Vernunft Gehöre,
Bedenkt, daß man hierdurch den doppeln Staat zerſtöhre;
Wir grenzen noch an euch, und eure Töchter ſind
Mit uns beglückt vermählt; wie Hymen heilig bindt,
Läßt faſt ein jedes Haus mit Herzensangſt erkennen,
Der Römer Enkel muß man unſre Söhne nennen:
Zwey Städte zeigen ſelbſt ein Volk, ein Fleiſch, ein Blut,
Warum verzehret uns der Zwietracht ſtrenge Wuth,
Da man der Sieger Glück durch großen Sieg verletzet,
Und uns der Feinde Fall in Schmerz und Thränen ſetzet?
Der allgemeine Feind lebt ruhig und vergnügt:
Er wacht und ſiehet zu, bis einer unterliegt.
Er merkt ſchon zum voraus, daß ein geſchwächter Sieger,
Bey ſeiner halben Kraft mit eignem Schaden klüger
In Zukunft werden muß; weil der, den wir vereint
Zu ſtürtzen fähig ſind, hernach zu mächtig ſcheint.
Drum ſchauet zu, wie wir gemeine Feinde dämpfen,
Die Eintracht nützet mehr als ſiegen, ſtreiten, kämpfen.
Denn wider Vettern ſteht die Tapferkeit nicht ſchön;
Doch wenn der Ehrgeiz ſich nur will mit Blut erhöhn,
Und wenn ein Theil von uns Geſetze denkt zu geben,
Und unter einem Herrn zwey Völker müßen leben:
So hindert dieſe Schlacht, ſtellt jetzt das Treffen ein.
Hört meinen treuen Rath um ſtets in Ruh zu ſeyn.
Sucht tapfre Männer aus: Es muß in beyden Ländern,
Ihr Sieg ſo, wie ihr Fall, den ganzen Staat verändern.

Laßt zu, daß dieſes Volk von dem Geſetze nimmt,
Dem Glück und Tapferkeit dem Sieg durch ſie beſtimmt.
Und dieſes kann ſehr wohl ohn Angſt und Schimpf geſchehen,
Ein tapfres Herz läßt ſich nicht Sklaven ähnlich ſehen:
Er folget ohne Schmerz, und ohne Zwang und Schmach,
Wie treue Bürger thun, des Siegers Fahnen nach.
Zwey Länder werden ſo beglückt zu einem Reiche.
Die Feindſchaft wich hierauf; Der Haß gleich einer Leiche,
Wenn einer einen Blick ins Feindes Heer gethan,
So traf er Vettern hier, dort nahe Schwäger an.
Nun ward man erſt gewahr, wie ſie beſtürzet worden,
Daß ſie vor kurzer Zeit die Freunde zu ermorden,
Bereit geweſen ſind. Es fand ſich dieſesmal
Ein Ekel vor der Schlacht, ein Eifer für die Wahl.
Der Stilleſtand ward bald mit Freuden unterſchrieben,
Doch dieſes iſt dabey noch feſt geſetzt geblieben:
Drey kämpfen wider drey. In einer kurzen Friſt
Erfahren wir auf wen die Wahl gefallen iſt.
Der König ſitzt im Rath, um jetzt in nichts zu fehlen,
Mein Herr iſt im Gezelt, um wohl und klug zu wählen.

Camilla.

Ach welche Seelenluſt, ihr Götter! ſtellt ſich ein?

Curiatius.

In ein paar Stunden Zeit wird alles richtig ſeyn.
Es wird den Ländern ſo, wie dieſen Kämpfern gehen.
Ihr Siegen und ihr Fall kann ſtürzen und erhöhen:
Bis man gewählet hat iſt aller Zugang frey,
Man fragt nicht wer von Rom, und wer von Alba ſey.
Nunmehr erneuert man die Freundſchaft mit Bekannten,
Drum trieb die Neigung mich zu deinen Anverwandten.
Die Brüder ſucht ich heim, den Vater ſprach ich an,
Und was ich dieſen bath, das hat er auch gethan.
Er, welcher dir, mein Herz, das Leben ſelbſt gegeben,
Will, daß von Morgen an wir ſtets beyſammen leben,
Und glücklich ſollen ſeyn. Ach wiederſtrebe nicht!

Camilla

Camilla.
Gehorſam iſt und bleibt getreuer Töchter Pflicht.

Curiatius.
So komme dann mit mir es ſelber anzuhören,
Der väterliche Wink ſoll nur mein Glück vermehren.

Camilla.
Ich folge dir zwar nach, doch dieß geſchieht allein,
Damit ich möge bald bey meinen Brüdern ſeyn.
Denn dieſe werden mir auch höchſt vergnügt erzählen,
Daß uns nun weiter nicht Gefahr und Sorgen quälen.

Julia.
Geht, geht nach Wunſche fort! Ich preiſe beym Altar
Der Götter Huld und Treu fürs Ende der Gefahr.

Ende des erſten Aufzuges.

* *

Der andere Aufzug.

Erſter Auftritt.

Horatius. Curiatius.

Curiatius.
So hat denn Rom dein Haus vor andern hoch geachtet?
Es hat die ſtolze Stadt ſehr reif und wohl betrachtet,
Sie habe kein Geſchlecht, das euch an Muthe gleicht,
Drum habt ihr drey allein den Ehrenſtand erreicht.
Man kennt den Heldenmuth, der drey gewählten Brüder;
Ein einzig römiſch Haus wirft unſre Wohlfahrt nieder:
Wir fürchten insgeſammt uns bald beſiegt zu ſehn,
Und dieſer Unglücksfall kann nur durch euch geſchehn.
Es hätte dieſe Wahl drey Häuſer treffen können,
Und dreyen konnte ſie vollkommnen Nachruhm gönnen.

Die Ehre, welche dir und deinem Hauſe bleibt,
Hätt ihrer drey zugleich den Helden einverleibt.
Und weil die Wahrheit ſelbſt mir dieſe Nachricht giebet,
Daß meine Schweſter ſich mit dieſer, die mich liebet,
Zu deinem Hauſe zählt: ſo nehm ich Theil daran,
So ſehr als in der Welt ein treuer Schwäher kann.
Doch bey der Frölichkeit iſt etwas, das mich ſchrecket,
Und welches meiner Bruſt gerechte Furcht erwecket.
Ich zittre für mein Land; ich ſeh es ſchon zuvor,
Drey Brüder ſtürzen uns, und bringen Rom empor.
Wenn ihr die Degen zieht, iſt Alba ſchon verlohren,
Denn das Verhängnis hat dein Rom zum Herrn erkohren,
Als dich die Wahl betraf. Ich achte mich mit Recht,
O höchſt beglücktes Rom! bereits für deinen Knecht.

Horatius.

Was ſorgſt du für dein Land? Ach! ich muß Rom beklagen,
Weil ſolches ſeinen Kampf drey Brüdern aufgetragen,
Und große Männer nicht erkieſet worden ſind.
Ach Rom, das alles ſieht, ſcheint jetzt im Wählen blind.
Da Helden ohne Zahl hierzu geſchickt geweſen,
Hat ſolches ganz verkehrt die ſchwächſten ausgeleſen.
Von mehr als tauſenden erkannte man den Werth,
Und doch hat man nur uns und unſer Haus begehrt.
Allein befördert mich gleich dieſer Streit zum Grabe,
So wiſſe, daß ich noch ſo vielen Ehrgeiz habe,
Der, weil ganz Rom auf mich die größte Zuverſicht
Durch ſein Erwählen ſetzt, mir ſchon den Sieg verſpricht.
Sollt auch das Glücke ſich mir widerwärtig zeigen,
So will ich mich doch nie, wie ſchlechte Sklaven, neigen.
Rom hat zu viel von mir gehofft, gewünſcht, geglaubt,
Drum will ich, wenn der Tod nicht Blut und Leben raubt,
Auch ſein Vertrauen nicht zu ſchanden werden laſſen.
Wenn wir in unſrer Bruſt den reinen Vorſatz faſſen,
Daß, wann der Sieg uns flieht, der Tod ein Kleinod ſey,
So ſetzt man uns nicht leicht bezwungnen Sklaven bey.

Verzweifelung, die nur aus Heldenmuth entſprungen,
Siegt, oder bringt das Grab, und wird durch nichts bezwungen.
Es gehe, wie es will, ſo ſoll mein Rom doch ſehn,
Sein Fall könn eher nicht, als wie mein Tod, geſchehn.

Curiatius.

Ach Weh! Ach Schmerz! mich hat die gröſte Noth betroffen,
Die Blutverwandtſchaft flieht, was meine Bürger hoffen.
Ach Angſt! der keine gleicht, mein liebſtes Alba dient,
Wenn nicht ſein theurer Sieg auf Schwägerleichen grünt.
Das Heil, das Wohl, das Glück, ſo meine Stadt begehret,
Wird ihr durch deinen Tod, und ſonſt durch nichts gewehret:
Ich weis in dieſer Quaal nicht was ich wünſchen muß:
So wohl dein Sieg als Tod erwecken mir Verdruß.
Ich laſſe lebenslang betrübte Threnen fließen,
Dein Sterben grämet mich, dein Sieg wird mich verdrießen.

Horatius.

Wer für ſein Vaterland getreu und tapfer ſtirbt,
Will nicht beweinet ſeyn; der Ruhm den man erwirbt,
Wird bey der Afterwelt in reichem Seegen blühen;
Des Vaterlandes Wohl beſiehlt den Tod zu fliehen,
Sonſt wollt ich gern für Rom ein blutig Opfer ſeyn.

Curiatius.

Der Freundſchaft aber bringt dein Tod die gröſte Pein.
Ihr hartes Ungemach iſt billig zu beweinen,
Indem ſich Glück und Ruhm vergnügt mit dir vereinen.
Quält Jammer, Schmerz und Angſt der Anverwandten Bruſt,
Für dich iſt viel Gewinn, für ſie bleibt mehr Verluſt.
Wenn du die Sterblichkeit mit Ehren überwunden,
Hält bittre Seelennoth die deinen feſt gebunden.
Ein Freund raubt durch den Tod, was man nicht ſchätzen kann.
Ach aber was bringt mir der treue Flavian?

Der andere Auftritt.

Horatius. Curiatius. Flavian.

Curiatius.

Verweilet Alba noch die Kämpfer zu erwählen,

Flavian.

Deswegen komm ich her:

Curiatius.

Wen kann man glücklich zählen?

Flavian.

Du biſt es, welchen man mit beyden Brüdern ehrt.

Curiatius.

Wer?

Flavian.

Euch drey Brüdern hat ein ſolches Glück gehört.
Doch wie? Ich ſeh an dir ein ganz beſtürztes Weſen:
Aus deinem ſpröden Thun kann ich die Nachricht leſen,
Daß dir die Wahl misfält.

Curiatius.

Ach nein ich muß geſtehn,
Ich ſehe mich zu hoch, zu ſehr, zu viel erhöhn.

Flavian.

Man wird in Alba mich, was ich geſehen, fragen.
Was ſoll ich unſerm Herrn von deinen Minen ſagen?
Hat dir denn dieſe Wahl ſo wenig Freud erweckt?
Dein kaltes Weſen hat mich ungemein erſchreckt.

Curiatius.

Geh, ſage, daß man nichts von zarter Freundſchaft findet,
So die Horatier mit mir genau verbindet.
Wir Brüder lieben nun den Schwager weiter nicht,
Weil unſer Herz allein für unſer Alba ſpricht.

Flavian.

So kämpfſt du wider ſie? Ich habe gnug gehöret,

Curiatius.

Berichte, was du ſollſt, und laß mich ungeſtöret.

Der dritte Auftritt.

Horatius. Curiatius.

Curiatius.

Wenn Himmel, Erd und Meer, wenn Hölle, Tod und Gruft,
Wenn Götter, Sterbliche, wenn Geiſter in der Luft,
Wenn alle Furien ſich wider uns verbinden,
So können ſie gewiß nicht ärgre Martern finden.
Die Götter, Menſchen, Glück und Geiſter, ja was mehr
Genennet werden kann, vermögen nicht ſo ſehr
Ein Herz zu peinigen, als uns die Ehre quälet,
Die man uns gönnen will.

Horatius.

Das Glück hat uns erwählet,
Daß unſer wahrer Ruhm beſtändig dauren kann:
Drum fängt es unſer Herz ſo ſcharf zu prüfen an.
Es lehrt durch Heldenmuth ſein eignes Blut verhöhnen,
Und die Beſtändigkeit mit Sieg und Ehren krönen.
Weil man in unſrer Bruſt was ungemeines ſieht,
Will man, daß unſer Glück nicht wie gemeines blüht.
Für ſeines Landes Wohl den Feind zu Boden werfen,
Und Schwert und Stahl auf den, den man nicht kennet, ſchärfen.
Heißt weiter nichts, als nur gemeine Tapferkeit,
Wenn man ſein Leben gleich zum Opfer willig weiht.
Man preiſt an tauſenden dergleichen tapfre Proben:
Man wird ſie mit der Zeit an andern Helden loben.
Ein ſolcher ſchöner Tod iſt eine ſüße Frucht,
Die jedes tapfre Herz mit größtem Eifer ſucht.

Allein fürs Vaterland denſelben zu erlegen.
Für den wir gleiche Treu, wie für uns ſelber, hegen,
Des Weibes Fleiſch und Blut, den ſo die Schweſter liebt,
Für deſſen Leben man ſich in Gefahr begiebt;
Iſt eine Tapferkeit, die uns allein beſtimmet,
Wo man den Neid nicht ſieht, wo keine Misgunſt glimmet.
Dergleichen Ehrgeiz iſt ein ſeltnes Eigenthum.
Wer wünſcht ſich ſolchen Preis, wer ſuchet dieſen Ruhm?

Curiatius.

Wahr iſt es, daß ſich jetzt die ſchönſten Wege zeigen,
Auf welchen Ehr und Ruhm bis an die Sterne ſteigen:
Sie ſind Verwundrungswerth; man heißt uns mit der Zeit,
Ein helles Spiegelglas von ſeltner Tapferkeit.
Doch dein erhitzter Muth will mir zu grauſam ſcheinen,
Der allergrößte Held wird ohne Zweifel meynen,
Daß man ohn Eitelkeit unſterblich werden kann.
Den Weg, den man uns zeigt, ſeh ich für Klippen an.
Ein ſolcher Ruhm iſt nichts! Wer will, mag ihn erheben,
Ich wünſche mir dafür ganz unbekannt zu leben:
Ein allzu großer Preis iſt billig zu verſchmähn.
Zwar ich geſteh es frey, du haſt es auch geſehn,
Und wirſt es künftig ſchaun, daß unſre treue Liebe,
Kraft der du meine warſt, und ich mich dir verſchriebe,
Nicht hindern ſoll zu thun, wozu mein Land verbindt:
Und weil dein Rom dich ſo, wie mich mein Alba findt,
So will ich für mein Volk, wie du für deines, ſterben;
Ich will von ihm den Ruhm, wie du von Rom, erwerben.
Mein Herz iſt ſtark genug. Ach aber, ich bin doch
Ein Menſch und bleib ein Menſch: die Zärtlichkeit lebt noch!
Sollſt du gekrönet ſeyn, muß ich im Blute liegen:
Dein Tod eröfnet mir den Weg zu ſtolzen Siegen.
Die Schweſter ſchreibt mich kaum in Herz und Sinnen ein,
So ſoll ihr Bruder ſchon von mir erwürget ſeyn.
Ich kan mein Vaterland nicht über alles lieben,
Will ich nicht meine Braut bis in den Tod betrüben,

Und folg ich meiner Pflicht, wie man mich heißet, nach,
Bewein ich doch in mir mein hartes Ungemach.
Mein Ruhm beſtürzet mich. Ach! Euch muß ich beneiden,
Die ihr durch euren Tod der Welt und ihrem Leiden,
So ſchön entriſſen ſeyd. Mein Glück iſt mein Noth,
Es hebt mich in die Höh und ſtürzt mich in den Tod.
Ich liebe, was es giebt, und fühle Seelenſchmerzen
Bey dieſem, was er raubt. Haßt Rom dergleichen Herzen;
So ſchätz ich mich beglückt, daß ich kein Römer bin,
So fället auf einmal nicht alle Menſchheit hin.

Horatius.

Wenn du kein Römer biſt, ſo laß dich alſo finden,
Daß du es würdig ſcheinſt: Die Wehmuth muß verſchwinden.
Willſt du mir ähnlich ſeyn, ſo zeig es durch die That.
Der Heldenmuth, dem ſich mein Herz gewidmet hat,
Läßt keine Schwachheit zu. Beſtändigkeit verachtet
Des Todes Schreckenbild. Wer unſern Schmerz betrachtet,
Mit Klugheit weiter ſieht, und auch zurücke denkt,
Findt freylich, daß er ſich bis zu dem Gipfel lenkt.
Ich haſſe ſolchen zwar, doch zittern keine Glieder:
Mein Vaterland befiehlt, daß ich des Weibes Brüder
Als Feinde ſtürzen ſoll; drum nimmt es meine Bruſt
Ohn alles Weigern an. Die Ehre bringet Luſt.
Man denkt an ſonſt nichts mehr, wenn uns der Ruhm befiehlet,
Man ſieht auf den Befehl, und nicht wohin er zielet.
Wer weiter überlegt betrügt ſein Vaterland,
Und andre Bänder ſind zu ſchwach für dieſes Band.
Mein Rom hat mich erwählt; mich kann nichts mehr bewegen.
Mit gleicher Luſt hoff ich die Brüder zu erlegen,
Als ich die Schweſter mir aus reiner Treu vermählt.
Genug! Es wird ſehr viel von dir umſonſt erzählt.
Ich ſorge weiter nichts; dein Land hat dich ernennet,
Drum wiſſe, daß mein Herz dich weder liebt, noch kennet.

Curiatius.

tranchez enfin ces discours superflus,
vous a nommé, je ne vous connais plus.

Je vous connais encore, et c'est ce qui me tue.
Mais cette âpre vertu ne m'était pas connue

Curiatius.

Ich kenne dich noch wohl, und was mich traurig macht,
Iſt dieſes, daß ich dir kein Wüthen zugedacht.
Da unſer Unglück ſelbſt den höchſten Grad erlanget,
Seh ich den wilden Muth, womit dein Ehrgeiz pranget,
Als was unmenſchliches zwar mit Verwundern an,
Doch wird dein tapfres Thun von mir nicht nachgethan.

Horatius.

Nein, nein mach jetzund nicht aus Wehmuth eine Tugend!
Der Seufzer Ueberfluß erquicket deine Jugend!
Bleib hier! Das Klagen ſcheint dir trefflich angenehm.
Schau, meine Schweſter kömmt, nun wirſt du recht bequem
Den Jammer, der dich quält, mit ihr beſeufzen können,
Und ich will deiner noch den letzten Blick vergönnen.
Vielleicht wird mein Gemahl durch mich dahin bewegt,
Daß ſich in ihrer Bruſt die wahre Großmuth regt;
Daß, wenn du mich erlegſt, ſie dich von Herzen liebet,
Und römiſch bleibt, wenn ſie des Schickſals Schluß betrübet.

Der vierte Auftritt.

Horatius. Curiatius. Camilla.

Horatius.

Camilla, höre doch, wie Curiatius,
So hoch geehret wird?

Camilla.

Ach äußerſter Verdruß!

Horatius.

Laß, liebſte Schweſter, dich als meine Schweſter finden!
Wird mich dein Bräutigam im Kämpfen überwinden,
So blüh ein Muth in dir, der meinem ähnlich ſey!
Nimm ihn von Mördern aus, ſetz ihn den Helden bey!
Gedenk, er habe ſich den ſchönſten Ruhm erworben,
Und ich ſey, als ein Held, von tapfrer Hand geſtorben.

Wer ſo durch Heldenmuth ſein Vaterland vergnügt,
Iſt würdig, daß er dir in Herz und Armen liegt.
Vermähle dich mit ihm, als wär ich noch im Leben!
Wird aber mir das Glück die Sieges Lorbern geben,
Und findt dein Bräutigam durch mich ſo Grab als Tod:
So ſage nicht, daß ich der Urſprung deiner Noth,
Und dein Verderben ſey. Die Thränenfluthen rinnen,
Und zeigen ſolchen Schmerz, der deine ſchwache Sinnen,
Durchaus bemeiſtert hat! Gieb deiner Schwachheit Platz,
Weil Curiatius, dein Augentroſt und Schatz.
Noch mit der Wehmuth kämpft, ſo ſpüret ihr durch Thränen,
Durch Klagen und Geſchrey, durch ſtilles Ach und Sehnen,
Wie ſchön die Großmuth ſey. Verdamm des Schickſals Macht,
Bis wir zum Kampfe gehn! Hernach nimm dich in Acht,
Und denk an Todte nicht.

Zum Curiatius.

Verkürze deine Worte,
So gehn wir beyderſeits nach dem beſtimmten Orte.

Der fünfte Auftritt.

Curiatius. Camilla.

Camilla.

So gehſt du in den Kampf? Ach Curiatius!
Du ſiehſt, daß mir dein Ruhm mein Leben rauben muß.

Curiatius.

Was iſt zu thun? Ich muß, und meines Lebens Ende,
Befördert eigner Schmerz, wo nicht der Schwäger Hände.
Viel lieber wollt ich jetzt zum Halsgerichte gehn,
Als auf dergleichen Art gekrönt wie Sieger ſtehn.
Die Wahl, wodurch mein Land mich zu verehren ſuchet,
Hab ich wohl tauſendmal verhöhnt, verdammt, verfluchet.
Weil aus Verzweiflung oft ſo manches Laſter quillt,
Geſchicht es, daß mein Mund auf unſre Götter ſchilt.

Bald

Bald will ich mich, bald dich, geliebte Braut, beweinen;
Doch alles iſt umſonſt, ich muß gleichwohl erſcheinen.

Camilla.

Nein, nein, mein Bräutigam, du biſt mir ſchon bekannt,
Du willſt gebethen ſeyn, damit dein Vaterland,
Der Liebe ſtarke Macht zu deinem Wohl bedenke,
Wenn ich durch Bitten dich auf andre Wege lenke.
Du biſt den Helden längſt mit Ehren einverleibt,
Weil Alba dein Verdienſt als ungemein beſchreibt.
Iſt, weil der Krieg gedaurt, dir jemand zu vergleichen?
Hat einer mehr als du mit vieler Feinde Leichen,
Die Felder angefüllt? Dein Ruhm iſt groß und ſchön.
Sein Wachſen iſt umſonſt; nichts kann ihn mehr erhöhn.
Laß einem andern zu, den Adel hier zu finden!

Curiatius.

Soll ich ein fremdes Haupt mit Siegesreiſern binden,
Und mir geweihten Ruhm an andre ſchenken ſehn?
Von Alba würde mir der Vorwurf bald geſchehn,
Daß meine Stadt gewiß durch mich geſieget hätte,
Wenn nicht mein Heldenmuth für dich und für dein Bette,
Verlohren worden wär: Alsdann hieß ich mit Recht
Der Tugend ärgſter Feind, der Laſter treuer Knecht.
Nein, Alba, du haſt mir den ganzen Staat vertrauet,
Drum wirſt du nicht beſiegt, bis man mich niederhauet.
Hingegen ſoll auch dir durch meinen Arm allein,
Die Herrſchaft über Rom beherzt erlanget ſeyn.
Mir iſt dein Weh und Wohl vollkommen überlaſſen.
Ich lebe dir zu gut, und will für dich erblaſſen.

Camilla.

Verwegner, was iſt dieß? Hierdurch verräthſt du mich.

Curiatius.

Ich war für unſer Land noch eher als für dich.

Camilla.

Willſt du für deſſen Glück den Schwager dir entreißen?
Und ſoll durch deine Schuld die Schweſter Wittwe heißen?

Curiatius.

Mein Schickſal iſt ſehr hart, doch beyder Länder Wahl,
Löſt unſre Freundſchaft auf, und raubet dieſesmal
Die Lieblichkeit, die wir an Schwägerfreundſchaft finden.

Camilla.

Wie? Wie? Gedenkſt du dich mit mir noch zu verbinden,
Wenn meiner Brüder Blut an deinen Händen klebt?

Curiatius.

Jetzt denk ich nicht daran: wer treu zu dienen ſtrebt,
Kann weiter nichts mehr thun als ohne Hoffnung lieben.
Hierüber weineſt du?

Camilla.

Soll ich mich nicht betrüben,
Daß ſich mein ander Ich durch nichts bewegen läßt,
Und meinen meinen Tod begehrt? Da man das Hochzeitfeſt
In wenig Stunden hofft, ſo ſchickt es mich zu Grabe.
Dein unerbittlich Herz, das ich erwählet habe,
Spricht, wann es mir faſt mehr als Todesſchrecken giebt,
Zu Mehrung meiner Pein, daß ſolches redlich liebt.

Curiatius.

Die Thränen einer Braut, vermögen groſze Dinge:
Der ſchönen Augen Kraft iſt weinend nicht geringe.
Dein Kummer und ein Blick hat mich ſo ſehr gerührt,
Daß ſich mein Heldenmuth faſt überwunden ſpürt.
Ach hemme, werthe Braut, die ungezähmten Schmerzen!
Dein Händeringen raubt den Muth aus meinem Herzen.
Die Tapferkeit kann nicht den Seufzern wiederſtehn.
Mein treues Lieben heiß den Heldenſchluß vergehn.
Wenn wir nicht beyderſeits von zarter Liebe ſchweigen,
So fällt mein Ruhm ſo ſehr, als meine Flammen ſteigen.

Ich thát der Freundſchaftspflicht nicht großen Widerſtand,
Drum fürcht ich, Lieb und Treu bekommen Oberhand.
Camilla geh nur fort, verbanne deine Liebe,
Sonſt ſchelt und fluch ich ſelbſt auf dieſe zarte Triebe.
Es bringet mir dein Zorn viel Freude, wenig Pein,
Ich will, ich ſoll, ich muß von dir gehaſſet ſeyn.
Ich achte dich nicht mehr. Beſtrafe mein Verbrechen!
Warum willſt du nicht jetzt ein hartes Urtheil ſprechen?
Erbittert dieſer Schimpf denn dein Gemüthe nicht?
Ich frage nichts nach dir, und doch nimmſt du die Pflicht
Der reinen Treu in Acht. Willſt du mich noch nicht haſſen?
Ich liebe dich nicht mehr, und will dich nun verlaſſen.
Doch ach! Hat Tapferkeit denn keinen andern Weg?
Sucht reine Tugend ſelbſt den ärgſten Laſterſteg?

Camilla.

Gieb andern Fehlern nur, mein Leben, kein Gehöre,
So ſchwör ich einen Eid, daß ich dich rein verehre.
Denn wenn dein Undank ſich mich ſolchem Eifer zeigt,
So ſpür ich recht vergnügt, wie meine Liebe ſteigt.
Hör auf der Brüder Tod ſo ſehnlich zu verlangen.
Ach hätt ich doch in Rom das Leben nicht empfangen!
Ach! oder wäreſt du der Römer treuer Sohn!
Wollt ich die Lorbern ſelbſt als deines Sieges Lohn,
Mit größter Seelenluſt um Stirn und Scheitel flechten,
Ich hielte dich nicht auf, ich riethe dir zu fechten:
Ich wünſchte deinen Sieg und deiner Feinde Grab,
Gleichwie ich dieſen Wunſch dem liebſten Bruder gab.
Doch man hat heute mich verſtört und blind geſehen,
Was ich ihm angewünſcht, iſt wieder dich geſchehen,
Er kömmt. O Seelenſchmerz! wofern Sabina nicht
Beglückter iſt als ich, und ſeinen Vorſatz bricht.

Der ſechſte Auftritt

Horatius. Curiatius. Sabina.

Curiatius.

Sabina folgt ihm nach. Ihr Götter! welche Schmerzen
Bewegen meine Bruſt? Hat dem gequälten Herzen,
Die Braut durch Thränenfluth zu wenig Angſt gemacht?
Warum habt ihr mir noch die Schweſter hergebracht?
Kann ihrer Seufzer Kraft den größten Helden zwingen,
So wird ſie wohl bey mir noch mehr zuwege bringen.

Sabina.

Nein, nein, mein Bruder nein: Nimm nur noch jetzt von mir
Den letzten Abſchiedskuß, mehr will nicht von dir.
Dein Blut iſt rein und ſchön, drum darfſt du dich nicht grämen,
Du ſollſt der Schweſter dich in dieſer Quaal nicht ſchämen:
Wär einer unter euch in unſrer edlen Noth,
Erſchrocken und betrübt, ſo ſucht ich meinen Tod.
Ihr würdet nicht als Mann und Bruder mehr gelitten.
Nur eines denk ich mir von beyden auszubitten.
Der euch beſtimmte Ruhm ſoll in der That ſo rein,
So heilig und gerecht, als groß er iſt, auch ſeyn.
Laßt wahre Frömmigkeit euch zu dem Kampfe leiten,
So könnt ihr ohne Gram, wie tapfre Helden, ſtreiten.
Das Band, das euch verknüpft, kann nur durch mich beſtehn,
Und wird, wenn ich nicht bin, bald auseinander gehn.
Hebt dieſe Freundſchaft auf, zerbrecht die feſte Kette;
Ja daß der Ehrgeiz ſich mit ſtarken Gründen rette,
Warum ihr beyderſeits auf Mord und Rache zielt,
So tödtet mich zuvor, weil Alba dieß befiehlt,
Und Rom es haben will. Wird einer mich erſtechen,
So kann des andern Hand den Mord mit Eifer rächen.
Alsdann iſt euer Streit des höchſten Ruhmes werth,
Weil einer ganz gerecht des andern Tod begehrt.

Entweder zieht mein Mann um mich als Frau den Degen,
Wo nicht, ſo wird mein Tod des Bruders Herz bewegen.
Allein der große Preis wird auch hierdurch befleckt,
Wenn nicht das Vaterland den Haß allein erweckt.
Ihr würdet alſo nicht für eure Städte kämpfen,
Es würde dieſer Zorn der Länder Wohlfahrt dämpfen.
Sie fordern ohne Grimm ein liebes Schwägerblut.
Auf Helden, auf! und zeigt, daß ihr es willig thut.

Zum Horatius.

Laß durch der Schweſter Tod ſein Blut die Erde färben!

Zum Curiatius.

Laß ihn durch ſeine Frau, in der er lebet, ſterben!

Zu Beyden.

Fangt beyderſeits durch mich ein ſolches Opfer an,
Das euren Ländern Glück und Ruhe bringen kann.

Zum Horatius.

Wenn Alba ſinkt und fällt, ſo ſteiget deine Freude,

Zum Curiatius.

Du willſt Roms Untergang:

Zu Beyden.

Ich aber haſſe beyde.
Doch wie? Warum kommt ihr nicht meinem Bitten nach?
Meynt ihr, Sabina wird den Sieger, ihr zur Schmach,
Und eines Mörders Haupt gekrönet ſehen können?
Ich kann die Lorbern nicht dem Mann und Bruder gönnen.
An dieſem, welchem man das Siegeszeichen giebt.
Raucht noch das Blut von dem, den meine Seele liebt.
Wie könnte wohl mein Herz, ohn Angſt und ohne Kränken,
Des Weibes Schuldigkeit, der Schweſter Pflicht bedenken?
Wenn des beſiegten Tod uns Mark und Bein verzehrt,
So ſcheint des Siegers Mund der Küße nicht mehr werth.
Ein ſolches Elend ſoll Sabina nicht erleben.
Das Sterben iſt mein Ziel, dahin geht mein Beſtreben.
Wißt,

Wißt, weil ihr meinen Wunſch mir nicht erfüllen wollt,
Daß ihr doch meinen Tod gar bald erfahren ſollt.
Geht hin! Wer hält euch auf? Geht falſche Tygerherzen!
Geht, macht mit eurem Kampf ein Ende meiner Schmerzen,
Die Degen werden kaum von euch gezogen ſeyn,
So lauf ich unvermerkt in Stahl und Eiſen ein.
Und keiner ſoll von euch den andern ehr ermorden,
Eh ich von ohngefähr von euch verletzet worden.

Horatius.

Mein Herz!

Curiatius.

Ach! Schweſter Ach!

Camilla.

Wohlan! ſie ſind bewegt.

Sabina.

Was ſeh ich? Iſt es wahr, daß ſich die Wehmuth regt?
Soll eurer Wangen Schnee ein feiges Schrecken melden?
Ihr ſeufzet! Seyd ihr nicht die unerſchrocknen Helden,
Die Rom und Alba ſich zu Schutz und Sieg erwählt?

Horatius.

Was hab ich dir gethan? Womit hab ich gefehlt?
Was treibet dich dazu, dich ſo mit Macht zu rächen?
Warum bemühſt du dich mir meinen Muth zu ſchwächen?
Iſt dir mein wahrer Ruhm ein Ekel und Verdruß,
Dem alle deine Kraft entgegen gehen muß?
Laß ab, die Tapferkeit von ihrer Pflicht zu wenden!
Laß mich den großen Tag mit Sieg und Luſt vollenden!
Du haſt die reine Treu bereits zu ſehr gerührt:
Von deiner Lieb und Gunſt bin ich längſt überführt.
Wenn du mich redlich liebſt, ſo laß die Nachwelt leſen,
Dein Mann ſey nicht beſiegt, und Sklaven gleich geweſen.
Fort, fort, und rede mir nun weiter nichts mehr ein!
Ein bloßer Widerſpruch kann Helden ſchimpflich ſeyn.

Laß mich nach Heldenart mit Ehren untergehen!

Sabina.

Geh hin! Ja fürchte nichts, man kömmt dir beyzuſtehen.

Der ſiebente Auftritt.

Der alte Horatius. Horatius. Curiatius. Sabina. Camilla.

Der alte Horatius.

Was macht ihr Kinder hier? Betrüget mich mein Ohr?
Was nehmt ihr Helden noch beym Frauenzimmer vor?
Wie? brennen noch in euch zur Unzeit Liebesflammen?
In Wahrheit! ihr verfehlt das rechte Ziel beyſammen.
Da ihr das tapfre Blut beherzt vergießen ſollt,
Seht ihr die Schönen an, und ſeyd den Thränen hold.
Flieht von den Weibern weg, und hört nicht, was ſie ſagen!
Laßt ſie von euch entfernt ihr Ungemach beklagen.
Ihr unerhörter Schmerz, und ihre Lieblichkeit
Bewegen euren Sinn: Flieht ſie zu rechter Zeit!
Ihr könnt dem Schimpfe nicht, weñ ihr verbleibt, entfliehen.

Sabina.

Zum alten Horatius.

Beſtrebe dich nicht mehr, ſie von uns abzuziehen.
Sie wollen deiner werth, und dir ganz ähnlich ſeyn:
Dieß was dein Herz verlangt, wirſt du zu meiner Pein,
Gar bald vollzogen ſehn. So Sohn als Eidam bleiben
Dir willig unterthan. Um uns nichts zuzuſchreiben,
Wenn ſie durch unſre Quaal gerühret worden ſind,
So gehen wir davon: Dein Zuſpruch wird geſchwind,
Ein unerſchrocknes Herz in ihnen rege machen.

Zur Camilla.

Komm Schweſter, weine nicht, laß uns die Noth verlachen;
Was nützt der Seufzer Kraft, was hilft ein ängſtlich Ach?
Bey ſolcher Tapferkeit ſind Thränen viel zu ſchwach.

Nur

Nur die Verzweifelung iſt unſer beſtes Mittel,

Zum Horatius und Curiatius.

Geht Tyger, geht und kämpft! Uns bleibt der Sterbekittel.

Der achte Auftritt.

Der alte Horatius. Horatius. Curiatius.

Horatius.

Mein Vater! hemme doch des Frauenzimmers Lauf,
Und halte ſie bey dir mit Macht und Klugheit auf,
Wenn ſie aus Zärtlichkeit auf uns mit Thränen dringen,
So fürcht ich, daß ſie uns den Kampf zu ſchließen zwingen.
Ihr treues Lieben iſt ja leider offenbar:
Es glaubte jedermann, wir hätten der Gefahr,
Selbſt zu entfliehn geſucht, und wieder das Gewiſſen,
Durch eine ſchlaue Liſt des Schickſals Schluß zerriſſen.
Ein Argwohn könnte leicht auf dieſen Fall entſtehn,
Hierdurch würd unſer Ruhm mit Schanden untergehn.

Der alte Horatius.

Ich werde ſolches thun. Geh, liebſter Sohn, die Brüder
Erwarten dich bereits, doch komm nicht eher wieder,
Als bis man dieſe Pflicht, die dich an Rom verbindt,
Durch deinen tapfern Arm genau erfüllet findt.

Curiatius.

Zum alten Horatius.

Wie kann ich wohl von dir jetzt meinen Abſchied nehmen?

Der alte Horatius.

Ach rühre nicht mein Herz! Ich kann mich nicht bequemen
Dir einen Wunſch zu thun: Die Worte fehlen mir,
Ich ſpreche dir nicht zu, der Nachdruck mangelt hier.
Du ſiehſt die Thränen ſelbſt; ich kann ſie nicht verhalten,
Thu, was du ſchuldig biſt, und laß die Götter walten.

Ende des andern Aufzuges.

* *

Der dritte Aufzug.

Erſter Auftritt.

Sabina.

Mein halb erſtorbnes Herz! Erwähle dir ein Theil!
Wünſch einzig und allein dem Manne Glück und Heil!
Wo nicht, ſo müſſe dir der Brüder Sieg belieben!
Hör auf, dich ohne Noth um beyde zu betrüben!
Laß dir des einen Ruhm die größte Freude ſeyn!
Stell bey des andern Fall das tiefe Trauren ein!
Ach aber, wie kann ich dergleichen Vorſatz faſſen?
Freut mich des Mannes Tod? kann ich die Brüder haſſen?
Für beyde find ich noch der Liebe ſchönſte Spur.
Die Ehe ſchützt den Mann, die Brüder die Natur.
An beyde bindet mich der Schuldigkeit Geſetze;
Damit mein Aechzen nicht des Himmelsſchluß verletze,
So ſoll man mich zugleich als Frau und Schweſter ſehn.
Ihr Ruhm ſey meine Luſt! Ich will die Furcht verſchmähn.
Ja richte dich mein Sinn nach dieſen großen Helden,
Wird man des einen Sieg, des andern Sterben melden,
So zeige dich erfreut, laß keinen Seufzern Platz!
Ein ſo berühmter Tod iſt unſer größter Schatz.
Ja mein Verhängnis iſt nicht ungerecht zu nennen,
Ich will den Sieger ſelbſt für meinen Schmuck erkennen;
Ich ſehe nur warum, und nicht durch wen er ſiegt;
Der Ruhm, der ſein Geſchlecht und meine Bruſt vergnügt,
Wird nur von mir beſchaut, und ohne zu betrachten,
Wen er gefället hat, ſuch ich ihn hoch zu achten.
Sein Heldenmuth ſchreibt ihn zu halben Göttern ein:
Laß ſeiner Freundſchaft Glück, mein Herz, dein eignes ſeyn,
Du haſt faſt gleichen Theil an beyderſeits Geſchlechtern;
Hier nennet man dich Frau, dort zählt man dich den Töchtern

Mit zarter Liebe bey: Des Schickſals ſtarke Macht
Hat nur den frohen Sieg den Meinen zugedacht.
Wer mir nicht angehört kann ſich nicht Sieger nennen:
Läßt das Verhängniß ſich gleich etwas grauſam kennen,
So zeigt es mir doch auch den Weg zur Freud und Luſt;
Nach hingelegtem Kampf ergetzt ſich meine Bruſt,
Am Sieger ohne Furcht: Die Todten zu beſchauen
Verurſacht keinen Schmerz, kein Schrecken, und kein Grauen,
Doch welcher falſche Wahn nimmt meine Sinnen ein?
Ein ganz vergebner Troſt verdoppelt meine Pein.
Ich bin nun überzeugt, daß ich gefehlet habe:
Die eingebildte Luſt befördert mich zum Grabe.
Die Hoffnung war umſonſt; ein unvollkommnes Licht
Erhellte mein Gemüth, und blendte mein Geſicht.
Es kömmt mir ſolches vor, wie ſchwefelreiches Blitzen,
Das uns, wenn wir beſtürzt in ſchweren Wettern ſitzen,
So Fenſter, Haus und Hof ganz plötzlich helle macht,
Hernachmals aber auch in ſchreckenvoller Nacht,
Durch Donner, Schlag und Stral mehr Angſt und Furcht gebiehret:
So hab ich ebenfalls ein ſchnelles Licht geſpüret,
Das Aug und Sinnen jetzt mit Finſterniſſen kränkt.
Ein kurzer Augenblick hat mir zuviel geſchenkt:
Das Gute, welches ich gehofft, und nicht genoſſen,
Hat, als zu gut für mich, den Himmel ſelbſt verdroſſen.
Daher verwandelt er der Hoffnung kurze Friſt
In Schmerzen ohne Zahl: ich weis nicht, wie mir iſt,
Weil ich die Stiche ſchon in meiner Seele ſpüre,
Wodurch ich Brüdertreu, wo nicht den Mann verliere.
Denk ich an ihren Tod, ſo ſeh ich nur durch wen,
Nicht aber wem zu gut, ein ſolcher Mord geſchehn.
Und ſoll ich im Triumph den wilden Sieger ſchauen,
So muß der meinen Tod die Ehrenpforte bauen;
Ich nenne ſeinen Sieg die Wirkung ſeiner Wuth.
Ein kalter Todesſchweiß, die herbe Thränenfluth

Be-

Benetzt der Wangenpaar: der matte Geiſt verſchmachtet,
Wenn er der Todten Haus mit größter Angſt betrachtet.
Weil man mich hier als Frau, und dort als Tochter findt,
So zeigt das feſte Band, das mich gedoppelt bindt,
Daß man nun eher nicht den Gegentheil beſieget,
Bis daß von meinem Blut ein Theil vergoſſen lieget.
Dieß iſt die Friedensruh, die ich ſo ſehr begehrt.
Ihr ſtarken Götter! habt mir meinen Wunſch gewehrt:
Mit welcher Seelenangſt müßt ihr die Menſchen quälen,
Wenn ſich die Strafen erſt mit Zorn und Grimm vermählen,
Da ihr uns unterdrückt, wann ihr uns gnädig ſeyd?
Welch Elend, welche Noth, welch unergründtes Leid
Sind roher Bosheit Lohn! Wie ſtraft ihr grobe Sünden,
Wenn wir bey eurer Huld die Grauſamkeiten finden?

Der zweyte Auftritt.

Sabina. Julia.

Sabina.

Was iſt es Julia, das du zu ſagen haſt?
Sind meine Brüder todt? Iſt mein Gemahl erblaßt?
Vielleicht kömmſt du zu mir, von allen großen Helden,
Und ihrer Barbarey den Untergang zu melden.
Lebt keiner, welcher ſiegt, und mich erſchrecken kann?
Leg ich den Trauerflor um Mann und Brüder an?
Sind Furcht und Hoffnung mir durch dieſen Kampf entriſſen?

Julia.

Iſt dir dieß unbewußt, was alle Leute wiſſen?

Sabina.

Verwundre dich nur nicht, mir iſt es unbekannt:
Man hat die Schwägerinn mit mir hieher verbannt,
Und hält uns beyderſeits gefangen und verſchloſſen.
Die Thränen ſchrecken noch, die wir vorhin vergoſſen.

Ja hätten wir vor uns ein unverſchloßnes Thor,
So hielten wir die Bruſt der Kämpfer Waffen vor.
Vielleicht veränderte die keuſchgeſinnte Liebe,
Der beyden Völker Grimm in reine Freundſchaftstriebe.

Julia.

Es iſt auch ohne dieß kein Unglück noch geſchehn.
Der Streit ward ausgeſetzt, als man die ſechs geſehn.
Denn da ſie ganz beherzt die Degen meſſen wollten,
Schrien beyde Völker laut, daß ſie ſich trennen ſollten.
Denn für das Vaterland ſein eigen Fleiſch und Blut
Zu opfern willig ſeyn, hieß hier ein Uebermuth.
An vielen konnte man gerechtes Mitleid ſchauen,
Bey andern zeigte ſich ein ſchreckenvolles Grauen.
Allhier bewundern ſie, was Wuth und Eifer kann,
Dort hebt man dieſe That mit Nachdruck himmelan.
Noch andre ſchienen ſich für Wehmuth nicht zu kennen,
Von vielen hörte man den Vorſatz gottlos nennen:
Doch alle tadelten die Häupter und die Wahl,
Ein Kampf von ſolcher Art kam in der Laſter Zahl:
Der menſchlichen Natur ſchien dieſer Streit entgegen,
Und Alba hieß, wie Rom, die Waffen niederlegen.

Sabina.

Wie wird der Götter Huld nach Würden Dank gebracht!

Julia.

Du biſt noch nicht daſelbſt, wo du zu ſeyn gedacht.
Du darfſt dich freylich noch nicht ohne Hoffnung grämen,
Es ſcheint die ſtarke Furcht in etwas abzunehmen;
Doch Noth und Kummer ſind deswegen nicht vorbey.
Man ſprach die Helden zwar von ihrem Kampfe frey,
Allein ſie waren nicht mit dieſem Spruch zufrieden:
Sie meynten, ihnen ſey der Lorberkranz beſchieden,
Und dieſer werde nur durch muntern Streit erreicht;
Sie waren ſtolz und froh, als jedermann erweicht,
Und in Beſtürzung ſtand. Daß man Erbarmung hegte,
War ihnen ein Verdruß, weil man nicht überlegte,

Daß dieß ihr größter Schimpf, die ärgſte Schande ſey.
Drum blieben alle ſechs mit Grimm und Wuth dabey,
Es wolle keiner ſich der hohen Wahl begeben.
Sie haßten insgeſammt ein ſonſt geliebtes Leben,
Und hießen dieſen Streit ein Opfer reiner Pflicht.

Sabina.

Was? änderten ſich hier die Felſenherzen nicht?

Julia.

Sie blieben unbewegt, doch beyde Kriegesheere
Verdammten dieſen Streit, und griffen zum Gewehre:
Gebt andre Kämpfer her! ſo riefen groß und klein;
Wo nicht, ſo ſoll die Schlacht der Weg zum Frieden ſeyn.
Man unterließ nunmehr die Häupter anzuhören,
Man wollte Stimm und Wahl verhindern und zerſtören.
Der König war beſtürzt; er ſprach: Weil jeder ſich
Mit größtem Grimm erhitzt, ſo hört, ihr Völker, mich;
Laßt uns die Majeſtät der großen Götter fragen,
So wird ihr Prieſterthum uns klar und deutlich ſagen:
Ob ihre Heiligkeit den Wechſel ſelbſt begehrt?
Wer wird ſo gottlos ſeyn, wer iſt es, der ſich wehrt,
Des Himmels theuren Schluß, der Götter Rath und Willen
In Demuth anzuſehn? Wer wird ihn nicht erfüllen?
Auf dieſe Rede kam die Sach in beſſern Stand.
Man riß nun das Gewehr den Kämpfern aus der Hand.
Ihr blinder Ehrgeiz weicht, und alle ſechs verlangen,
Den himmliſchen Beſcheid in Demuth zu empfangen.
Auf unſers Königs Wort verſchwand ſo Haß als Streit,
Theils durch Gewiſſenstrieb, theils aus Erkenntlichkeit:
Es ſieht ſchon Tullus ſich von beyden Völkern ehren,
Den Ausgang aber wird das Opfer glücklich lehren.

Sabina.

Der Götter weiſer Schluß wird eine ſolche That
Mitnichten billigen; was man verſchoben hat,
Wird nun in kurzer Zeit aus Herz und Sinnen fliehen:
Die Hoffnung ſcheint in mir gedoppelt ſchön zu blühen.

Der dritte Auftritt.

Sabina. Camilla. Julia.

Sabina.

Komm, Schweſter, höre nun die beſte Zeitung an.

Camilla.

Mich deucht, ich weis ſie ſchon, wenn ſie ſo heißen kann.
Mein Vater hat bereits die Nachricht überkommen,
Doch hab ich noch daraus ſehr wenig Troſt genommen.
Daß man den Unglückskampf auf kurze Zeit verſchiebt,
Geſchieht doch nur darum, daß wir noch mehr betrübt,
Und durch die Hoffnung ſelbſt gefoltert werden ſollen.
Durch Aufſchub hat man nur den Schmerz verdoppeln wollen.
Der ganze Troſt iſt der, daß man mit mehr Verdruß
Das ſpäter nur beweint, was man beweinen muß.

Sabina.

Es kommt der Aufſchub nicht umſonſt von großen Göttern.

Camilla.

Ach ſage doch vielmehr: Man trauet falſchen Rettern.
Die Götter hießen ſelbſt dem Tullus dieſe Wahl,
Das Volk denkt oft nicht ſo als wie der Himmelsſaal.
Die Götter wohnen nicht ſo gern in ſchlechten Hölen,
Als bey den Königen, und tugendhaften Seelen:
Denn hier erblicken ſie ihr wahres Ebenbild.
Weil die geweihte Macht des Königs Thron erfüllt,
So kann er wohl ein Stral von hoher Gottheit heißen.

Julia.

Du willſt hier ohne Grund die Hoffnung niederreißen.
Iſt ein Orakel nicht der Götter wahrer Spruch?
Warum ſtellt ſich dein Sinn für Segen lauter Fluch,
Für Glück nur Unglück vor? Sprach ſolches nicht noch geſtern,
Es ſollten Glück und Wohl ſich ſtets mit dir verſchweſtern.

Camilla.

Camilla.

Ach ein Orakel wird faſt niemals recht erkennt,
Wer ſolches deutlich heißt iſt allbereits verblendt:
Wer einem ſolchen Spruch als etwas klarem trauet,
Betrügt ſich, weil ſein Geiſt auf dunkle Worte bauet.

Sabina.

Der Götter Wort heißt uns getroſt und ſicher ſeyn;
Der Hoffnung Lieblichkeit verſüßt des Zweifels Pein.
Wenn wir jetzt halb und halb des Himmels Gnade ſehen,
Erblickt ein Zweifler nichts; es iſt um den geſchehen,
Der nicht mehr hoffen will: oft ſtößt man halbes Glück,
Das größer werden ſoll, durch Eigenſinn zurück.

Camilla.

An das gemeine Wohl wird nur der Himmel denken,
Drum kann er ſeinen Schluß nicht uns zum Beſten lenken.

Julia zu Beyden.

Er hat euch Angſt und Leid nur darum zugeſchickt,
Damit ihr lernen ſollt, wie ſehr ſein Troſt erquickt.
Lebt wohl! Ich gehe weg, um alles zu erfahren,
Die ungegründte Furcht könnt ihr dießmal noch ſparen.
Ich hoffe frohe Luſt; bevor wir noch die Nacht,
Und dunkle Schatten ſehn, wird ſchon der Thränenmacht
Beglückt gehemmet ſeyn. Oft wiederholtes Küſſen,
Wird in der reinſten Gluth, ſo Schmerz als Angſt verſüßen.
Des Tages Ende wird vergnügt und lieblich ſeyn:
Des Morgens Fehler bringt der Abend wieder ein.

Sabina.

Die Hoffnung findet Platz,

Camilla.

Ich aber muß verzagen!

Julia.

Ein glücklicher Erfolg verſüßet alle Plagen.

Der vierte Auftritt.

Sabina. Camilla.

Sabina.

Jetzt da das Unglück ſich aus aller Macht erboßt,
Verwerf ich deinen Schmerz, und tadle, daß kein Troſt
In deiner Seele wohnt: Bedenke meine Plagen,
Schau meines Herzens Angſt, ſolch Elend zu ertragen
Iſt eine Seelenpein; die Lebenskraft verſchwindt,
So bald mein Herz auf dieß, was wir befürchten, ſinnt.
Dein Leid und meine Quaal ſind nicht wohl zu vergleichen.
Des Siegers Lorberkranz und hart verletzte Leichen.
Befördern meinen Tod!

Camilla.

Ach du betrügſt dich ſehr:
Was iſt es, das dich quält? Ich habe wohl vielmehr
Als du zu ſeufzen recht. Man ſieht die eignen Schmerzen
Gedoppelt an, und nimmt die fremden halb zu Herzen.
Erwege beydes wohl, gieb der Vernunft nur Raum,
So ſiehſt du, daß dein Schmerz ein eingebildter Traum
Und bloßer Schatten ſey. Wenn man mein Leid beſiehet,
Wann dein Horatius nach ſeinem Wunſche blühet,
So kannſt du ruhig ſeyn: denn gegen den Gemahl
Sind alle Brüder nichts. Ihr Tod bringt wenig Quaal.
Wenn Hymen uns vergnügt in fremde Häuſer führet,
Wird für des Vaters Haus nur halbe Treu geſpüret.
Der Ehe reines Band geht Bändern der Natur,
Wie Gold dem Silber vor: Gelübde, Wunſch und Schwur
Sind für des Mannes Wohl; ihn liebreich zu umfaſſen,
Bekümmert man ſich nicht die Aeltern zu verlaſſen.
Allein ein Bräutigam wird zwar von ſeiner Braut,
Nicht wie ein treuer Mann von Weibern angeſchaut:
Man pflegt ihn aber doch den Brüdern gleich zu ſchätzen.
Eröffne mir: Wer iſt von beyden vorzuſetzen?

Hier thut die Wahl ſehr weh eh man ein Urtheil giebt,
Weil man den Bräutigam wie treue Brüder liebt.
Die Braut fühlt Seelenangſt bey doppelt gleichen Bändern.
Du kannſt hingegen leicht den Schmerz in Luſt verändern,
Wenn du dir nur allein das nächſte Band erwählſt,
Und dich in Zukunft nicht um andre Bänder quälſt,
Mir aber ſteht annoch dergleichen Glück nicht offen;
Ich lebe höchſt beſtürzt, und habe nichts zu hoffen.

Sabina.

Wann einer ſterben ſoll und zwar von lieber Hand,
So weichet alle Wahl. Geht gleich der Eheſtand,
Der Blutverwandtſchaft vor, ſo kann man doch nicht leiden,
Daß Brüder nichts mehr ſind: die Ihrigen zu meiden,
Bewilligt keine Frau, wenn ſie zum Manne zieht;
Weil ihr Gedächtniß ſtets in Ruhm und Segen blüht.
Aus Liebe für den Mann, und ſeiner Wohlfahrt wegen,
Muß man die Schweſterpflicht niemals bey Seite legen.
Denn die Natur erhält den erſterlangten Platz,
Die Brüder und der Mann ſind ein ſehr großer Schatz:
Und alle Schmerzen ſind einander gleich zu nennen,
Wo wir des Unglücks Macht im höchſten Grad erkennen.
Der beſte Bräutigam gleicht treuen Brüdern nicht,
Weil oft ein Misverſtand das erſte Bündnis bricht.
Ein wenig Eiferſucht kann ſolches Band zerreißen,
Es kann ein Bräutigam leicht ein Verräther heißen.
Man denkt hernach nicht mehr an ein zerrißnes Band.
Dieß kann der Eigenſinn. Warum will dein Verſtand,
Jetzt nicht ein gleiches thun? Entziehe dem Gemüthe
Den neuen Bräutigam, und liebe dein Geblüte.
Es wäre laſterhaft ein Bündniß vorzuziehn,
Das man verändern darf, und einen Bund zu fliehn,
Den uns doch die Natur zu halten anbefohlen.
Du kannſt von deiner Angſt dich bald und leicht erholen,
Wenn du dir nur allein das nächſte Band erwählſt,
Und dich nicht ganz umſonſt um fremde Bänder quälſt.

Hergegen mir ſteht nicht dergleichen Glück mehr offen,
Drum bin ich höchſt beſtürzt, und habe nichts zu hoffen.

Camilla.

Du haſt vielleicht als Braut nicht recht getreu geliebt,
Du kennſt die Wirkung nicht, die wahre Liebe giebt.
Man kann ihr widerſtehn, wenn ſie ſich Anfangs zeiget,
Allein es hilft nichts mehr, ſo bald ſie wächſt und ſteiget,
Und unſer Herz bezwingt. Wer zärtlich ſich verſpricht,
Verbannt die reine Glut aus ſeiner Seele nicht.
Sie fänget lieblich an, und herrſchet ganz gewaltig.
Die Art zu ſiegen iſt ſehr ſchön und mannigfaltig.
Wer ihre Süßigkeit in reiner Treu verſpürt,
Wird in die Sklaverey ganz unvermerkt geführt.
Es fällt uns viel zu hart, wenn wir ſie ſtören ſollen.
Wir müſſen dieſes thun, was keuſche Flammen wollen:
Die ſtark genährte Glut brennt unverändert ſchön.

Der fünfte Auftritt.

Der alte Horatius. Sabina. Camilla.

Der alte Horatius.

Ich muß mit Herzensangſt zu euch, ihr Töchter, gehn.
Die Zeitung iſt betrübt! Ich wills euch offenbaren,
Was ihr auch ohne mich in kurzem müßt erfahren:
Die Helden kämpfen jetzt nach göttlich weiſem Rath.

Sabina.

Ich muß es frey geſtehn, dieß iſt die ärgſte That:
Die Götter laſſen nichts als Grauſamkeiten hören,
Das Unrecht muß das Recht, die Wuth die Liebe ſtören.
Ach Schmerz! ach Seelennoth! nun iſt mein Troſt dahin!
Schweig, ſage mir nichts mehr: mein halb erſtorbner Sinn
Begehrt von dir nicht Troſt: Vernunft muß hier verſchwinden,
Doch unſer Händepaar läßt uns ein Mittel finden.

Der Tod weiſt uns allein die ſchönſte Rettung an.
Wer wohl zu ſterben weis erlangt die Sternenbahn.
Wir könnten zwar gar leicht, um dich zu hintergehen,
Verſtellten Heldenmuth jetzt von uns laſſen ſehen,
Wie die Verzweiflung ſonſt ſehr viele Seelen lehrt:
Allein in ſolcher Noth, wo man die Thränen ehrt,
Verwirft man Schmink u. Kunſt; in wahren Unglücksfällen
Iſt unſer größter Schimpf das liſtige Verſtellen.
Fleuch falſcher Kunſtgriff, fleuch, nimm Männerherzen ein!
Wir zeigen wer wir ſind, wir wollen Weiber ſeyn.
Wir fordern nicht von dir uns Aermſte zu beklagen:
Ein ſolcher Heldengeiſt weis nichts von Angſt und Zagen.
Wenn unſer Seelenſchmerz den Weg zum Tode bähnt,
Wenn unſer Herze ſeufzt, wenn unſer Auge thränt,
Wenn alle Sinnen faſt betrübten Abſchied nehmen;
So gönn uns dieſes Glück, dich unſer nicht zu ſchämen:
Weint unſer Augenpaar ſtatt ſchlechter Thränen Blut,
So dulde, was wir thun, und zeige deinen Muth.

Der alte Horatius.

Seh ich den Thränenſtrom die Wangen überſchwemmen,
So brauch ich viele Kraft den reinen Lauf zu hemmen.
Sollt ich dergleichen Noth mich ſelber treffen ſehn,
So könnte ſelbſt von mir ein Schwachheitstritt geſchehn;
Es gehe wie es geh, ihr ſeht euch itzt verlaſſen.

Zur Sabina.

Der Feinde Wahl heißt mich nicht deine Brüder haſſen:
Nein, ſie ſind alle drey mir angenehm und lieb.
Jedoch ein andrer Zug, der väterliche Trieb,
Läßt mich die Seelenpein nur obenhin betrachten,
Durch die ein Schweſterherz u. eine Braut verſchmachten.

Zur Camilla.

Als Braut klagſt du mit Recht.

Zur Sabina.

Sabina, die Natur
Heißt deine Seufzer gut.

Zu Beyden.

So zarte Liebesſpur,

Empfindt mein Alter nicht. Ich gebe meinen Söhnen,
Den Segen frölich mit; ich warte, ſie zu krönen,
Auf ihrer Feinde Tod mit Sehnſucht und mit Luſt.
Die Söhne ſind es werth, und ihre tapfre Bruſt
Erſchrickt vor keinem Fall. Als man auf beyden Seiten
Erbarmung ſpüren ließ, ſo wünſchten ſie zu ſtreiten.
Zwey Heere ſchrien umſonſt: Sie ſuchten Ehr und Ruhm;
Drum bleibt der Lorberkranz ihr ſchönſtes Eigenthum.
Hingegen hätten ſie das Kämpfen ausgeſchlagen,
So wollt ich ſie von mir als meine Feinde jagen:
Ich wünſchte ſie gewiß in Finſterniß und Nacht.
Doch, da des Königs Wort und beyder Heere Macht,
Sie von einander trieb, ſo wünſcht ich wohl nichts weiter:
Als Alba möchte nur die Wahl auf andre Streiter
Gerichtet laſſen ſeyn; ſo hätten wir vergnügt
Durch meiner Söhne Muth ein großes Land beſiegt.
Ihr Arm würd alſo nicht mit treuer Schwäger Leichen,
Bemühet worden ſeyn: Rom hätte ſeines gleichen,
Ohn unſre Seelenpein auf Erden nicht geſehn;
Doch was der Himmel will, das muß von uns geſchehn.
Ich hoffe ganz gewiß, daß meine Söhne ſiegen,
Und meines Landes Wohl kann mich allein vergnügen.
Es richtet ihr Triumph mich ganz vollkommen auf.
Hemmt, liebſte Töchter, hemmt der Thränen ſtarken Lauf.
Bedenkt es beyderſeits, daß ihr euch römiſch nennet.

Zur Sabina.

Dir hat der Eheſtand das Glücke zuerkennet.

Zur Camilla.

Du aber biſt es noch.

Zu Beyden.

So lebet denn in Ruh!
Der Name Römerinn deckt Angſt und Kummer zu.
Ja dieſem Titel gleicht kein irrdiſches Ergetzen:
Die Zeit kömmt ganz gewiß, da römiſchen Geſetzen
Gehorchet werden muß; und da die ganze Welt,
Vor Rom und deſſen Macht mit Zittern niederfällt.

Es wird der Donnerſtral nicht ſo gefürchtet werden,
Als wie das groſse Rom, das Oberhaupt der Erden.
Aeneas hoffte dieß bereits zu ſeiner Zeit.

Der ſechſte Auftritt.

Der alte Horatius. Sabina. Camilla. Julia.

Der alte Horatius zur Julia.

Was bringſt du? Sieget Rom? Welch Ende nahm der Streit?

Julia.

Der traurige Beſchluß des harten Kampfes lehret,
Daß Rom und deſſen Land an Alba nun gehöret.

Zur Sabina.

Dein Mann, Sabina, lebt.

Zum alten Horatius.

Zwey Söhne liegen todt.

Der alte Horatius.

Ach unglücksvoller Kampf! Ach Ausgang voller Noth!
Mein Rom iſt unterthan, und Alba kann befehlen!
Warum ließ ſich mein Sohn nicht zu den Todten zählen?
Warum hat er ſein Blut zur Unzeit erſt geſchont?
Nein Julia, nein, nein, mein Sohn iſt nicht gewohnt,
Den Feinden zu entfliehn: Iſt nur mein Sohn im Leben,
So muß auch Rom gewiß als Haupt, Geſetze geben.
Er thut nach ſeiner Pflicht: ich kenn an ihm mein Blut.

Julia.

Wir haben allerſeits den größten Heldenmuth
An ihm mit Luſt verſpürt, wie ſeine Brüder kämpſten,
Und ſie zuſammen noch der Feinde Hitze dämpften.
Doch als er ganz allein bey dreyen Feinden war,
Und ſich bezwungen ſah, entwich er der Gefahr.

Der alte

Der alte Horatius.

Was that denn unſer Volk? Was ſagten die Soldaten?
Die er durch ſeine Flucht geſchändt, geſtürzt, verrathen.
Ließ man ihn ungeſtraft? Gab man ihm Aufenthalt?

Julia.

Dieß iſt mir unbewußt: Ich habe mich ſo bald,
Als er geflohen war, mit Zittern wegbegeben.

Camilla.

Ach! meine Brüder, Ach!

Der alte Horatius.

Die beyden Todten leben!
Beweine ſolche nicht. Sie ſind beglückt und reich,
Ihr Ruhm ſtirbt niemals ab: Ach wär ich ihnen gleich!
Man muß ihr edles Grab mit ſchönen Blumen krönen.
Des Todes Herrlichkeit freut mich an meinen Söhnen.
Das Glück hat ihnen ſelbſt ihr Grabmaal aufgebaut.
Sie haben unſern Fall nicht lebend angeſchaut.
Ja wären ſie nur nicht den Todten beygefüget,
So hätte Rom, als Herr, gewiß durch ſie geſieget.
Beweine dieſen nur, der als ein feiger Knecht
Durch ſeine Flucht ſich zeigt: beweine mein Geſchlecht!
Beweine meinen Schimpf, beweine ſeine Schande!
Denn unſer Name bleibt ein Scheuſal unſerm Lande.

Julia.

Welch ander Mittel war denn wider drey?

Der alte Horatius.

Der Tod!
Wer recht verzweifelt kämpft beſiegt die gröſte Noth.
Verwegenheit thut oft die allerſchönſten Proben.
Hätt er nur ſeine Flucht bis in den Tod verſchoben,
So wäre doch mein Rom was langſamer gefällt:
Ich trüge graues Haar mit Ehren vor der Welt.
Er wäre ſterbend ſchon den Sternen einverleibet;
Da er nunmehr ein Spott von tapfern Leuten bleibet.
Ein jeder Tropfen Blut, der in den Adern quillt,
Beſchimpfet ihn und mich; wer ihn erblicket, ſchilt,

Daß

Daß er uns ſo verzagt die Feſſel zugewendet.
Mein Elend hört nicht auf, bis er ſein Leben endet.
Drum will ich eher nicht, als bis er ſtirbet, ruhn.
Ich will durch ſeinen Tod dem Recht ein Gnügen thun.
Durch ſeine Strafe ſoll die ganze Welt verſpüren:
Daß ſeine Thaten mich als einen Vater rühren.

Sabina.

Ach ſtelle dieſesmal ſo Zorn als Strafen ein.
Soll denn dein ganzes Haus beſtürzt und elend ſeyn?

Der alte Horatius.

Sabina, liebſtes Kind! Was haſt du dich zu grämen?
Du darfſt, wenn Rom gleich dient, dich keinesweges ſchämen:
Und dich bekümmert nicht der tapfern Römer Noth.
Drey Brüder leben noch, dein Mann iſt auch nicht todt.
Wir ſind zwar unterthan, jedoch von deinem Lande.
Befinden wir uns gleich im rauhen Sklavenſtande,
So ſieht dein Vaterland ſich deſto mehr erhöht.
Du wirſt es nicht gewahr, wie hart es uns ergeht,
Denn deinen Brüdern iſt der Lorberkranz geblieben;
Doch deine reine Treu, dein ungefärbtes Lieben,
Für deinen feigen Mann, drohn dir mit vieler Pein;
Und deine Thränenfluth wird nicht vermögend ſeyn,
Den Vorſatz meiner Bruſt in etwas nur zu ſchwächen:
Man wird vor Abend noch von ſeinem Tode ſprechen.
Ich räch an ihm mein Rom: bey unſrer Götter Macht!
Schwör ich, mein Herz wird nicht in ſtille Ruh gebracht;
Wenn ich nicht meine Hand mit ſeinem Blute färbe.

Sabina.

Wir wollen mit ihm gehn, daß er nicht raſend ſterbe!
Ihr Götter! bringt ihr uns ſtets neuen Jammer bey,
Und wollt ihr, daß mein Schmerz faſt ſtündlich größer ſey?
Warum bedrohen mich des Schwiegervaters Hände,
Mit ſeines Sohnes Tod, und meines Mannes Ende?

Ende des dritten Aufzuges.

Der

* *

Der vierte Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der alte Horatius. Camilla.

Der alte Horatius.

Sey für den Böſewicht mit Bitten nicht bemüht!
Er meide mich nur ſo, wie er die Schwäger flieht,
Wofern er anders noch ſein Blut zu retten trachtet,
Das er weit herrlicher als guten Nachruhm achtet.
So bald mein Augenpaar die Misgeburth erblickt,
Wird ſie durch meine Hand dem Grabe zugeſchickt.
Wo ihn Sabina nicht des Vaters Macht entrücket,
So ſieht man ihn noch heut erwürgt, zerquetſcht, zerſtücket.

Camilla.

Geliebter Vater! ſey doch dießmal nicht ſo ſcharf,
Und ſtrafe nicht die Flucht, die Rom nicht tadeln darf.
Gedenk, es ſey gewiß ein göttliches Geſchicke.
Die Menge treibet oft die Tapferkeit zurücke.

Der alte Horatius.

Rom ſage, was es will, ich, als der Vater, bin
Auf ſeinen Tod bedacht. Mein nie verblendter Sinn
Kennt auch die Tapferkeit. Wenn ſie der Macht nicht gleichet,
So ſuchet ſie den Tod, eh ſie vom Platze weichet.
Ein unerſchrockner Held wird nimmermehr beſiegt,
Es lebt ſein hoher Ruhm, wenn er getödet liegt.
Die Menge kann ja nie recht die tapfre Männer ſchrecken:
Doch ſtille! Was will uns Valerius entdecken?

Der andere Auftritt.

Der alte Horatius. Valerius. Camilla.

Valerius.

Ich bin für dieſesmal vom König abgeſchickt,
Ein treues Vaterherz, das todte Söhn erblickt,
Durch wohlgemeinten Troſt vom Kummer zu entbinden,
Drum ſag ich, daß er ſucht Gelegenheit zu finden. = = =

Der alte Horatius.

Was willſt du dich bemühn? Denn ich verlange nicht,
Daß du mich tröſten ſollſt: Sie zeigten ihre Pflicht,
Und ſind durch muntern Kampf der Welt mit Ruhm entriſſen.
Ich will ſie lieber todt, als wie beſchimpfet, wiſſen.

Valerius.

Der iſt mehr rühmenswerth, der noch das Leben hat,
Der Todten Ruhm lebt erſt durch ſeine kluge That,
Was dir der Kampf geraubt, läßt er gedoppelt finden.

Der alte Horatius.

Warum ſah ich mit ihm nicht mein Geſchlecht verſchwinden?

Valerius.

Du biſt es ganz allein, der dieß, was er gethan
Nicht ungemein erhebt.

Der alte Horatius.

Mich gehts am meiſten an.
Ich muß die Frevelthat beſtrafen und beweinen.

Valerius.

Kann reine Tugend wohl den Laſtern ähnlich ſcheinen?

Der alte Horatius.

Wo bringt verzagte Flucht, Preis, Ehre, Lob und Ruhm?

Valerius.

In ſolchen Fällen iſt die Flucht ein Eigenthum,

Das groſse Seelen noch mit Rechte gröſſer machet.

Der alte Horatius.

Ach Schmerz, jetzt ſeh ich erſt, daſs man mich bloſs verlachet.
Du machſt mich recht verwirrt, u. mehreſt meine Schmach.
Wo folgt der feigen Flucht Verdienſt und Ehre nach?
Dein Ausdruck iſt ſehr rar, und würdig zu bedenken.

Valerius.

Wie? Macht dich dieſs verwirrt? Kann dich die Nachricht kränken,
Daſs Rom den tapfern Sohn mit Klugheit ſiegen ſchaut,
Und daſs ſein Arm ein Reich, von neuem auferbaut?
Kein Vater auf der Welt wird gröſſern Ruhm begehren.

Der alte Horatius.

Wie kann er uns ein Reich, und Ruhm und Sieg gewehren,
Wenn Alba nun mit uns als ſeinen Sklaven ſpricht?

Valerius.

Du weiſeſt, Vater, noch das allerbeſte nicht.
Wer hat dirs beygebracht, daſs unſre Feinde ſiegen?

Der alte Horatius.

Durch ſeine Flucht muſs Rom in Sklavenfeſſeln liegen.

Valerius.

Es wäre freylich wahr, wenn er nichts mehr gethan,
Allein man ſah es ihm an ſeinen Augen an,
Daſs er durch ſchlaue Flucht den Vortheil nehmen wollte,
Der ſeinem werthen Rom die Herrſchaft bringen ſollte.

Der alte Horatius:

Wie? ſieget unſer Rom?

Valerius.

Ja! Höre wie dein Sohn,
Den du verdammen willſt, den königlichen Thron

So ſchön befeſtigt hat. Er ſollte nun alleine
Drey Brüdern widerſtehn; drum floh er bloß zum Scheine.
Wahr iſt es, er war noch von Blut und Wunden frey,
Allein ein einziger bezwingt nicht leichtlich drey.
Er ſah ſie ſchon verwundt, und ließ ſich willig jagen,
Um ſich mit jeglichem ſodann allein zu ſchlagen:
Er überkam den Sieg nach angeſtellter Flucht,
Und dieſe ſtarben bald, die ſeinen Tod geſucht.
Sie, die ſich alle drey des Sieges ſchon verſahen,
Bemühten ſich nunmehr ſich ihm beherzt zu nahen,
Sie drohten alle drey den letzten Todesſtreich:
Der Muth war einerley, allein ihr Lauf nicht gleich.
Die hart verwundten Zwey verblieben mehr zurücke:
Kaum fand Horatius zu ſeiner Römer Glücke,
Die Feinde ſo getrennt, als er des Königsthron
Bereits errettet hielt; es fand dein Schwiegerſohn,
Zu ſeinem Schaden, bald, wie ſich derſelbe wehrte,
Der als ein Flüchtiger zuvor den Rücken kehrte.
Zwar griff er ihn erhitzt, wie Löwen pflegen, an,
Allein es war gar bald um ſeine Kraft gethan.
Weil ſein verlornes Blut ihn in die Ohnmacht brachte,
Worüber Alba ſich den größten Kummer machte:
Man rief dem Zweyten zu bey dieſer großen Noth,
Wiewohl er kam zu ſpät und fand den Bruder todt.

Camilla.

Ach! Ach!

Valerius.

Der Athem ſchien durch ſchnellen Lauf verſchwunden,
Sein Heldenmuth war groß bey ſeinen vielen Wunden;
Doch was hilft Tapferkeit, wenn alle Kraft gebricht?
Horatius löſcht ihm gar bald das Lebenslicht
Als Ueberwinder aus: der ſchwache Feind erblaßte,
Der in dem Fallen noch den todten Bruder faßte.
Die Rache traf allhier des Rächers kühnes Haupt:
Den Feinden ward der Muth, der Sieg, das Reich geraubt.

Die Luft erſchallte ſelbſt von grauſamem Getümmel.
Denn Alba ſchrie aus Angſt, und Rom aus Luſt, gen Himmel.
So war der Zweyte nun gefällt, geſtürzt, beſiegt.
Allein Horatius war nicht damit vergnügt:
Er ließ die Frölichkeit durch ſtolze Worte ſehen:
Er ſprach: Euch Brüdern iſt, was ihr begehrt, geſchehen,
Weil jeder einen Feind mit ſich zu Grabe nimmt.
Des dritten Tod iſt, Rom, für deinen Ruhm beſtimmt.
Durch dieſen ſollſt du dir die Oberherrſchaft bauen:
Kaum hat er dieß geſagt, ſo fängt er an zu hauen.
Des Kampfes Ausgang blieb nicht lange zweifelhaft.
Der Feind war ſtark verwundt, und hatte wenig Kraft.
Er war, indem er fiel, den Opfern gleich zu ſchätzen,
Die ſich der Prieſterhand nicht können widerſetzen.
Denn unſer Römer fand ſehr ſchlechten Widerſtand,
Und ſchenkte ſeiner Stadt ein neubezwungnes Land.

Der alte Horatius.

O mein Sohn! Meine Luſt, und meines Alters Freude,
Du Ruhm von unſer Zeit, o meiner Augen Weyde!
Du, du, befeſtigeſt den faſt gefallnen Thron,
Du biſt der Römer Schmuck, und ein vollkommner Sohn.
Das große Rom liebt dich als ſeines Landes Stütze,
Wir ſpüren insgeſammt, wie ſchön dein Arm beſchütze;
Ach wie verlang ich nicht den ſchönen Augenblick,
Da ich dich ſehen ſoll! Mein allergröſtes Glück
Wird dieſes ſeyn, wenn ich dich, theurer Sohn, umfaſſen,
Und dir mein Vaterherz eröffnet ſehen laſſen;
Auch dieſes Unrecht ſelbſt, das ich dir angethan,
Mit Freudenthränen bald nach Wunſche büßen kann.

Valerius.

Du wirſt ein ſolches Glück in kurzer Friſt erleben,
Der Sohn ſoll ſich zu dir, weil Tullus will, begeben.
Des Opfers Herrlichkeit ſoll morgen vor ſich gehn.
Der ungemeine Held wird ſchön geſchmücket ſtehn.
Heut iſt der Anfang nur, man ſucht mit Lob und Singen,
Der Götter Majeſtät den erſten Dank zu bringen.

Der König, welcher ſelbſt den Sieger mit ſich führt,
Und den Erkenntlichkeit mehr als der Zepter ziert,
Hat mich voraus geſchickt, um dir bald zu entdecken,
Wie ihn der Sieg erfreut, und was dein Schmerz für
Schrecken
In ſeiner Bruſt erregt; doch dieß vergnügt ihn nicht,
Wenn er nicht ſelbſt mit dir von dieſem Siege ſpricht.
Er glaubt, die Tapferkeit ſey viel zu ſchlecht erkennet,
Wenn er dich in Perſon nicht unſern Vater nennet,
Und wenn ſein eigner Mund dich nicht mit Freuden lehrt,
Wie Tullus und wie Rom dein theures Haus verehrt.

Der alte Horatius.

Die Huld iſt allzu groß, ich kann mich nicht bequemen,
Dergleichen Dankbarkeit vom König anzunehmen
Der beyden Todten Ruhm, des Siegers tapfrer Geiſt,
Sind ſchon von dir zu ſehr, zu hoch, zu viel gepreiſt.

Valerius.

Nein, alles dieſes ſchätzt der dankbefliſſne König,
Für Vater, und für Sohn, und für Verdienſt zu wenig.
Der Held hat Stadt und Land erweitert und beſchützt:
Es ſteht die Monarchie nun glücklich unterſtützt.
Ich aber werde nicht die Tugend großer Seelen,
Und was dein Herz gedenkt, dem Könige verheelen.
Der Eifer, welcher ſich für ſeine Hoheit zeigt
Iſt würdig, daß dein Ruhm die Wolken überſteigt.

Der alte Horatius.

Für dieſe Gütigkeit muß ich verbunden leben.

Der dritte Auftritt.

Der alte Horatius. Camilla.

Der alte Horatius.

Jetzt iſt es nicht mehr Zeit den Thränen Raum zu geben.
Bedenke, liebſtes Kind! daß dieſes übel ſteht,
Wenn man bey Siegespracht in tiefer Trauer geht.

Man muß den eignen Schmerz nicht öffentlich beweinen,
Weñ Glück und Soñenlicht am Staat und Himmel ſcheinen.
Rom ſiegt, und Alba dient, dieß iſt für unſern Schmerz,
Ein rechter Seelentroſt. Auf, faſſe dir ein Herz!
Der Tod des Bräutigams muß dich nicht weiter kränken,
Was du mit ihm verlierſt, kann Rom dir beſſer ſchenken.
Ein jeder Römer glaubt, ſein höchſter Ehrenſtand
Und größtes Glücke ſey, wenn du ihm Mund und Hand
Als Braut zu küſſen giebſt: Ich muß mich nun entfernen.
Sabina ſoll itzt auch die Seufzer hemmen lernen.
Sie weinet zwar mit Recht, ihr Herz fühlt Seelenquaal:
Drey Brüder liegen todt; ſie ſind durch den Gemahl
Beſiegt, gefällt, erwürgt: doch wenn ſie ſich beſinnet,
Sieht ſie zugleich, was ſie für einen Mann gewinnet.
Ihr herrlicher Verſtand ſetzt ſie vielleicht in Ruh,
Des Mannes hoher Ruhm deckt allen Jammer zu.
Laß, liebſte Tochter! doch die Traurigkeit verſchwinden,
Laß dich den tapfern Held als ſeine Schweſter finden!
Verbanne Schmerz und Angſt! Lösch aus die Liebesglut.
Empfang ihn, wenn er kömmt, als wie dein höchſtes Gut.
Geſchwiſter heißt man ja ein Fleiſch und ein Geblüte.

Er geht ab.

Der vierte Auftritt.

Camilla.

Ja, ja, er ſoll gar bald mein zorniges Gemüthe,
Durch meine Rache ſehn; denn reine Liebestreu
Zeigt vor des Todes Wuth nicht Furcht, nicht Angſt nicht Scheu.
Ein zartes Herz läßt ſich von Vätern nicht befehlen,
Die Tygern Muth und Sinn und ihre Farben ſtehlen.
Ach Vater, arm an Huld, und reich an Grauſamkeit,
Du tadelſt meinen Schmerz und mein gerechtes Leid;
So ſehr du dich bemühſt ſollſt du doch nicht vermehren,
Daß ſich nicht Herz und Sinn aus Traurigkeit verzehren.

Mein

Mein Klagen ſoll ſo groß als wie mein Unglück ſeyn:
Kein Menſch hat noch wie ich des Schickſals ſchwere Pein
So oft erneut geſehn. Wie oft hat mir das Glücke
Die matte Bruſt ergetzt? Wie viele Schmerzensblicke
Sind nicht darauf gefolgt? Wie mein Verhängniß ſpielt,
Daß bey der Hoffnung ſtets auf mein Verderben zielt,
Begreifet kein Verſtand. Ich muß in einem Tage,
Die Hoffnung mit der Furcht, das Labſaal mit der Plage,
Verzweifelung mit Troſt beſtändig wechſeln ſehn.
Ich bin ein Unglücksball! Mir iſt zu viel geſchehn.
Der Götter dunkles Wort gab Hoffnung meines Lebens,
Ein Traum hingegen ſprach, das Hoffen ſey vergebens.
Die Schlacht erweckte mir Furcht, Schrecken, Angſt und Graus,
Der Stillſtand löſchte drauf der Sorgenfeuer aus.
Ein Augenblick verhieß, mich glücklich zu vermählen,
Und brachte mir zugleich ein Gallenbittres Quälen.
Man wählt den Bräutigam auf meiner Brüder Tod.
Die unerhörte Wahl vermehret meine Noth.
Ja dieſes Unglücksloos iſt aller Welt zuwider,
Es rufen Feind und Freund: Legt eure Waffen nieder!
Doch auf der Götter Rath fieng dieſes Kämpfen an:
Es ſchien das ſtolze Rom beſiegt und unterthan.
Mein Bräutigam allein war ihm und mir zu gute,
Noch unbefleckt und frey von meiner Brüder Blute.
Der Römer ſchlechter Stand und zweyer Brüder Tod,
Erregten in der Bruſt zwar ungemeine Noth.
Doch mir ſtand noch der Weg, mich zu vermählen, offen:
Ohn Ekel, Furcht und Gram war reine Treu zu hoffen.
Den ſtrengen Göttern ſchien auch dieſer Schmerz zu klein,
Jetzt müſſen Seel und Geiſt erſt recht gefoltert ſeyn.
Mein liebſtes Leben ſtirbt, mein Bräutigam verſchwindet,
Der nach dem Tode ſich noch mehr beſchimpfet findet.
Sein abgeſagter Feind, der Störer meiner Ruh,
Eilt mit der Todespoſt verwegen auf mich zu.

Er ſucht mir dieſen Fall zu Mehrung meiner Qualen,
Mit gröſter Frölichkeit als nützlich abzumalen.
Vielleicht iſt er ſo froh, daß Rom ein Reich erhält?
Nein! weil mein Bräutigam zu ſeinem Troſte fällt.
Mein ſchmerzlicher Verluſt verurſacht ſein Vergnügen:
Er will mit gleicher Wuth, als wie mein Bruder, ſiegen.
Ein gröſſer Uebel folgt, wenn mein Gemüth erwegt
Wie man der reinen Treu ſo Strick als Fallen legt.
Ich ſoll, o Schmerzenswort! den Mörder wohl empfangen!
Ich ſoll die Grauſamkeit als Großmuth ſehen prangen.
Es ſoll des Siegers Hand, die mir mein Kleinod raubt,
Von mir geküſſet ſeyn: Kein Seufzen wird erlaubt,
Jetzt da die Hoffnung ſinkt, die treue Lieb im Grabe,
Mein Herz im Blute liegt; da ich nichts übrig habe,
Will dieſer harte Sinn, daß ich zu ſolcher Zeit
Mich frölich weiſen ſoll! Das unerhörte Leid
Zu melden, iſt verhaßt. Wer Grauſamkeit verachtet
Wird als kein treues Kind vom wilden Rom betrachtet.
Es leuchtet mir nicht mehr des Vaters Tugend ein,
Ich ſuch als Schweſter nicht des Bruders werth zu ſeyn.
Es iſt für mich ein Ruhm, daß Rom mein Thun verhönet,
Da man die Tyraney mit Siegeslorbern krönet.
Steigt Seufzer, Ach und Weh, aus reinem Herzen auf!
Ihr Adern ſpringt entzwey und hemmt des Blutes Lauf,
Von wem könnt ihr euch itzt geſtraft zu werden glauben?
Dem, welcher nichts mehr hat, iſt weiter nichts zu rauben.
Ihr bittern Thränen ſcheut des Siegers Raſen nicht!
Camilla ſuch ihn auf, ſchilt ihn ins Angeſicht,
Befördre ſeinen Zorn, fluch auf ſein häßlich Siegen,
Und ſuche deine Luſt in ſeinem Unvergnügen!
Er kömmt. Ich zeige mich als eine treue Braut,
Die ſtatt des Bruders hier des Liebſten Mörder ſchaut.

Der fünfte Auftritt.

Horatius. Camilla. Proculus.

Proculus trägt die 3 Degen der 3 beſiegten Curiazier.

Horatius.

Du ſieheſt Schweſter nun den Arm mit Ehren wieder,
Der durch beherzten Muth die zwey gefällten Brüder
So ſchön gerächet hat. Schau hier die treue Hand
Die Rom gewaltig macht, und unſrer Feinde Land
Dem König unterwirft. Mir iſt es zuzuſchreiben,
Daß unſer Prinz und wir von Alba Meiſter bleiben.
Nimm dieſe Zeichen wahr, wodurch mein Nachruhm blüht,
Und ſey für dieſesmal um deine Pflicht bemüht!

Camilla.

Nimm meine Thränen an, die meine Pflicht verlanget.

Horatius.

Die Thränen ſind verhaßt, da Rom mit Lorbern pranget.
Der beyden Brüder Tod iſt durch der Feinde Blut
Mehr als zu theur bezahlt; drum iſt die Thränenfluth
So ſträflich als umſonſt: dieß, was man uns erſetzet,
Wird nicht als ein Verluſt der Thränen werth geſchätzet.

Camilla.

Weil meine Brüder nun ſo wohl gerächet ſind,
So reiße dieſes Band, das mich an ſie verbindt.
Allein wer wird an mich mit Rach und Nachdruck denken,
Um meinem Bräutigam ein gleiches Glück zu ſchenken,
Damit mich ſein Verluſt nicht ewig nagen muß.

Horatius.

Schweig! O Verrätherinn!

Camilla.

Ach Curiatius!

Horatius.

Ich kann, Camilla, dich nicht weiter Schweſter nennen,
Da Herz und Lippen noch von geiler Liebe brennen.
Dein Mund heißt ohne Scheu der Römer ärgſten Feind,
Den liebſten Bräutigam, um den dein Auge weint!
In deiner Seele ſind verbothne Liebesflammen,
Dein zornig Angeſicht will meinen Sieg verdammen.
Dein Aechzen ruft ſo gar um Rache wider mich.
Wirf dieſe Neigung weg, bezwinge, Schweſter, dich,
Und nöthige mich nicht dein Seufzen anzuhören.
Die Klugheit heißet dich die geile Brunſt zu ſtören.
Verbanne Schmerz und Angſt aus der beklemmten Bruſt,
Und ſchmücke ſie hinfort mit Jauchzen, Freud und Luſt.
Mein Sieg, u. mein Triumph läßt dich an ſonſt nichts dencken.

Camilla.

So mußt du, Wüterich, mir ein Gemüthe ſchenken,
Daß deinem völlig gleicht, ſonſt kann es nicht geſchehn,
Und willſt du meine Bruſt getreu eröffnet ſehn?
So ſag ich, laß mir zu des Liebſten Mund zu küßen,
Gieb mir ihn, wie er war! Wie? dieß will dich verdrüßen.
An ſeinem Schickſal hieng mein Wohl und auch mein Schmerz,
Im Leben weiht ich ihm Gedanken, Sinn und Herz,
Nach ſeinem Tode kann ſich mein Gemüth nicht faſſen.
Du findſt die Schweſter nicht, wo du ſie hinterlaſſen:
Dein Suchen iſt umſonſt; du ſiehſt nunmehr vor dir
Die ärgſte Furie, die dich verfolgt, an mir.
Ich bin die Schmerzensbraut! du haſt mein liebſtes Leben,
Dem Tode theils mit Liſt, theils grauſam übergeben.
Schaff meinen Liebſten her, o Tyger! deſſen Herz
Sich ſtets nach Blute ſehnt, und mache keinen Scherz
Aus meiner Seelenangſt! du haſſeſt meine Thränen:
Ich ſoll vom Bräutigam nichts zärtliches erwähnen.
Doch deinen großen Muth ſoll ich ſtets himmelan
Zu heben willig ſeyn? du meynſt vielleicht ich kann,

Durch meine Schuld, den Held noch einmal ſterben ſehen?
Ihr Götter! gebt es zu, laßt, was ich will, geſchehen,
Und bringet ſo viel Weh auf den Horatius,
Daß er mein Unglück ſelbſt als Glück beneiden muß!
Laßt ihn den hohen Ruhm durch Frevelthat beflecken!
So darf ſein Ehrgeiz ſich nicht mehr ſo weit erſtrecken.

Horatius.

Ach Himmel! was iſt dieß für tolle Raſerey?
Vermeynſt du, Thörichte, daß ich gewohnet ſey,
Von Schweſtern ſolche Wuth und Läſtern anzuhören.
Mein Fleiſch und Blut ſchimpft mich, und will den Feind verehren.
Erhebe dieſen Tod, der Rom viel größer macht!
Sprich zu dem Bräutigam auf ewig: gute Nacht!
Wenn du der Billigkeit Gehör und Zutritt giebeſt,
So weis ich, daß du Rom, weit mehr als alles liebeſt.

Camilla.

Von Rom kommt ganz allein der Urſprung meiner Pein,
Mein Liebſter muß für Rom durch dich geopfert ſeyn.
Rom iſt der Unglücksort, der dich der Welt geſchenket,
Rom iſt es, das dein Herz ſtets anzubethen denket:
Ich haſſe dieſe Stadt weil Rom dich göttlich ehrt,
Und deinen eitlen Ruhm beſingt, erhebt, vermehrt.
Ich werde, Rom! ſonſt nichts zu meinem Labſal hören,
Als wenn die Nachbarn dich von Grund aus ganz zerſtören.
Wenn dich Italien nicht recht verwüſten kann,
So greife dich der Feind von Oſt und Weſten an.
Es müſſen Berg und Meer ſich wider dich vereinen,
Und hundert Völker bald mit Grimm und Wuth erſcheinen,
Die Bürger nehmen Zorn und Haß und Zwietracht ein!
Die Kinder müſſen ſelbſt der Aeltern Mörder ſeyn.
Ein Unglück mühe ſich dem andern zu begegnen.
Der Himmel laſſe ſelbſt für Waſſer Schwefel regnen.
Ach könnt ich dieſes ſehn, wie Stral und Blitz verzehrt!
Dein Lorberkranz ſey bald in Aſch und Staub verkehrt.

Ach

Ach läge doch bereits ganz Rom in letzten Zügen,
Und zwar durch meine Schuld, ſo ſtürb ich mit Vergnügen.

Horatius greift nach ſeinem Gewehr, Camilla will entflie-
hen; er aber verfolgt ſie bis hinter die Schaubühne, da
er noch im Nacheilen folgende Worte ſpricht:

Horatius.

Dieß iſt zuviel: Geduld, mach edler Rache Platz!
Beklag in Höll und Gruft den hochgeliebten Schatz.

Die verwundete Camilla ruft hinter dem Vorhange,

Ach du Verräther! Ach!

Horatius kömmt wieder zurück auf den Schauplatz mit fol-
genden Worten:

So ſterben und erblaſſen!
Die ſich der Feinde Tod zu Herzen gehen laſſen.

Der ſechſte Auftritt

Horatius. Proculus.

Proculus.

Ach! was haſt du gethan?

Horatius.

Ich that nach meiner Pflicht.
Das ſtrengſte Recht beſtraft mein Unternehmen nicht.
Dergleichen Miſſethat wird durch den Tod belohnet.

Proculus.

Die Schweſter aber bleibt vom Bruder ſonſt verſchonet.

Horatius.

Betrübe mich nicht mehr, und bringe mir nicht bey,
Daß ſie mein Fleiſch und Blut und meine Schweſter ſey.
Mein Vater kann ſie nicht für ſeine Tochter halten,
Man ſah ja Lieb und Treu für Rom in ihr erkalten.

Denn

Denn wer ſein Vaterland aus Raſerey und Wuth,
Verneint, verhöhnt, verdammt, verläugnet Fleiſch und Blut.
Der Freyheit ärgſten Feind das beſte Kleinod nennen,
Heißt, ſich mit Vorbedacht vom Vaterlande trennen.
Wird gleich ein böſer Wunſch ohn alle Kraft gethan,
So hört man ihn gleichwohl nicht ohne Schrecken an.
Man muß ein Ungeheur in der Geburth verderben.

Der ſiebente Auftritt.

Horatius. Sabina. Proculus.

Sabina.

Verweilt ſich hier dein Muth, komm, ſchau die Schweſter
ſterben,
Sieh wie ſie in der Hand des Vaters ſelbſt erblaßt:
Ich weis, daß du hieran das größte Labſal haſt.
Biſt du noch nicht als Held vom tödten müde worden,
So laß dich tapfer ſehn, mich gleichfalls zu ermorden,
Und opfre deinem Rom auf dieſes Freudenfeſt,
Der Curiazier betrübten Ueberreſt.
Kannſt du ein römiſch Blut ohn alle Scheu vergießen,
So wird was feindlich heißt, zu deinem Ruhme fließen,
So bald der Fehler ſich bey beyden gleich befindt.
Weil Weib und Schweſter nun von gleicher Schwach-
heit ſind.
So ſtoß jetzt deine Frau, wie vor die Schweſter nieder:
Sie klagt den Bräutigam, dein Weib beweint die Brüder.
Ja treffen noch bey dir der Großmuth Regeln ein,
So muß ich noch vielmehr als ſie beſtrafet ſeyn.
Denn ich beſeufze drey, und ſie bejammert einen:
Kaum haſt du ſie beſtraft, ſo ſiehſt du mich erſcheinen.

Horatius.

Verbanne, liebſtes Herz, dein Weinen und dein Flehn!
Laß mich, mein Augentroſt, nicht ſolche Schwachheit ſehn!

Du biſt mein werthes Kind ein Theil von meinem Herzen,
Dein Aechzen machet mir recht Zentner ſchwere Schmerzen.
Ach überleg es ſelbſt, du biſt mein zweytes Ich,
Dein Weinen geht mir nah, dein Elend rühret mich.
Der Himmel nährt in uns die reinſten Liebesflammen:
Die allerreinſte Treu verbindet uns zuſammen:
Was einem wohlgefällt, muß auch das andre thun.
Laß deinen Willen jetzt in meinem Willen ruhn.
Es ſteht dir beſſer an, ein Siegeslied zu ſingen,
Als mir, den frohen Geiſt zur Thränenfluth zu zwingen.
Ich liebe, Schönſte dich, und kenne deine Quaal:
Allein mein Sieg ſetzt mich in großer Helden Zahl.
Drum ſollte dir mein Ruhm die größte Luſt erwecken.
Nimm an der Ehre Theil, hör auf, ſie zu beflecken.
Wie? ſchmerzt mein Lorber dich, quält dieſes deinen Sinn,
Daß ich ſo ſehr erhöht, und nicht beſchimpfet bin?
Gedenk, ein treuer Mann ſey näher als die Brüder.
Mein Wort ſey dein Geſetz, und thu mir nichts zuwider.

Sabina.

In Weiberherzen wohnt kein ſtarker Heldengeiſt,
Der ſich bey Seelennoth erfreut und munter weiſt.
Ich habe dir noch nie mein Unglück zugeſchrieben;
Ich bin ſtets gegen dich in meiner Pflicht geblieben.
Das Schickſaal machte mich allein betrübnisvoll,
Doch da die Grauſamkeit, wie Großmuth, blühen ſoll,
Und ſich ſelbſt ein Barbar den Helden ähnlich machet.
Wird deine Sittenlehr, o ſtolzes Rom, verlachet.
Denk ich, daß mein Gemahl ein Held und Sieger ſey,
So bringt mir die Natur zugleich, mit Schmerzen, bey,
Daß meiner Brüder Blut an ſeinen Händen klebe,
Ja, wenn ich öffentlich des Mannes Sieg erhebe,
Bewein ich insgeheim der drey Entſeelten Tod:
Das allgemeine Wohl ſtürzt mich in Angſt und Noth.
Wie kannſt du, grauſamer, des Weibes Meynung haſſen?
Kannſt du die Lorbern nicht vor dieſem Hauſe laſſen?

Komm,

Komm, weine doch mit mir! Wie? hörſt du dieſes nicht,
Was mein beſtürzter Mund, dich zu beſchimpfen, ſpricht.
Warum verzögerſt du mein längſtverdientes Sterben?
Die Schweſter ſoll vielleicht das Glück allein erwerben,
Daß ſie durch dich erhält, wornach ihr Herz ſich ſehnt?
Sieh, allerliebſter Mann! wie ſehr mein Auge thränt.
Kann meine Miſſethat nicht ihren Zweck erreichen,
So laß mein ängſtlich Flehn dein hartes Herz erweichen.
Befördre meinen Tod, es gilt mir einerley,
Ob Mittleid oder Zorn hierzu vermögend ſey.
Schaff, daß ich Augenblicks der Schweſter folgen müſſe,
Der Tod von deiner Hand iſt rühmlich, ſchön und ſüße.

Horatius.

Welch Unrecht laſſet ihr, gerechte Götter zu?
Das Frauenzimmer ſtört der ſtärkſten Männer Ruh.
Ein Ueberwinder wird von ihnen überwunden;
Die größten Sieger ſtehn von Schönheit oft gebunden.
Wo bleibt mein Heldenmuth? Wo iſt des Siegeds Frucht?
Den Banden zu entgehn denk ich auf meine Flucht:
Sabina, gute Nacht! du ſollſt mich nicht begleiten,
Ich kann mit Männern zwar, doch nicht mit Thränen ſtreiten.

Sabina.

Zorn und Erbarmung ſind bey meinem Flehen ſtill,
Weil man mein Seufzen haßt, und doch nicht ſtrafen will.
Entweder ſollte man das Weinen mir erlauben,
Ach! oder nicht verziehn das Leben gleich zu rauben.
Ihr Thränen ſammlet euch, verſucht es nocheinmal!
Hernach tödt ich mich ſelbſt, und ende meine Quaal.

Ende des vierten Aufzuges.

Der

* *

Der fünfte Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der alte Horatius. Horatius.

Der alte Horatius.

Flieh, liebſter Sohn, mit mir das ſterbende Geſichte,
Bewundre demuthsvoll das göttliche Gerichte!
Wenn unſer Hochmuth wächſt, ſich bläht und jähling ſteigt,
So findet ſich der Fall, den das Verhängniß zeigt.
Die größte Fröhligkeit iſt oft nicht ohne Schmerzen;
Die Fehler findt man auch bey tugendvollen Herzen.
Sehr ſelten iſt bey uns ein unbefleckter Ruhm,
Der ſchönſten Heldenthat vollkommnes Eigenthum.
Der Tochter ſchneller Mord kann mich zwar nicht bewegen.
Man muß vielmehr mit mir und dir Erbarmung hegen.
Sie hat den Tod verdient. Ich bin beklagenswerth,
Denn meine Tochter hat der Römer Fall begehrt;
Und dich bedaurt mein Herz: durch ihr gewaltſam Ende,
Beſchimpfeſt du, mein Sohn, die nie befleckten Hände.
Sie ſtarb zwar nicht zu früh; ihr Tod war ganz gerecht,
Doch war die That für dich, als einen Held, zu ſchlecht.
Ihr ſchrecklich Läſtern hat den Untergang verſchuldet:
Doch wär es rühmlicher, du hätteſt mehr erduldet,
Als daß dein tapfrer Arm ein Weib erwürget hat.

Horatius.

Brauch jetzt dein Vaterrecht, und ſtrafe dieſe That,
Durch mein erhitztes Blut, das denket, recht zu haben.
Dieß, was ich that, geſchah, das ſtolze Rom zu laben.
Bringt dieſe Schuldigkeit dir Kummer, Angſt und Quaal,
Und ſetzeſt du mich gar in arger Mörder Zahl?

Ver-

Vermeynſt du dein Geſchlecht, ſey nun beſchimpft zu nennen,
So kannſt du mir den Tod mit Rechte zu erkennen.
Vergeuß das heiße Blut, das unſern hohen Preis,
Nicht beſſer, als wie ſo zu unterhalten weis.
Um dein berühmtes Haus den Laſtern zu entziehen,
Straft ich die Schweſter gleich. Drum mußt du dich bemühen,
Mir durch den ärgſten Tod mein Recht auch anzuthun,
Damit die Laſter nicht auf ſanften Polſtern ruhn.
Ein Vater, welchen Ruhm, Verſtand und Tugend krönen,
Beſtraft durch Blut und Tod den Schimpf an ſeinen Söhnen.
Ja, wenn ein Vater nicht die Zärtlichkeit verbannt,
So klebt das Laſter ſelbſt an ſeiner eignen Hand.
Was ihm zuwider iſt, muß er mit Nachdruck ſtrafen,
Sonſt geht ſein wahrer Preis mit größter Schande ſchlafen.

Der alte Horatius.

Ein Vater ſtrafet nicht mit übereilter Wuth:
Der Söhne Wohlfahrt iſt ſein allerbeſtes Gut.
Er leidet Angſt und Schmerz, ſie rühmlich zu beſchützen:
Im Alter findt er ſie als ſeine ſtarke Stützen.
Wenn er ſie gleich ermahnt, ſo ſtraft er ſie doch nicht,
Dieweil ihr Ungemach ſein Vaterherze bricht,
Ich muß für dich mehr Huld, als du es glaubeſt, hegen.
Ich weis = = = die Wache kömmt, der König iſt zugegen.

Der andere Auftritt.

Tullus. Valerius. Der alte Horatius. Horatius.
Die Leibwacht.

Der alte Horatius.

Ich bin, erhabner Prinz, nicht dieſer Ehre werth,
Daß deine Hoheit ſich zu mir zu gehn beſchwert.

Ich falle demuthsvoll, Monarch, dir hier zu Füſſen.

Tullus.

Steh theurer Vater auf, vergönne dich zu küſſen,
Ich habe nur gethan, was ich mich ſchuldig weis.
Ein ungemeiner Dienſt erlangt beſondern Preis.
Weil Fürſten ſeltne Treu nach Würden ehren ſollen,
So hab ich in Perſon dir Dank erſtatten wollen.
Valerius hat mir die Nachricht hinterbracht,
Daß dein geſetzter Muth der Söhne Tod verlacht,
Und daß dein hoher Geiſt ſich wohl darein gefunden:
Ich ſpare hier den Troſt. Ach! aber welche Wunden
Bekam dein Vaterherz, als dein erhitzter Sohn
Aus Liebe für ſein Land, aus Treu für meinen Thron,
Den theur erworbnen Ruhm durch Schweſterblut befleckte,
Als dieſer Tochter Tod des Vaters Bruſt erſchreckte.
Der Zärtlichkeit war hier zu ſchwer zu widerſtehn.
Ein Fall von ſolcher Art muß an das Herze gehn.

Der alte Horatius.

Ich ſuche durch Gedult die Schmerzen zu verſüßen,

Tullus.

Erfahrung und Vernunft begleiten dein Entſchließen.
Sehr viele hat die Zeit ſowohl als dich gelehrt,
Daß oft der ärgſte Fall das beſte Wohlſeyn ſtört;
Doch wenige ſind ſtark ſich wohl darein zu ſchicken.
Ein eigner Unglücksſtreich kan Tugenden erſticken.
Wo mein Erbarmen dir Troſt und Erquickung bringt,
So wiſſe, daß dein Schmerz mich ſelbſt zur Wehmuth zwingt:
Die Liebe heißt mich ſelbſt dein Ungemach beklagen,
Mein Mitleid iſt ſo groß als deine harte Plagen.

Valerius.

Der Himmel ſelber, hat Monarchen, Kraft und Macht,
Vergeltung, Straf und Recht, mit Nachdruck zugedacht.

Ein großer König ſoll die Tugend zwar belohnen,
Doch die Verbrecher nicht aus Gunſt und Abſicht ſchonen.
Hier ſagt dir ohne Scheu ein treuer Unterthan,
Ein Fürſt beklagt umſonſt, was er beſtrafen kann.
Laß großer König = = =

Der alte Horatius.

Was? den Sieg durch Mord beflecken?

Tullus.

Du kannſt Valerius, was du begehrſt, entdecken.
Ich höre mit Bedacht, und die Gerechtigkeit
Geht grade durch; ſie kennt nicht Menſchen, Ort, noch Zeit:
Durch Unparteylichkeit muß man den Thron erhalten:
Man wird ein halber Gott. Den ehrenvollen Alten
Beklag ich, weil ſein Sohn, der mir ein Land gewinnt,
Jetzt wider ſein Vergehn den ſchärfſten Kläger findt.

Valerius.

Unüberwindlichſter, und höchſtgerechter König,
Rom redet ſelbſt durch mich, man iſt durchaus nicht wenig
Bey dieſer That beſtürzt: daß man den Sieger ehrt,
Iſt allen angenehm; daß ihm der Ruhm gehört,
Geſteht auch ſelbſt der Neid. Rom würde ſich ergetzen,
Die Lorbern auf ſein Haupt mit großer Pracht zu ſetzen.
Weil aber doch ſein Arm den Mord begangen hat,
So lobt man zwar den Sieg: doch dieſe Miſſethat
Erfordert Blut und Tod. Laß dieſen Mörder ſterben!
Wenn er beym Leben bleibt, ſo muß ganz Rom verderben.
Sprich dieſes Urtheil bald, das ihm das Leben nimmt;
Dein treuergebnes Land hat ihm den Tod beſtimmt.
Sein Leben tödtet uns, ſein Tod bringt uns das Leben.
Wie oft hat Alba nicht ein Kind nach Rom gegeben,
Als uns das Glücke noch des Friedens Kleinod gab?
Sehr viele netzen jetzt des werthen Eidams Grab,
Der lieben Schwäger Sarg mit herben Thränenflüſſen,
Die, ſo ſich öffentlich recht freudig ſtellen müſſen,

Beweinen insgeheim des Schickſals Strengigkeit.
Des Vaterlandes Wohl bringt manchem eignes Leid.
Sollt aber dieſes Rom mit Rechte ſtrafen können?
Wo wir des Siegers-Wuth dergleichen Macht vergönnen,
So folgt in kurzer Zeit der beſten Römer Tod:
Ein Wüterich, der ſelbſt der Schweſter Seelennoth,
Und Thränen einer Braut, des Todes würdig achtet,
Ja welcher reine Treu, wie geile Brunſt, betrachtet,
Und nicht bedenkt, was ihr des Liebſten Hintritt nimmt;
Giebt deutlich zu verſtehn, was er für uns beſtimmt.
Wir haben kaum durch ihn das zweyte Land bekommen,
So hat man auch bereits den Schweſtermord vernommen:
Wenn man ihn nicht beſtraft, ſo leben wir nur ſtill
So lang es ihm beliebt; und ſterben, wenn er will.
Was er verübt, gehört für Mörder, nicht für Helden,
Der Schweſter Unſchuld muß die reine Wahrheit melden.
Beliebe, großer Prinz, die Leiche zu beſehn!
Es wird, es kann, es muß nicht ohne Schmerz geſchehn.
Die reine Seele wieß den Kern von wahrer Tugend,
Sie war vollkommen ſchön, und in der beſten Jugend.
Ihr Angeſicht hat ſtets den Roſen gleich geblüht,
Das man jetzt bleich und blaß, und eingefallen ſieht.
Allein was ſag ich viel? Ich mag nicht Rednern gleichen,
Die durch der Wörter Pracht ermuntern und erweichen.
Ich melde dieſes nur, das Opfer iſt beſtellt,
Wobey der Mörder ſich zu prangen tüchtig hält.
Wenn unſre Götter noch die Unſchuld kräftig ſchützen,
So müſſen ſie auf ihn mit Donnerſtralen blitzen.
Wir werden allerſeits des Himmels Gräuel ſeyn,
Und deine Langmuth bringt, Monarch, die größte Pein.
Des Mörders Leben droht uns mit der Götter Rache,
Sein Arm hat etwas zwar für die gemeine Sache,
Doch wenn mans recht erwägt, das wenigſte gethan,
Das meißte kam hierbey auf das Verhängniß an.
Der Himmel hat uns ſelbſt durch dieſe That gelehret,
Wie ſehr man ihn erzürnt, wenn man die Menſchen ehret,

Die nur ſein Werkzeug ſind, und ihm den Ruhm nicht
giebt.
Der Schweſtermord zeigt uns wie viel ein Held verůbt.
Des Himmels Ratsſchluß iſt, man ſoll den Sieger preiſen,
Dem Mörder aber auch die Kraft der Rechte weiſen.
Drum ſtrafe, großer Prinz, doch den Horatius,
Bevor der Götter Zorn die Blutſchuld rächen muß.
Rom hat dergleichen Schmerz bisher noch nicht em=
pfunden,
Nun aber fürchtet man mit Rechte, Tod und Wunden.

Tullus zum Horatius.

Durch was entſchuldigſt du die ſchwere Freventhat?

Horatius.

Wozu gerechter Zorn mein Herz gereizet hat,
Das hat Valerius, mein König, dir beſchrieben.
Thu, was du billig glaubſt, und richte nach Belieben.
Ich nehm in Demuth an, was deine Klugheit ſpricht,
Denn das Entſchuldigen hilft Uebelthätern nicht.
Was unſer Fürſt uns ſagt, muß man als richtig glauben:
Man darf durch Ausflucht nicht die Pflicht und Ehr=
furcht rauben.
So Tod als Leben, ſteht in unſers Königs Macht.
Sprich Herr! bald wider mich, weil mein Verlangen
wacht,
In Tod und Grab zu gehn, wenn du mich ſterben heißeſt,
Da du durch ſolchen Spruch mich vieler Noth entreißeſt.
Das Leben, welches ſonſt den Menſchen lieblich ſcheint,
Iſt meiner Tugend Fall, und meiner Ehre feind.
Valerius ſucht mich aus Rache zu verderben,
Weil er nicht lieben kann; ich will mit Freuden ſterben.
Wir wollen beyderſeits mit Eifer einerley,
Doch dieſer Unterſcheid iſt gleichwohl noch dabey:
Ich wünſche mir den Tod zu Rettung meiner Ehre,
Sein Wille geht dahin, daß man mein Lob zerſtöre.

Vollkommner Tugend fehlt oft die Gelegenheit,
Sie ſcheinet ſchwach und ſtark, nachdem ihr Glück und Zeit
An ihrer Seite ſtehn: großmächtigſt, theurſter König,
Des Pöbels Unverſtand erwäget dieß zu wenig.
Ein Wunder, ſo das Volk einmal von uns geſehn,
Kann ſeiner Meynung nach zu aller Zeit geſchehn.
Man ſieht nicht, ob ſich Ort, und Zeit, und Schickſal gleichen,
Das Glücke ſoll und muß vor uns die Segel ſtreichen:
Geſchieht nun ſolches nicht, ſo ſinket Ruhm und Preis,
Indem ein jeder uns was auszuſetzen weis.
Die Früchte, welche nur durch bloßes Glück bekleiben,
Pflegt man der Tapferkeit mit Unrecht zuzuſchreiben;
Weil man die Tugend ſtets in gleichem Werthe findt,
Wenn gleich ſo Zeit als Ort weit unbequemer ſind.
Wer eine ſolche That, die groß genennt wird, zeiget,
Und merket, daß ſein Ruhm bis an den Himmel ſteiget,
Der wage ja nichts mehr: denn wenn ſein Heldenmuth
Ein andermal nicht auch ein ſolches Wunder thut,
So hat ein kleiner Werk den erſten Ruhm vernichtet.
Wer hat von Römern dieß, was ich gethan, verrichtet?
Ich rühme mich zwar nicht, doch Herr! du nahmſt es wahr,
Ich zeigte meinen Muth in äußerſter Gefahr,
Weil die Gelegenheit ſich damals eingefunden:
Doch nunmehr iſt ſie weg, verloren und verſchwunden.
So lang ich leb und bin, kömmt meiner Tapferkeit
Ein ſolches Glück nicht mehr: Drum bin ich ganz bereit
Der Erde meinen Leib mit Freuden zu vertrauen.
Dann wird die Nachwelt mir noch Ehrenſäulen bauen.
Mein Sterben hätte mich den Göttern gleich gemacht,
Wenn ich nach meinem Sieg auf meinen Tod gedacht.
Mein Ruhm iſt ſchon verkürzt durch mein zu langes Leben.
Ein Sieger ſollte gleich nach ſeinem Ende ſtreben.

Wenn man den Feind erlegt, ſo ſtellt ſich die Gefahr,
Die ſtolzer Ehre droht, auf manche Weiſe dar.
Ich war bereits an dem, aus dieſer Welt zu fliehen,
Doch mein Gehorſam hieß den muntern Arm verziehen:
Er ſprach: dein Leben ſteht in deines Königs Hand,
Wer ſich es ſelber nimmt iſt kein getreuer Stand.
So will ich denn den Tod, o Herr! von dir begehren,
Rom hat mehr Helden noch, die ſich wie Männer wehren:
Von denen jeglicher ſich ungemein vergnügt,
Wenn er mit Herz und Hand für ſeinen König ſiegt.
Der ſchönſte Lohn, den ich durch meinen Sieg erwerbe:
Iſt, wenn ich, König, nicht der Schweſter wegen ſterbe.
Es werde meiner Fauſt die letzte That erlaubt,
Daß ſie mit Ehr und Ruhm mir Geiſt und Leben raubt.

Der dritte Auftritt.

Tullus. Valerius. Der alte Horatius.
Horatius. Sabina.

Sabina.

Hier ſiehſt du, großer Prinz, in meinem treuen Herzen,
Der Schweſter Zentnerangſt, des Weibes Seelen=
ſchmerzen:
Die Sinnen ſind beſtürzt, der Geiſt iſt außer ſich;
Natur und Eheſtand gehn beyde wider mich.
Als Schweſter muß ich ſtets der Brüder Tod beklagen,
Des Mannes Untergang heißt mich als Frau verzagen.
Denk aber, König, nicht, daß die Gerechtigkeit,
Hierunter leiden ſoll: des letzten tapfrer Streit
Hat dir ein Reich gebracht, doch ſuch ich ſein Verderben.
Laß ihn durch meinen Tod noch lebend doppelt ſterben!
Mein Blut erſetze dieß, was mein Gemahl verſehn;
Ihm kann kein größer Schmerz auf dieſer Welt ge=
ſchehn.

Der Ehe reines Band und ſeiner Großmuth Triebe,
Erfüllen ſeine Bruſt mit unverfälſchter Liebe.
Sein Herz iſt mir geweiht, er ſuchet ſeinen Tod,
Mein Untergang allein erweckt ihm Seelennoth.
Wird dein gerechter Mund mir meinen Wunſch gewehren,
So bin ich frey von Angſt, und ihn wird ſie verzehren.
Herr, ſiehe meine Quaal und meinen Jammer an,
Und ſag, ob ich vor Schmerz noch länger leben kann?
Wie ſoll ich ohne Furcht und Schrecken dieſen küſſen,
Durch deſſen Mörderhand drey Brüder ſterben müſſen.
Wie flieh ich den Gemahl, durch welchen unſer Staat,
So Wachsthum, Ehr als Macht, nach Wunſch erlanget hat?
Wie kann ich meinen Feind in reiner Lieb umfangen?
Durch ihn iſt mein Geſchlecht mit Schrecken untergangen.
Wie kann der große Mann, der Elend, Angſt und Pein
Von Rom entfernet hat, von mir gehaſſet ſeyn?
Der Tod, nichts als der Tod, kann wahre Ruhe geben.
Ich thue, was ich will, ſo muß ich ſträflich leben.
Denn haß ich meinen Mann, ſo brech ich Eid und Pflicht,
Und lieb ich ihn, bin ich der Brüder Schweſter nicht.
Du wirſt, Groſtmächtigſter, mein Todes Urtheil ſprechen;
Ich könnte ſelbſt den Lauf des Blutes unterbrechen,
Doch ſeh ich dieſen Tod für angenehmer an,
Der, was mein Mann verbrach, ſo glücklich tilgen kann;
Der hoher Götter Zorn und ihre Rache mindert,
Der ſeiner Schweſter Tod ſo viel als möglich lindert,
Und der den Römern nicht den ſtärkſten Pfeiler raubt.

Der alte Horatius.

Das Unglück ſtürmet nur auf mein betagtes Haupt.
Valerius, mein Feind, und meine liebſte Kinder
Begehren einerley: ich ſoll jetzt noch geſchwinder,
Als mein Verhängniß will durch Angſt getödtet ſeyn.
Ein kühnes Raſen nimmt Gemüth und Sinnen ein!

Ein theurer Sohn, den mir die Götter übrig laſſen,
Soll Miſſethätern gleich durch ſchlechte Hand erblaſſen.

Zur Sabina.

Du, die du deine Pflicht mit herben Thränen kränkſt,
Von deinem Manne weg, und zu den Brüdern denkſt,
Geh, frage ſie vielmehr, ob ſie nicht wohl geſtorben?
Sie fielen für ihr Land und haben Ruhm erworben.
Könnt ihre Seele noch auf uns zurücke ſehn,
So würde ſolcher Blick ohn allen Schmerz geſchehn.
Iſt ihrem Lande gleich die Herrſchaft abgenommen,
So iſt ſie doch auf Rom ohn ihre Schuld gekommen.
Dein Schmerz, der deinen Sinn mit größter Macht bewegt,
Die Seufzer, die die Bruſt in reicher Anzahl hegt,
Und deine Thränen ſind den Helden ganz zuwider,
Drum folge reiner Pflicht, wie deine theuren Brüder.

Zum Tullius.

Was ſich Valerius zu ſtrafen unterſteht,
Wird meiner Meynung nach mit beſſerm Recht erhöht.
Erweckt die Tugend ſelbſt der erſten Hitze Flammen,
So iſt die Wirkung nicht, wie Laſter, zu verdammen.
Wer einen Nutzen mehr, als Landes Wohlfahrt ſucht,
Und ſelbſt das Vaterland aus Raſerey verflucht,
Verhindert Helden auch ein faules Glied zu lieben:
Es ſchämte ſich mein Sohn die Rache zu verſchieben.
Sein Ruhm war ungemein, man hielt ihn unverletzt;
Wenn er ſein Vaterland der Schweſter nachgeſetzt.
Herr! Iſt dieß ſtrafenswerth? Nein, er hat nichts verbrochen,
Sonſt hätt ich wider ihn das Urthel ſelbſt geſprochen.
Die Ehrbegierd iſt rein: mein unbeflecktes Blut
Spricht an den Kindern nichts, was Laſtern gleichet, gut.
Ich brauche, theurer Prinz, hierzu nicht falſche Zeugen,
Valerius wird ſelbſt nicht meinen Zorn verſchweigen,

Den ich zu dieſer Zeit mit Mund und Händen wieß,
Als man mich ſeine Flucht beſchämt vernehmen ließ.
Er weis, ich drohte ſchon den Sieger zu ermorden.
Denn mir war ſeine That nur halb erzählet worden.
Allein durch was hab ich es jetzt an ihm verdient,
Daß er der Tochter Tod zu rächen ſich erkühnt?
Hat denn Valerius noch mehr als ich verloren?
Er ſpricht, den Römern ſey der Untergang geſchworen,
Weil man die Schweſter mehr als fremde Leute ſchont;
Nein, nein Horatius iſt wahrlich nicht gewohnt,
Bey fremder Leute Schimpf und Fehlern ſich zu grämen:
Geht einer uns nicht an, ſo darf man ſich nicht ſchämen,
Wenn er die Laſter mehr als reine Tugend ſchätzt.

Zum Valerius.

Ja weine, wie du willſt, mein Sohn wird nicht verletzt:
Er ſtraft Verbrechen nur an eignem Fleiſch und Beinen,
Ein Fremder mag ſo lang, als wie er lebet, weinen,
Es gilt ihm ſolches gleich: Sein Lorber muß beſtehn,
Wenn andre Leute gleich in tiefer Trauer gehn.
Ihr Blätter voller Heil, ihr grüne Lorberäſte
Macht Scheitel, Stirn und Schlaf vor Blitz und Donner feſte!
Wie könnet ihr euch nun in Aſche, Staub und Sand,
Mit Schimpf geworfen ſehn? Mag auch des Henkers Hand
Der Römer ſtärkſten Schutz, den eure Zweige zieren,
Den Uebelthätern gleich zum Halsgerichte führen?
Wie? tapfre Römer, laßt ihr dieſes wohl geſchehn,
Daß wir des Landes Schild den Mördern ähnlich ſehn?
Es wäre Rom ohn ihn nicht weiter Rom zu nennen:
Rom würde dienſtbar ſeyn, das wir jetzt herrſchend kennen.
Iſt einem Römer wohl die Frevelthat erlaubt,
Daß er aus Rach und Grimm uns unſre Wohlfahrt raubt?

Zum

Zum wenigſten muß mir Valerius entdecken,
Wo man mit Fug und Recht des Siegers Lob beflecken,
Und ihn ermorden kann? Sag an, ob dirs beliebt,
Daß man ihn in der Stadt dem Henker übergiebt;
Und daß man ihn daſelbſt, wo man den Sieg beſinget,
Wo mancher heißer Wunſch für ihn gen Himmel dringet,
Wo Greiß, Mann, Jüngling, Kind, ſein Ehrenmahl beſtimmt,
Mit Ungerechtigkeit ſein edles Leben nimmt?
Wie? Oder ſoll man ihn vor unſern Mauren ſtrafen?
Wo tapfrer Helden Blut, der Feinde ſtarke Waffen,
Und treuer Brüder Grab der Tugend Zeugen ſind;
Ja wo man unſer Glück ſo ſchön gegründet findt?
Du magſt dir einen Platz, wo du gedenkſt erwählen,
So wird ein jeder Ort des Siegers Preis erzählen.
In, vor, und bey der Stadt gilt ſeine Tapferkeit:
Rom haſſet deinen Zorn und ungerechtes Leid.
Man wird in Alba ſelbſt die Tyranney verachten,
Rom weint bey ſeinem Tod und wird aus Angſt verſchmachten.

Zum Tullus.

Verzeuch, o König, nicht den Spruch für ihn zu thun.
Durch ſeinen Helden Arm kann Rom in Friede ruhn.
Was er bisher gethan, wird er hinfort verrichten,
Er will, er kann, er muß auf Roms Vermehrung dichten.
Mein Alter bittet nichts: mein Sohn ſoll nur allein
Für ſeines Landes Wohl beglückt im Leben ſeyn.
Drey Kinder liegen ſchon, o Rom, für dich im Blute,
Das einzige ſo lebt, lebt dir allein zu gute.
Damit uns Schutz und Glück nicht ganz entriſſen ſey,
So ſprich, o Herr von Rom, den tapfern Sieger frey.

Zum Horatius.

Der Pöbel, liebſter Sohn! kann wenig Nachruhm geben:
Jetzt pfleget uns das Volk mit Jauchzen zu erheben,
Her-

Hernach fällt Lieb und Ruhm in einer kurzen Zeit,
Und Schmach und Undank ſind ein Lohn der Tapferkeit.
Monarchen, große Leut und redliche Gemüther,
Verſpüren nur allein die hohen Seelen Güter:
Die Tugend bleibet groß, wenn gleich die Wirkung fehlt.
Gnug, wenn die Wahrheit uns zu großen Männern zählt.
So lebe dann mein Sohn mit großem Ruhm auf Erden,
Durch dich ſoll dein Geſchlecht recht ſehr vermehret werden.
Wenn ein gemeiner Mann dein Weſen nicht erkennt,
So hat das kluge Rom dich doch ſehr groß genennt.
Du biſt und bleibſt ein Held. Willſt du dich ſelber haſſen?
So lebe bloß für mich, und laß mich dich umfaſſen.
Leb auch für unſer Rom, bleib länger in der Welt,
Damit Hoſtilius mehr Glück durch dich erhällt.

Zum Tullus.

Du ſcheineſt, Herr, gerührt; ich habe viel gewaget,
Doch Rom hat alles dir durch meinen Mund geſaget.

Valerius.

Mein König, laß mir zu = = =

Tullus.

Ich habe gnug gehört.
Durch ihre Worte ſind die deinen nicht zerſtört:
Ich höre deinen Mund mit ſtarken Gründen ſprechen,
Der Unſchuld jäher Tod ſey ungeſäumt zu rächen.
Ich fand von dieſer That mit Blut befleckte Spur:
Der Held beſchimpfte ſich, die Götter, die Natur:
In ſolchen Fällen kann der erſten Hitze wegen,
Kein König Gnad und Huld für Miſſethäter hegen.
Weil in Geſetzen ſelbſt, die ganz gelinde ſind,
Man hier ohn Unterſcheid die Todesſtrafen findt.

Allein ſeh ich dabey in etwas nur zurücke,
So zeigt mir dieſer Arm, der Römer gröſtes Glücke,
Der ſeiner Schweſter Blut erhitzt vergoſſen hat.
Sein Fehler iſt ſehr groß, erſchrecklich iſt die That:
Doch die Gerechtigkeit muß dieſes auch bekennen;
Er ſey des Königs Schild, des Landes Heil zu nennen.
Er überliefert mir zwey Zepter in die Hand:
Durch ihn erhalt ich jetzt ein doppelt ſchönes Land.
Ohn ihn würd Alba mich zu ſeinen Sklaven zählen,
Und nun hab ich durch ihn, in Alba zu befehlen.
Ich wäre, ſonder ihn, Geſetzen unterthan,
Da ich durch ſeinen Sieg Geſetze geben kann.
Man hört, wie alle Welt, die ihren König liebet,
Sich mit Gebeth und Wunſch für ſeine Wohlfahrt übet.
Dergleichen Lieb und Treu muß allenthalben ſeyn,
Doch Glück und Heldenmuth ſind allen nicht gemein.
Der Himmel giebet nur den trefflichſten Perſonen
Das angenehme Glück, daß ſie von Reich und Kronen
Beglückte Stützen ſind. Sie ſind des Königs Kraft,
Und man bewundert dieß, was ſonſt ſehr laſterhaft
Bey andern heißen muß: Man darf ſie nicht verletzen;
Denn ihre Thaten ſind befreyt von den Geſetzen.
Was Rom am Romulus zu ſtrafen nicht begehrt,
Iſt am Horatius auch nicht des Todes werth.
Dieß, was man mit Geduld am Stifter ſehen können,
Iſt dem Erlöſer auch ganz billig zu vergönnen;
So lebe, tapfrer Held, mein Sohn Horatius!
Weil deinen Tugenden dein Fehler weichen muß.
Die Urſach war zu ſchön zu deines Eifers Flammen,
Die That gieng zwar zu weit, doch wer kann dich verdammen?
Leb und erfreue dich, ja lebe für dein Land.
Es werde Haß und Zorn aus deiner Bruſt verbannt.
Laß den Valerius getreue Freundſchaft finden,
Und ſuche weiter nicht mit Sehnſucht zu ergründen,

Ob, wenn ihn nicht die Treu zu Rach und Grimm bewegt,
Ihm Lieb und heiße Glut dergleichen Rach erregt?
Sabina, laß nunmehr in deinem hohen Herzen,
Den Seufzern keinen Platz: verjage Quaal und Schmerzen.
Willſt du den Brüdern gleich an wahrer Großmuth ſeyn,
So ſtellt dein Augenpaar das bittre Weinen ein.
Des Opfers große Pracht verſchieben wir bis Morgen.
Die Prieſter werden ſchon für ſolche Mittel ſorgen,
Wodurch der Opferdienſt den Göttern lieb ſeyn kann.

Zum alten Horatius.

Nimm dich, als Vater, ſelbſt der Aufſicht treulich an.
Such auch in dieſer Zeit der Geiſter Wuth zu ſtillen.

Zu Allen.

Camilla ſchmerzet mich, doch hoff ich ihrem Willen,
Und ihrer reinen Treu den beſten Dienſt zu thun,
Wenn Braut und Bräutigam in einem Grabe ruhn.
Sie ſind ja beyderſeits durch einen Arm erblichen,
Und auch auf einen Tag aus dieſer Welt entwichen.
Legt ſie in einen Sarg, in ein Gewölb und Grab,
So wird der Spruch erfüllt, den unſre Gottheit gab.

Die Spielerinn,

ein Luſtſpiel,

aus dem Franzöſiſchen

des

Charles

Riviere du Freny

überſetzt,

von

Gottl. Benj. Strauben.

übersetzt von Straube

* *

Perſonen des Luſtſpiels.

Frau von Großmann, die Spielerinn.

Herr von Großmann, ihr Mann.

Amalie, ihre Tochter erſter Ehe.

Herr von Kleinſchloß, Amaliens Liebhaber.

Frau von Kleinſchloß, ſeine Mutter.

Herr von Niederberg, ſein Nebenbuler.

Herr Wirbel, ein Muſikus.

Joſephe, der Frau von Großmann Mädchen.

Thereſe, Amaliens Mädchen.

Ignaz, der Frau von Kleinſchloß Bedienter.

Der Schauplatz iſt in Prag, in des Herrn von Groß=
mann Hauſe.

* * *

Der erſte Aufzug.

Erſter Auftritt.

Herr Wirbel allein.

Stille da, meine Herren, ſtille! Seyn ſie doch da in dem Vorzimmer ſo gütig, und ſchweigen ſie! Ihr Herrn Bedienten, ſchweigen ſie doch, wenn ich bitten darf. Stille mit den Geigen! es muß einen Augenblick ſtille ſeyn. Ich will ſehen, ob dieſer Saal meiner Stimme zuträglich ſeyn wird. = = = La la la = = = Er ſchallt ſehr wieder. La = = = aber doch nicht zu ſehr. Werden auch meine Cadenzen zierlich klingen? = = und wie ſollten ſich denn die Stöße ausnehmen? Ha = Gar gut! Ich glaube, daß ſich meine Stimme hier ſehr wohl ausnehmen wird. Ein Singemeiſter muß ſich alle ſolche Vortheile zu Nutze machen können. Holla! Bedienter von dem Herrn von Großmann! bringe er doch das Clavier her.

Der andere Auftritt.

Herr Wirbel. Joſephe.

Joſephe. Holla! Bedienter von der Frau von Großmann! Bringet den Spieltiſch her.

Wirbel. Er ſoll auch die Bäſſe und Baſſonen mitbringen.

Joſephe. Geſchwinde, den grünen Teppicht, Lichter und Karten!

Wirbel. Geſchwinde, die Theorben, die Violinen.

Joſephe. Die Karten, die Karten!

Wirbel. Die Violinen, die Violinen! ſie ſchreyt umſonſt, Joſephe, der Herr wills durchaus nicht haben, daß man in dieſem Saale ſpielen ſoll; ihr werdet die Karten vergebens herbringen.

Joſephe. Sie ſchreyen vergebens, Herr Wirbel, die Frau will es nicht haben, daß man in ihrem Staatszimmer ſingen ſoll.

Wirbel. Hat denn nicht der Herr in dieſem Zimmer zu befehlen? es ſtößt ja an ſeine Zimmer.

Joſephe. Iſt denn dieß nicht der Frauen ihre Stube? dieſes Zimmer gehöret alſo uns.

Wirbel. Dieſes Ding iſt in Wahrheit nicht ausgemacht. Und wenn ſich der Herr und die Frau von Tiſch und Bette von einander geſondert haben: ſo ſollte man es wohl vor Gerichte ausmachen laſſen, ob dieſes Zimmer zur Muſik des Herrn, oder zu dem Spiele der Frau gehörte.

Joſephe. Eines von beyden muß doch ſeyn. Denn Spiel und Muſik vertragen ſich eben ſo wenig an einem Orte, als der Herr von Großmann und ſeine Frau in einer Haushaltung.

Wirbel. Darum hat auch ein jedes ſeine eigene Haushaltung. Aber ich habe doch ein Bedenken: wir würden hier nicht gar zu ruhig ſingen können, wir ſind gar zu nahe an eurem Spielzimmer.

Joſephe. Und wir würden auch hier gar zu nahe bey eurem Geſiedel ſeyn.

Wirbel. Wir werden ſchon in des Herrn Zimmer ſingen können.

Joſephe. Und wir werden drinnen nach unſrer Gewohnheit fortſpielen.

Wirbel. Alſo ſind wir nunmehro einig?

Joſephe. Das iſt mir eben ärgerlich. Denn ſeit der Zeit, da ſie mir untreu geworden ſind, habe ich kein größer Vergnügen, als wenn ich mich mit ihnen herumzanken kann.

Wirbel. Ihre Liebe ſucht auch alle Kleinigkeiten zu neuen Händeln wieder hervor. Wie? Sollten ſie mir denn eine kleine Untreue, die gar nichts heißt, nicht zu gute halten können?

Joſephe. Die gar nichts heißt? Mich zu betrügen, und ſich an eine andre zu verheirathen?

Wirbel. Was heißen ſie denn heirathen? Bin ich denn verheirathet? Weil ich Luſt hatte, ſo reich zu werden, damit ich ſie einmal heirathen könnte: ſo habe ich das Geld einer alten und ſchwachen Frau zur Ehe genommen; heißen ſie das verheirathet ſeyn?

Joſephe. Man iſt einmal für allemal doch verheirathet, wenn man kein Wittwer mehr iſt.

Wirbel. Ich bin alle Tage in Gefahr, einer zu werden. Meine Frau iſt ſchwindſüchtig, und hat nur ihre Freude daran, daß ſie ſich mit mir zankt. Eine lungenſüchtige Zänkerinn kann nicht lange leben.

Joſephe. Die Frauen haben ein gar ſehr zähes Leben; es iſt, als wenn ihnen die Seele eingeleimt wäre.

Wirbel. Ich wünſche zwar meiner Frau den

Tod nicht, ich bin ein ſehr guter Mann, ob ich gleich ein Singmeiſter bin; aber meine Liebe = = =

Joſephe. O ſtille! das Wort Liebe kann ich von einer verheiratheten Mannsperſon gar nicht anhören.

Wirbel. Wir wollen von etwas anders reden. Erzeigen ſie mir doch eine Gefälligkeit, ich bitte ſie.

Joſephe. Einem Verräther? keine Gefälligkeit!

Wirbel. Bezeigen ſie ſich doch gegen meine Liebe nur in ein paar Worten gefällig.

Joſephe. Schalk! Meineidiger! Boshafter! wenn ich meiner Rachgier und Raſerey folgen wollte: ſo ſollte ich dir die Augen aus dem Kopfe kratzen.

Wirbel. Iſt dieſes ihre Gefälligkeit? Meine Frau ſingt in ihren häuslichen Duetten, bey nahe aus eben dem Tone. Wohlan, Joſephe, ich will ſie in ganzem Ernſte bitten = = =

Joſephe. Und ich ſchlage es ihnen gleich anfangs in ganzem Ernſte ab! ich will dich nicht einmal anhören. Deine Gegenwart bringt mich in eine Raſerey, die nicht eher, als mit dem Tode ihrer Frau aufhören wird.

Wirbel. Wenn wird doch dieſe Raſerey einmal aufhören!

Der dritte Auftritt.

Herr Wirbel allein.

Wenn ich es bedenke, ſo iſts mir lieb, daß Joſephe das noch nicht gehört hat, was ich ihr vertrauen wollte.

wollte. Man muß einem Frauenzimmer, das man einmal beleidigt hat, niemals wieder trauen; aber ich will mich an des andre Kammermädchen machen. So lange ſie des Herrn ſeine Leibmuſikantinn iſt, hat ſie nichts mehr mit meiner Feindinn zu thun. Siehe, da kömmt ja eben unſre Sängerinn.

Der vierte Auftritt.

Herr Wirbel. Thereſe.

Thereſe. Ihre Dienerinn, mein Herr Wirbel.

Wirbel. Ihr ergebner Diener, mein Kind. Endlich ſind wir einmal wieder zurück, der Herr von Großmann und ich.

Thereſe. Wiſſen ſie denn was neues. Unterdeſſen, daß ſie auf dem Lande geweſen ſind, habe ich ihre junge Schülerinn aus dem Kloſter geholt. Ich bedaure es, daß ſie der Frau von Großmann Tochter iſt. Die Spielerinnen haben wahrhaftig gar keine Zärtlichkeit, weder gegen ihre Herrn, noch gegen ihre Kinder. Stellen ſie ſich doch einmal dieſes allerliebſte, artige, und unſchuldige Kind vor, welches unſere Spielerinn von ihrer Kindheit an im Kloſter gelaſſen hat. Da ich ſie hieher zu ihr bringe: ſo geht ſie nicht einmal ſo lange vom Spiele, daß ſie ſie empfinge. Ich bin ſo erbittert darüber = = = denn ich bin dem artigen Fräulein Amalie ſo gut = = =

Wirbel. Man nimmt ſie doch wohl deſſentwegen aus dem Kloſter, daß man ſie verheirathen will.

Thereſe. Ja. Die Mutter geſteht, daß ſie ſie an

jemanden verſprochen hätte, ſie will aber nicht ſagen, an wen? Hinter dieſes Geheimniß kann man ihr noch nicht kommen,

Wirbel. Ich will ihnen etwas im Vertrauen ſagen: ich wüßte für meine Schülerinn eine ſehr gute Partey.

Thereſe. Ich weis es ſchon, was ſie mir vertrauen wollen. Dieſe reiche Partey iſt gewiß ein alter Edelmann, ohne Güther.

Wirbel. Nicht anders.

Thereſe. Dieſer Herr hat ſehr viel liegende Gründe; dieſe wird er Amalien zum Leibgedinge geben; aber er hat das Bischen baar Geld, das Amalie mit bekömmt, nöthig, ſeine Ländereyen einzulöſen. Mit einem Worte, er iſt für Amalien eine ſehr vortheilhafte Partey, denn er iſt alt.

Wirbel. Das iſt eben das beſte. Denn er iſt ſo alt, und Amalie ſo jung, daß er bald aufhören wird, mit ihr alt zu werden.

Thereſe. Kurz, er hat mich auf ſeine Seite gebracht.

Wirbel. Nun, ſo bin ich auf eurer Seite.

Thereſe. Wie er mir geſagt: ſo hat er ſowohl mir, als ihnen eine kleine Erkenntlichkeit verſprochen.

Wirbel. Er hat mich gebethen: meine Schülerinn zu ermahnen, ſich nur nach der Vernunft zu verheirathen. Einige meines gleichen bekommen Geld, daß ſie ihren Schülerinnen die Liebe beybringen ſollen: dieſes iſt aber verbothen. Ich werde der meinigen Vernunft beybringen: dieſes iſt mir erlaubt, ungeachtet es mein Beruf nicht iſt.

Thereſe. Ich fürchte nur, daß ihr etwa ein junger Stutzer ſchon etwas anders beygebracht haben wird.

Wirbel. Es kömmt mir ſelbſt vor, daß ſie nicht ſo gar unempfindlich iſt.

Thereſe. Da ich ſie dieſen Morgen mit dem Kloſter ſchreckte, da wurde ſie ganz tiefſinnig; ihre natürlichen artigen Einfälle waren nicht ſo luſtig, aber viel feuriger, als gewöhnlich.

Wirbel. Vorgeſtern als ich ihr Lection gab, habe ich angemerkt, daß ſie ſich bey den zärtlichen Stellen aufhielt, und Seufzer anbrachte, welche nicht in die Noten geſetzt waren.

Thereſe. Stille! da kömmt ſie aus dem Spielzim̃er.

Wirbel. Helfen ſie mir doch ihr Herz ausforſchen. Ich habe ihr mit Fleiß eine zärtliche Arie zu lernen gegeben.

Thereſe. Gut, gut! Wir wollen ſehen, ob ſie dieſelbe natürlich ausdrücken wird.

Wirbel. Wo geht ſie denn hin? ſie wendet ſich zur rechten und zur linken.

Thereſe. Einem jungen und unſchuldigen Frauenzimmer, die nirgend anders als im Kloſter geweſen iſt, kömmt alles fremde und wunderlich vor, und ſie weis nicht, wie ſie in einem Hauſe dran iſt, da die Mutter Spielgeſellſchaften hält.

Der ſechſte Auftritt

Amalie. Thereſe. Herr Wirbel.

Amalie. Ach, Thereſe, ich bin recht ſehr erſchrocken!

Thereſe. Weswegen denn? gnädiges Fräulein.

Amalie. Ich ſuchte meine Mama. Man ſagte mir: ſie iſt drinnen und ſpielt. Ich ſagte: gut, gut; ſo wird ſie recht wohl aufgeräumt ſeyn. Denn ich glaubte, wenn man ſpielte: ſo wäre es, wie im Kloſter bey der Freyſtunde; denn da ſpielt man, ſich ein Vergnügen zu machen. Aber bey meiner gnäd. Mama iſt das Spiel ein beſtändiger Zank. Erſtlich war es, wie ein lautes Lärmen; darauf wurde es in einem Augenblicke wieder ſtille. Die gnädige Mama hatte die Karten, da zog ſie eine ab, ganz ſachte, ganz ſachte! So bald ſie dieſelbe umwandte: ſo fieng eine Dame ein Geſchrey an; und die Zänkereyen giengen wieder an. Es ward wieder ſtille, und die Mama zog wieder eine andre Karte ab. Vor der bin ich nun am allermeiſten erſchrocken. Dieſe Leute ſind recht, als wenn ſie betrunken wären. Einer machte ſo wunderliche Poſituren, als wenn er beſeſſen wäre; und ein andrer ſtieß mit ſeinem Kopfe in eine Fenſtertafel, daß der Kopf durch und durch gieng. Ach Thereſe, wie kann denn meine Frau Mutter in einer ſolchen Hölle leben?

Thereſe. Ich habe es ihnen ſchon geſagt, daß zwiſchen dem Hauſe unſrer gnäd. Frau und dem Kloſter, einiger Unterſcheid iſt.

Wirbel. Sie werden hier eine ſehr wunderliche Symphonie hören müſſen. Da raſſeln die Caroſſen, und dort klingen die Violinen; da trillern die Muſikanten, dort wiehern die Pferde. Bald lamentiren die Spieler, und bald zanken ſich die Spielleute. Da rumpeln die Bäſſe, und dort ſchreyen die Spielerinnen aus vollem Halſe. Mit einem Worte, man

hört

hört hier nichts, als präludiren, ſtimmen, zanken, fluchen, und ſpielen.

Amalie. Ich bin ſo beſtürzt, daß ich mich noch nicht erholen kann, was habe ich nicht für wunderliche Figuren unter den Weibern geſehen; ich glaube ſo gar, ich habe eine fluchen hören.

Thereſe. Ach nein! daran haben ſie ſich geirret.

Wirbel. Die Spielerinnen ſind viel zu geſetzt, als daß ſie fluchen ſollten.

Amalie. Wenn meine Mama in lauter ſolcher Geſellſchaft iſt = = = = ich habe meine Mama ſehr lieb, aber es wird mir doch ungemein ſchwer werden, bey ihr zu bleiben.

Wirbel. Dieſes Geſtändniß iſt ſehr artig.

Amalie. Eben darum, Thereſe, wünſchte ich auch, daß man mich nur fein bald verheirathen möchte.

Wirbel. Es läßt ihnen natürlich; aber ſie ſind nicht einfältig.

Thereſe. Ach, mein ſchönes Fräulein! ich habe ſie ſchon ſehr lange nicht ſingen hören; und es kömmt mir eine große Luſt dazu an.

Wirbel. Ich habe ihnen kürzlich eine Arie zu lernen gegeben. Können ſie ſie ſchon?

Amalie. Ach ja; ich habe ſie faſt in einem Augenblicke gelernt.

Wirbel. Das macht, weil die Worte darinnen ſehr natürlich ſind. Was natürlich iſt, das lernt man bald. Laſſen ſie doch hören, wie ſie ſie ſingen.

Amalie. ſingt:

Die ſtill' und furchtſame Dorinde
Fühlt, daß die Liebe Wurzel fängt.

Allein ſie ſagt nicht, was ſie denkt,
Sie denkt auch das nicht, was ſie fühlt,
Denn beydes macht ſie ſich zur Sünde.

Wirbel. Fangen ſie doch noch einmal an, gnädiges Fräulein; ſie haben nur etwas noch nicht ſo ausgedrückt, wie ich es gern haben will.

Wirbel ſingt:

Die ſtill und furchtſame Dorinde

Amalie ſingt fort.

Fühlt, daß die Liebe Wurzel fängt.

Thereſe. Ja wahrhaftig, als wenn ſie es ſelbſt fühlten.

Amalie ſingt:

Allein ſie ſagt nicht, was ſie denkt,
Sie denkt auch das nicht, was ſie fühlt,
Sie denkt auch das nicht = = =

Wirbel ſingt:

Sie denkt auch das nicht = = = =

Thereſe. Sie drücken es ſehr wohl aus, daß ſie es nicht einmal denken; aber ſie müſſen auch das ſingen, als wenn ſie auch das fühlten, was ſie fühlt.

Amalie. = = = = = = = was ich fühl?

Wirbel. Es heißt nicht, was ich fühle, ſondern was ſie fühlt.

Amalie. = = ach! = = was ſie fühlt.

Wirbel. Noch zärtlicher,

Amalie. = = = = = = = was ſie fühlt.

Wirbel. Noch ein klein wenig zärtlicher.

Amalie. O das iſt ſchon genug, Herr Wirbel.

Thereſe

Thereſe zu Wirbeln. Ja dieſesmal hat ſie gnug.

Wirbel zu Amalien. Was wollen ſie ſagen?

Amalie. Ich will ſagen, daß ich mich müde geſungen habe. Und ſeht, da kömmt mein Stiefpapa, dem zu gefallen werde ich noch mehr ſingen müſſen. Aber dieſes will ich vermeiden, Thereſe, denn ich habe keine Luſt mehr zur Muſik.

Wirbel. Sie hat eine ganz andre Muſik im Kopfe.

Der ſechſte Auftritt.

Der Herr von Großmann. Wirbel. Thereſe.

Thereſe. Hinter dieſe Liebe muß ich den Augenblick kommen.

Hr. v. Großmann. Was giebts, meine Kinder? Meine Frau will ja nicht, daß in dieſem Zimmer ſoll geſungen werden?

Thereſe. Freylich will ſie es nicht, gnädiger Herr.

Hr. v. Großmann. Alſo wollen wir unſer Concert drinnen machen. Ich mag mich nicht gern mit ihr zanken; eine Spielerinn iſt im Diſputiren gar zu ſtark.

Thereſe. Alſo werden ſie auch mit ihrer Gemahlinn nicht diſputiren, daß ſie Amalien verheirathen will?

Hr. v. Großmann. Amaliens Heirath iſt eine Sache, die meine Frau angeht.

Thereſe. Ich gebe es zu, daß es der gnäd. Frau ihre Sache iſt: aber ſie ſind doch ihr Stiefvater.

Hr. v. Großmann. Ich menge mich gar nicht in meiner Frauen ihre Geſchäffte. Wenn ſie ihrer

Tochter nur einen ehrlichen und rechtſchaffnen Mann giebt: ſo habe ich nichts darwider einzuwenden.

Thereſe. Es iſt wahr, daß die gnädige Frau Mutter iſt, und allein über ihr Fräulein zu befehlen hat.

Hr. v. Großmann. Aber zu großem Glücke hat ſie über ihr Heirathsgut nicht zu befehlen. Denn ihr erſter Eheherr ſel. (wie gern wäre ich der Ehre überhoben, der andre zu ſeyn!) ihr erſter Eheherr ſage ich, hat Amalien zwanzig tauſend Thaler hinterlaſſen; dieſe ſind bey mir niedergeſetzt, Herr Wirbel: ich habe ſie an baarem Gelde in meinem Kuffer. Ich möchte das Geld und das Mädchen herzlich gerne los ſeyn, denn eins und das andre macht dem, ders bewahren und hüten ſoll, gar zu viel zu ſchaffen.

Wirbel. Und der gnädige Herr ſind eben kein Liebhaber von ſolcher Unruhe.

Hr. v. Großmann. Ich liebe nichts, als Luſtbarkeiten und Muſik, wie ſie wiſſen.

Thereſe. Ach, gnädiger Herr, wir wollen ihnen doch eine recht ſehr gute Partey für Amalien vorſchlagen. Dieſes iſt der alte Herr von Niederberg, der ihnen gar wohl bekannt iſt.

Hr. v. Großmann. In Wahrheit, daß iſt ein reicher und recht braver Herr. Ja, ja, ich bins zufrieden, wenn meine Frau nur will. Aber, daß wir an das nöthigſte zuerſt denken, gehn ſie doch geſchwinde, Herr Wirbel, und ſtimmen ſie das Clavier. Die Frau von Kleinſchloß will kommen, und ihre Cantate anhören. Mit dieſer Dame geht es ſich überaus wohl um; ich bin auf dem Landgute, da ich geweſen bin, mit ihr in Bekanntſchaft gerathen: Hurtig.

Geht doch, und ſtimmt mit einander; ich will verſuchen, ob ich meine Frau ſtimmen kann, Amalien mit eheſtem zu verheirathen. Allein. Ich muß mir einmal Gewalt anthun, und mit meiner Frau von ernſthaften Dingen reden.

Der ſiebente Auftritt.

Der Herr von Groſsmann. Joſephe.

Hr. v. Groſsmann. Nun? Joſephe, haſt du es der Frau geſagt?

Joſephe. Ja, gnädiger Herr.

Hr. v. Groſsmann. Daß ſie herkommen ſoll, denn ich will in ihr Spielzimmer nicht gehen.

Joſephe. Sie wird gleich herkommen, ihre Gnaden.

Hr. v. Groſsmann. Iſt das nicht eine ſeltſame Sache. Seit der Zeit, daß ich vom Lande zurück kommen bin, habe ich noch nicht können die Ehre haben, meine Frau zu ſprechen. Aber warum kömmt ſie denn nicht?

Joſephe. Weil ſie noch ein wenig zu thun hat.

Hr. v. Groſsmann. Was? Sollte ſie denn nicht eine halbe Stunde auf die Verſorgung ihrer Tochter wenden wollen?

Joſephe. Sie hat jetzund etwas ſehr nothwendiges und wichtiges zu thun; denn es iſt an ihr, daß ſie Karten abziehen ſoll. Sie wird gleich kommen, mit ihnen zu ſprechen, wenn ſie erſt wird ihren Schnitt gemacht haben.

Hr. v. Großmann. Was iſt meine Frau nicht für eine wunderliche Frau!

Joſephe. Unterdeſſen, da wir warten müſſen, gnädiger Herr, wollte ich mir ihren Schutz und Fürſpruch für einen Herrn ausbitten, den ich der gnädigen Frau jetzo gleich für unſer Fräulein vorſchlagen will. Es iſt ein junger liebenswürdiger Herr, er iſt der einzige Sohn einer reichen Mutter, die keinen Gemahl mehr hat. Der junge Herr heißt Herr von Kleinſchloß.

Hr. v. Großmann. Ey! das iſt ja der Frau von Kleinſchloß ihr Herr Sohn? Davon weis ich, Joſephe; ich weis es ſchon! Es iſt eine ſehr gute Partey für Amalien. Man ſagt, daß dieſer junge Herr ein recht galanter und braver Herr ſey. Ich bins zufrieden, daß er Amalien heirathe; wenn meine Frau will, verſteht ſichs.

Joſephe. Ich will ſchon ſehen, wie ich ſie berede. Allein, ſie will mir nicht ſagen, wen ſie ſich für Amalien ausgeſehen hat: es ſteckt ein Geheimniß dahinter, das ich nicht begreifen kann. Sollten ſie nicht können dahinter kommen?

Hr. v. Großmann. Ich verlange nicht dahinter zu kommen; es koſtet mich gar zu viel Mühe. Allein es ſollte mir recht lieb ſeyn, mit der Frau von Kleinſchloß in genaue Bekanntſchaft zu kommen; wir haben auf dem Landgute, da ich herkomme, Freundſchaft gemacht; wir ſind recht luſtig mit einander geweſen. Das iſt eine Frau, recht nach meiner Art; von einem vermiſchten Weſen; halb närriſch, halb vernünftig; eine Liebhaberinn von lauter Ergetzlichkeiten: das

iſt eine flüchtige, lebhabſte, kurz, eine recht angeneh- me Frau, denn ſie iſt gleich das Gegentheil von mei- ner Frau.

Joſephe. Eben darum ſind ſie ihr auch ſo gut.

Hr. v. Groſsmann. Ich glaube, da kömmt ſie. Ja ja, ſie iſts.

Joſephe. Ja gewiß; denn ich ſehe ihren Herrn Sohn bey ihr.

Der neunte Auftritt.

Herr von Groſsmann. Frau von Kleinſchloß. Ihr Sohn. Ignaz.

Hr. v. Groſsmann. Wie ſie laufen, gnädige Frau. Sie laſſen mir nicht einmal ſo viel Zeit, daß ich ihnen entgegen kommen kann.

Fr. v. Kleinſchloß. Guten Morgen, mein Herr von Groſsmann, guten Morgen. Erlauben ſie mir doch erſt, daß ich meinen Bedienten frage, an wie vielen Orten ich heute verſprochen habe, den Nach- mittag zuzubringen. Du ſagteſt mir Ignaz? = = =

Ignaz. Daß ihr Herr Vetter, der alte Baron, ſie um vier Uhr in die Oper abholen will.

Fr. v. Kleinſchloß. Ich will gewiß mit ihm fahren.

Ignaz. Die Frau Landshauptmanninn erwartet ſie um fünf Uhr, in die Comödie zu gehn.

Fr. v. Kleinſchloß. Ich werde ſonder Zweifel mit dahin gehn.

Ignaz.

Ignaz. Es iſt auch Lombergeſellſchaft um fünf Uhr.

Fr. v. Kleinſchloß. Ich bin gewiß da, gewiß!

Hr. v. Großmann. An drey Orten zu gleicher Zeit! Ach, die allerliebſte Frau!

Fr. v. Kleinſchloß. Ich will das Vergnügen haben, in allen Stunden, den ganzen Tag über, die Wahl zu haben. Ich fürchte ſonſt, gar zu leicht verdrüßlich zu werden.

Hr. v. Großmann. Wenn ſie ſich die Zeit wollen zu Nutze machen; ich habe darinnen eine Art von einem kleinen Concert veranſtaltet.

Fr. v. Kleinſchloß. Was fehlt denn dir, mein Sohn, du redeſt ja gar nicht? wird dir denn die Zeit hier ſchon lang?

Hr. v. Kleinſchloß. Sie wird mir niemals lang, wenn ich bey ihnen bin, gnädige Mama.

Fr. v. Kleinſchloß. Er iſt überaus geſchickt und artig, der junge Herr, wir leben mit einander, wie Bruder und Schweſter.

Joſephe. Eure Gnaden ſind auch noch ſo jung, daß man ſich darinnen gar wohl betrügen kann.

Fr. v. Kleinſchloß. Betrüge ich mich doch darinnen wohl ſelber. Wie ſoll ich denn nicht glauben, daß ich jung bin. Es iſt ſchon ſo lange, daß man mir es ſagt; und ich werde es glauben, ſo lange man mir es ſagen wird, und vielleicht auch noch hernach. Und doch habe ich hier einen Sohn, den ich verheirathen will, und eben das macht ihn verdrüßlich. Denn ich will ihm eine reiche Frau geben, die aber nicht ſchön iſt. Das iſt eine vernünftige Heirath!

Hr. v. Groſsmann. Eine vernünftige Heirath iſt eine betrübte Heirath. Gnädige Frau.

Fr. v. Kleinſchloſs. Das iſt wohl wahr, aber er muſs mir folgen. Ich bin eine ſehr ſcharfe Mutter, ungeachtet ich dabey die beſte Frau von der Welt bin. Mein Sohn iſt zu gutem Glücke ſehr verſtändig, er wird dieſe Heirath auf der guten Seite anſehen. Es kömmt nur drauf an, wie man ſich eine Sache vorſtellt. Z. E. Mir würde der Wittwenſtand zeitlebens zur Quaal geweſen ſeyn, wenn ich nichts als einen verlornen Ehmann in Betrachtung gezogen hätte: aber da ich meine Freyheit dabey wiedergefunden, ſo freue ich mich darüber.

Hr. v. Kleinſchloſs. Ich kenne ja die noch nicht, die ſie mir geben wollen, gnädige Mama. Ich werde mir alſo nur ſo viel Zeit ausbitten, daſs ich mich unterſuchen und entſchlieſsen kann.

Fr. v. Kleinſchloſs. Nein, nein. Ich will die Sache bald ausgemacht haben: du biſt gar zu langſam in deinen Entſchlieſsungen. Ich habe mich ſo lange nicht bedacht, da ich deinen Vater geheirathet. Ich! Es iſt wahr, es hat mich gereuet. Mein ſeel. Herr war jung, vornehm, voller Feuer, ſchön von Perſon, und hatte nicht einen Häller Geld. Ich machte ihn glücklich, weil er mich vor Liebe faſt anbethete: aber er bethete mich nur an, weil ich ihn glücklich machte. Er wurde bald undankbar, mein Herr von Groſsmann; denn dieſer einzige Sohn iſt allemal der einzige geblieben.

Joſephe zum jungen Herren. Fräulein Amalie iſt drinnen beym Concert.

Bayerische Staatsbibliothek München

Hr. v. Kleinſchloß. Wenn es der Mama gefällt: ſo wollen wir hinein gehen, mich verlangt recht ſehr nach dem Concerte.

Fr. v. Kleinſchloß. Laß mich nur erſt meine Noth klagen; denn das vergnügt mich.

Hr. v. Großmann. Ich würde ihnen ein recht großes Vergnügen machen, wenn ich ihnen die meinige erzählen ſollte. Eine Frau, die eine Spielerinn iſt, giebt Gelegenheit zu ſolchen Verdrüßlichkeiten, die nicht anders, als unangenehm ſeyn können. Da ich einmal von einer Reiſe wieder kam, hatte meine Frau allen ihren Schmuck, und ſo gar die Spitzen verſpielt, und ſaß in glattem Weiszeuge da. Das thue ich, ſagte ſie, aus Liebe zur Tugend: denn ich bin jetzt im Begriff mich völlig zu verändern. In eben dieſem Begriffe hat ſie mir auch meine damaſtene Tapeten, gegen andre ganz geringe, abgeriſſen, und mein Silbergeſchirr in irrden Zeug verwandelt. Dieſer Urſachen wegen haben wir unſer Bette und Vermögen von einander geſondert; aber zu ſpät! Wenn man Einigkeit und Ordnung in einer Haushaltung erhalten will: ſo ſollte man von rechtswegen von der Ehſcheidung anfangen.

Hr. v. Kleinſchloß. Ich will immer hinein gehen zum Concert, gnädige Mamma.

Fr. v. Kleinſch. Ungeduldiger Menſch! ich dächte nicht, daß du ein ſo großer Liebhaber von der Muſik wäreſt.

Hr. v. Großmann. Wir wollen immer hinein gehen; ich werde ihnen auch meiner Frauen Tochter zeigen, von der ich ihnen auf dem Lande geſagt habe.

Fr. v.

Fr. v. Kleinſch. Mich verlangt recht ſehr, ſie zu ſehen.

Der junge Herr. Und mich auch.

Hr. v. Großmann. Sie ſingt noch ſo ziemlich. Und ich will ſie drinnen eine Arie hören laſſen, über eine Sache, die man ſonſt nicht gern in die Muſik bringt, nämlich über das Spiel.

Fr. v. Kleinſchl. Man hat wohl die Säufer und die Liebhaber beſungen: aber die Spielhelden und Quadrillenſchweſtern noch nicht.

Joſephe zum jungen Herrn. Wollen ſie nicht zuvor die Frau von Großmann beſuchen, und Geld bey ihr verlieren? damit ſie ihre Freundſchaft gewinnen?

Der junge Herr. Ach! Amalien zu ſehen, iſt das allernöthigſte.

Joſephe. Ich werde mich bemühen, ihrentwegen bey der gnädigen Frau mein beſtes zu thun.

Der junge Herr. Ihr könnt euch auf meine Erkänntlichkeit verlaſſen.

Ende des erſten Aufzuges.

* *

Der andere Aufzug.

Erſter Auftritt.

Therese. Amalie.

Tereſe. Wir wollen gleich wieder hinein gehen, ſo bald nur das Concert wieder angehen wird: aber ſie haben ja gar nicht darauf Achtung gegeben? Ihre Augen haben gewiß mehr Vergnügen drinnen gehabt, als die Ohren. Sagen ſie mir es nur aufrichtig.

Amalie. Du weiſt es, daß ich mehr Vertrauen zu dir habe, als zu Joſephen. Freylich, es iſt mir eine rechte Freude, daß ich mit dir allein bin.

Thereſe. Sie ſeufzen ja recht, als wenn ſie verliebt wären.

Amalie. Ach nein! das gar nicht, Thereſe.

Thereſe Zwingen ſie ſich nur nicht; gönnen ſie ſich doch das Vergnügen, und ſagen ſie mir alles, was ſie auf dem Herzen haben.

Amalie. Thereſe = = = =

Tereſe. Gnädiges Fräulein. = = =

Amalie. Ich konnte es geſtern gar nicht über das Herz bringen, dir etwas gewiſſes zu ſagen, und ich hatte doch große Luſt dazu.

Thereſe. Nicht wahr, ſie haben dadrinnen einen jungen Herrn geſehen, welcher ihnen die Luſt nicht wird vermindert haben?

Amalie. Ich habe eine große Luſt, = = =

Thereſe.

Thereſe. Und ich habe auch eine, gnädiges Fräulein.

Amalie. Sage mir doch, was du für eine haſt; ich will dir hernach ſagen, was ich für eine habe.

Thereſe. Ich habe die Luſt, daß ich gerne wiſſen möchte, ob der junge Herr von Kleinſchloß, der ſie beſtändig ſo anſieht, ſich nicht bey ihnen ein wenig Liebe erweckt haben ſollte.

Amalie. Ach, das iſt eine recht artige Sache, Thereſe! eben das wollte ich von dir wiſſen.

Thereſe. Und ich dächte, das ſollten ſie mir ſagen können.

Amalie. Du verſtehſt mich nicht recht, Thereſe. Ich weis es wohl ohne dich, daß mir der Herr von Kleinſchloß gefällt: aber du ſollſt mir ſagen, ob das, was ich fühle, eigentlich dasjenige iſt, was man in den Romanen die Liebe nennt; denn ich habe in dem Kloſter Romanen geleſen.

Thereſe. Das ſehe und höre ich wohl, daß ſie gelehrt ſind.

Amalie. Mein Himmel! Ich weis wohl, daß ich ein wenig liebe; darum frage ich dich nicht. Sondern, weil es nur erſt anfängt: ſo ſollſt du mir helfen unterſuchen, ob denn daraus einmal mit der Zeit ſo eine Leidenſchaft werden wird, als ich geleſen habe? Es ſoll ja eine Leidenſchaft geben, welche macht, daß ein Mädchen für Verdruß des Todes ſeyn möchte, wenn ſie den nicht heirathen kann, den ſie liebt.

Thereſe. Sagen ſie mir einmal: als ſie die Romane

ne geleſen haben, hatten ſie denn auch Luſt, das Ende des Romans zu wiſſen?

Amalie. Ach ja, Thereſe! Aber geſtern habe ich durchaus nicht können ans Ende kommen; denn indem ich las, ſo dachte ich ſo ſehr an den Herrn von Kleinſchloß, daß ich die Augen in dem Buche hatte, und gleichwohl nichts las . . . . Was denkſt du davon Thereſe?

Thereſe. Was ich davon denke?

Amalie. Ja. Ich habe ihn ſonſt gar nicht, außer drey oder viermal im Kloſter geſehen, wo er eine von ſeinen Anverwandten beſuchte. Das war gut! aber nun ſah ich ihn z. E. das erſtemal ſo ſehr an, daß ich mich das andremal ſchon nicht mehr unterſtund, ihn anzuſehen. Meyneſt du! daß das Liebe iſt, Thereſe?

Thereſe. Allein . . . . .

Amalie. Gleich den Augenblick hat die Frau v. Kleinſchloß mit mir von ihrem Sohne geſprochen. Damit ſie es nun nicht merken ſollte, was ſie mir für einen Gefallen that: ſo machte ich ein finſter Geſichte, und biß mich in die Zunge. Ich glaube, wenn es der junge Herr ſelber geweſen wäre, ich würde mich nicht genug haben in Acht nehmen können. Glaubſt du, daß dieſes Liebe iſt, Thereſe?

Thereſe. Ich bin gänzlich der Meynung, gnädiges Fräulein. Ja, ja, ſie können verſichert ſeyn, daß ſie lieben: aber, ſind ſie auch verſichert, daß ſie wieder geliebet werden?

Amalie. Der junge Herr hat mir noch nichts, außer ein paar Worte, vor den Leuten ſagen können.

Aber, da er vorgeſtern weggieng, hat er mir ganz heimlich dieſes Brieſchen gegeben.

Thereſe. Laſſen ſie es doch ſehen = = =

Amalie. Ich würde mich wohl bedacht haben, einen Liebesbrief anzunehmen; aber er ſagte mir ganz ſachte, daß es ein Liedchen wäre, welches niemand anders, als ich haben ſollte. Sey doch ſo gut, wenn du dieſe zärtliche Ausdrückungen lieſeſt, und unterſuche mir, ob ſie aufrichtig ſind: denn ich verſtehe mich noch nicht darauf.

Thereſe. Davon iſt itzt die Rede nicht, gnädiges Fräulein. Sie müſſen ſich einen Menſchen aus dem Sinne zu ſchlagen ſuchen, den ſie unmöglich heirathen können. Denn unter ihren itzigen Umſtänden, da ihre Fr. Mutter ſchon eine ruinirte Frau, und hingegen die Frau v. Kleinſchloß genau und karg iſt: ſo iſt es unmöglich = = = Aber da kommen Leute zur gnädigen Frauen, = = = da kommt der junge Herr. Glauben ſie mir, gnädiges Fräulein, gehen ſie ihm aus dem Wege, denn es iſt ihnen nicht mehr erlaubt, ihn zu lieben.

Amalie. So wollen wir auf die Seite gehen.

Der andere Auftritt.

Frau v. Kleinſchloß. Herr v. Kleinſchloß.
Herr v. Großmann. Die vorigen.

Herr v. Kleinſchloß. Wie ich ihnen geſagt habe, gnädige Mama, die Frau von Großmann = = =

trägt recht großes Verlangen nach ihrer Freundſchaft.

Fr. v. Kleinſchloß. Und ich wünſche ſie ebenfalls recht herzlich; ſollte es auch nur aus Liebe zu ihrer Tochter geſchehen. Dieſe gefällt mir überaus wohl, mein Sohn.

Amalie bey Seite. Weil ich ihr gefalle, ſo wollen wir da bleiben. Es iſt mir doch erlaubt, die Mutter zu lieben.

Fr. v. Kleinſch. Kommen ſie doch her, Fräulein, kommen ſie doch her! In Wahrheit, Herr v. Großmann, ich liebe ſie ſchon recht von Herzen.

Amalie. Ich nehme mir die Freyheit, ſie auch ſchon recht ſehr zu lieben.

Fr. v. Kleinſch. Dieſe Erklärung gefällt mir; denn ſo redet die Natur.

Amalia ſieht den Baron an. Ach, ſeyn eure Gnaden doch ſo gnädig, und bleiben den ganzen Tag über bey uns.

Fr. v. Kleinſch. Gefalle ich ihnen denn ſo wohl?

Amalie. Ich bin noch niemals ſo vergnügt geweſen, als weil ſie hier ſind, gnädige Frau.

Fr. v. Kleinſch. Man ſieht es ihr an, daß ſie mir gut iſt: denn ſie ſagt es ſo herzhaft.

Thereſe. Die Frau von Großmann erwartet eure Gnaden in ihrem Zimmer.

Fr. v. Kleinſch. So wollen wir gleich hingehen.

Hr. v. Großm. Nein, gnädige Frau. Ich habe es ihr ſagen laſſen, daß ſie hieher kommen ſoll: es ſchickt ſich für ſie nicht, in ein Spielgelach zu gehen.

Fr. v.

Fr. v. Kleinſch. Wir wollen ſie alſo in ihrem Zimmer erwarten.

Hr. v. Großmann. Dahin wird ſie eben ſo wenig kommen. Mein Zimmer und ihres, ſind unter uns, wie ganz feindliche Länder. Dieſer Saal iſt allein neutral. Wenn wir zuſammen kommen wollen, ſo müſſen wir hier bleiben.

Fr. v. Kleinſch. Wie? Statten ſie denn bey ihrer Frau keinen Beſuch ab?

Hr. v. Großm. Welchen Augenblick ſollte ich ſie denn beſuchen können? Sie thut nichts als ſpielen und ſchlafen; ſie iſt beſtändig entweder im Spielzimmer oder im Bette. Dahin komme ich nicht! Indem wir auf meine Frau warten müſſen, Thereſe, wollen wir unterdeſſen etwas ſingen?

Fr. v. Kleinſch. Thun ſie es doch ja; denn ich habe ſie drinnen nicht recht ſingen hören; ich habe mich beſtändig mit Frl. Amalien unterhalten. Ich liebe die Muſik recht ſehr; ſie muß mich aber nicht vom Schwatzen abhalten. Es iſt itzund Mode, die Concerte ſo anzuhören. Gegenwärtig iſt eine Symphonie nur der Generalbaß zu einem vertrauten Geſpräche.

Hr. v. Großm. Schweigen ſie doch nur ein wenig, wenn ſie haben wollen, daß ſie ſingen ſollen.

Fr. v. Kleinſch. Ich kann es gar wohl thun, Herr v. Großmann.

Hr. v. Großm. So hören ſie denn.

Thereſe. = = = La = la = la = la.

Fr. v. Kleinſchloß zu ihrem Sohne. Schweig du auch ſtille, mein Sohn, ſchweig; du redeſt da mit

den Augen. Zu Amalien. Suchen ſie meinem Sohne ja nicht zu gefallen, mein ſchönes Fräulein! denn ich will ihn an eine reiche Häßliche verheirathen! Er wird ſo lange darwider ſeyn, als er kann; denn ſie iſt häßlich: und ich will ihn dazu nöthigen, ſo viel ich kañ; denn ſie iſt reich.

Thereſe. Wir wollen der Frau von Kleinſchloß das kleine Duett vorſingen, um welches ſie uns gebethen hat; wider die Spieler und wider die Liebhaber.

Fr. v. Kleinſchloß. Wider die Liebhaber? Gut, ich höre davon recht gerne ſingen.

Thereſe.

Ein Buler jauchzt und ſchreyt, wenn ihm die Liebe gunſtig iſt,
O Kind, dir bin ich ewig hold!
Dieweil du ſchuld an meinem Glücke biſt.

Herr von Großmann.

Ein Spieler flucht und ſchreyt, wenn ihm das Glück zuwider iſt,
O Spiel, dir bin ich ewig feind!
Dieweil du ſchuld an meinem Unglück biſt.

Thereſe.

Jedoch, wenn Aeolus bey ſtillen Wellen ruht,
So macht er ſich die Luſt daß er ins Waſſer ſticht,
Was ein Verliebter ſchwört und was ein Spieler ſpricht.

Der dritte Auftritt.

Frau von Kleinſchloß. Amalie. Herr von Kleinſchloß. Herr von Großmann. Frau von Großmann.

Fr. v. Großmann. Ich bin es wohl gewahr worden, daß ſie wieder da ſind, mein Herr. Es iſt

nun eine lange Weile geweſen, daß ich nicht habe ſingen gehört; aber nun wird das Leben mit der Muſik wieder angehen. Den ganzen Tag über macht einem das Ding den Kopf warm: ich denke, ich will doch wenigſtens bey Nacht ruhig ſpielen; aber auch das nicht! Es iſt eine beſtändige Reveille von Clavirèn und Violinen. Ich kann auch nicht einen einzigen rechtſchaffnen Bedienten haben; alles ſpielt auf der Violine, ſo gar mein kleiner Kammerjunge! Er lernt itzt über einer verdammten Ouverture aus der Oper, die er in einer Stunde über zwanzigmal anfängt. Und das iſt gleich unter allen Ouverturen diejenige, die mir immer mehr Unglück bringt, je länger ich ſie höre. Ich taillirte, ich konnte gleich einen guten Schnitt machen: ich hörte die Violine ſpielen, es war die verfluchte Ouverture. Ach ich bin verloren, fang ich an, nun wird mein fatales Blatt wieder kommen, und es kam wirklich! Er fängt die Overture nocheinmal an; ich ziehe meine Karte wieder ab: ich verliere alles; ich verliere alles!

Hr. v. Groſsmann. Ein vortrefflich Recitativ! Man kann ſich es in die Noten ſetzen laſſen.

Fr. v. Kleinſchloß. Da ich herkam, habe ich michs nicht verſehen, daß die gnädige Frau uns dergeſtalt anreden würden.

Fr. v. Groſsmann. Ach, ich bitte, eure Gnaden um Vergebung; das macht, daß ich erſchrecklich aufgebracht bin. = = = = Denn ſeit dem erſten dieſes Monats, welches mein allergefährlichſter iſt, iſt mir alles fatal. Geſtern kam das vollends noch dazu, daß ich einen gewiſſen Kerl ins Haus kommen ſah.

Der

Der verfluchte Kerl weis es, daß mir ſeine Gegenwart allemal fatal iſt! und er begeht die Bosheit an mir, und ſtellt ſich hinter meinen Stuhl; Es iſt ein rechter Abſchaum von einem Luſtigmacher, er hat ein blaſſes und langes Geſichte wie ein Bret: So bald ich den Kerl nur ſehe, ſo iſt meine Karte zum Teufel!

Fr. v. Kleinſchloß. Damit ich nicht befürchten darf, meine Gegenwart möchte ihnen auch Unglück bringen: ſo will ich mich ihnen empfehlen, gnädige Frau; ich will mich ihnen empfehlen.

Fr. v. Großmann. Nein, gnädige Frau, ich werde mich ihnen empfehlen: aber vergeben ſie mir nur dieſe erſte Hitze.

Fr. v. Kleinſchloß. Dieſe erſte Hitze macht, daß man ſich vor der andern fürchtet.

Hr. v. Großmann. Das iſt gar meine Frau nicht mehr! Denn ehe das Spiel ihr ganzes Weſen ſo umgekehrt hatte, war ſie artig, angenehm, aufgeweckt, und ich liebte ſie auch recht herzlich. Sie ſehen, wie wir mit einander ſtehen, und wir haben einander doch aus Liebe geheirathet.

Fr. v. Kleinſchloß. Eben darum haben ſie ſich von einander geſchieden. Merke dir dieſes Exempel, mein Sohn.

Fr. v. Großmann. Mein Mann hat ja dieſe Trennung durchaus haben wollen.

Fr. v. Kleinſchloß. Die Männer fangen die Eheſcheidung allemal an. Hören ſie es, gnädiges Fräulein? Aber Herr von Großmann, wir wollen wieder in ihr Zimmer gehen. Ich habe alle Hochachtung für ſie, gnädige Frau; und bezeige ihnen alle Ehre;

aber ſie ſind ganz und gar nicht nach meiner Art, und wir werden keine Bekanntſchaft mit einander machen können. Hörſt du es, mein Sohn?

Thereſe zur Frau von Kleinſchloß. Dieſes geht ſehr gut, für uns. Kommen ſie, gnädige Frau, wir wollen drinnen ſingen.

Hr. v. Großmann. Ich will den Augenblick bey ihnen ſeyn.

Der vierte Auftritt.

Herr von Großmann. Die Spielerinn. Herr von Kleinſchloß. Amalie.

Hr. v. Großmann. Hören ſie nur, ich wills nicht haben, daß ſie ihre Tochter länger bey ſich haben ſollen. Eine Tochter iſt in einer gar zu böſen Geſellſchaft, wenn die Mutter ſpielt. Sagen ſie mir doch, wem ſie ſie geben wollen? Von dieſem Geheimniſſe haben ſie mir noch gar nichts offenbaren wollen.

Die Spielerinn. Ich muß die Sache geheim halten; ich habe Familienurſachen dazu.

Hr. v. Großmann. Alſo pflegt man die Familienurſachen einem Ehmanne nicht zu ſagen?

Die Spielerinn. Ich verſpreche ihnen hiermit, daß ich ihnen morgen die Heirath der Amalie bekannt machen will.

Hr. v. Großmann. Wofern es nur ein rechtſchaffner Mann iſt! die zwanzig tauſend Thaler Mitgift liegen in meinem Kuffer bereit. Morgen alſo, Madame; morgen! es bleibt dabey.

Der fünfte Auftritt.

Die Spielerinn. Herr von Kleinſchloß.
Amalie halb verſteckt.

Die Spielerinn zum Hrn. v. Kleinſchloß. Sie ſehen, daß man in mich dringt, meinen Ausſpruch, wegen meiner Tochter Verbindung zu thun: aber, wie ich ihnen geſtern geſagt habe, mir iſt ungemein viel daran gelegen, daß heute noch niemand erfahre, wie wir mit einander ſtehen.

Hr. v. Kleinſchloß. Deswegen habe ich auch mein Stillſchweigen unverbrüchlich gehalten, ich habe nicht einmal Joſephen etwas davon geſaget. Aber wenn werden ſie mir denn endlich erlauben, daß ich ihrer liebenswürdigen Fräulein Tochter, meine Liebe vortragen darf?

Amalie lauſcht. Laßt hören!

Die Spielerinn. Ich kann es ihnen nicht eher, als morgen erlauben.

Hr. v. Kleinſchloß. Wie? wollen ſie ſo grauſam ſeyn, und es mir heute noch verwehren?

Die Spielerinn. Ja, ich unterſage es ihnen noch. Ein Tag iſt bald vorbey!

Hr. v. Kleinſchloß. Ach! wie lang wird mir der Tag noch werden, gnädige Frau. Was für eine Marter iſt es mir nicht, daß ich vor Amalien noch einen ganzen Tag die allerzärtlichſte Liebe, die heftigſte Leidenſchaft, verbergen ſoll.

Amalie beyſeite. Leidenſchaft?

Die Spielerinn. Ich gebe ihnen mein Wort, daß Amalie morgen die Ihrige ſeyn ſoll. Aber ich

ſchwöre

ſchwöre ihnen auch, daß ich den ganzen Handel den Augenblick aufheben will; wenn ich = = =

Amalie. O Himmel!

Die Spielerinn. = = = nur muthmaßen könnte, daß Amalie ſich die allergeringſte Hoffnung darauf machte, daß ich ſie ihnen geben will.

Amalie läuft fort. Ach, wenn ſie mich ſehen ſollte!

Der ſechſte Auftritt.

Die Spielerinn. Herr von Kleinſchloß.

Hr. v. Kleinſchloß. Ich bin in allen vollkommen mit ihnen zufrieden.

Die Spielerinn. Ebenrecht, Herr von Kleinſchloß, ich kann mich nicht beſinnen, wie viel haben ſie mir denn geſtern vorgeſtreckt?

Hr. v. Kleinſchloß. Ach, dieſes iſt eine Kleinigkeit. Ich will gleich wieder zur Mama gehen, ſie möchte ſonſt etwas merken.

Die Spielerinn. Warten ſie doch, ich will es durchaus wiſſen, wie viel ich ihnen ſchuldig bin: denn ich halte genaue Rechnung.

Hr. v. Kleinſchloß. Wir wollen einandermal davon reden.

Die Spielerinn. Warten ſie doch, ſage ich.

Hr. v. Kleinſchloß. Nein, ihre Gnaden.

Die Spielerinn zieht ihn beym Arme zurück. Kommen ſie doch, ich habe ihnen etwas anders zu ſagen.

Hr. v. Kleinſchloß. Ach, wenn es von etwas andern iſt, ſo befehlen ſie nur, gnädige Frau: was ſteht zu ihren Dienſten?

Die Spielerinn. Es wäre zu meinen Dienſten = = = es wäre = = = ach nichts, ſo zu ſagen. Daß ſie die Gefälligkeit haben, und noch einen Augenblick bey mir bleiben mögen, mich zu tröſten. Denn ich habe eine Schwachheit an mir. Wenn ich im Spiele unglücklich geweſen bin: ſo ſcheint es mir ein Troſt zu ſeyn, wenn ich es einem guten Freunde erzählen kann. Aber ich rede nur davon, damit ich davon reden kann.

Hr. v. Kleinſchloß. Man giebt ſich deſto eher zufrieden, wenn man ſich beklagen kann, das iſt gar natürlich.

Die Spielerinn. Man giebt ſich zufrieden, wenn man ſich beklagen kann. Aber gegen wen ſoll man ſich beklagen? die Spieler ſind barbariſche Leute; und die Freunde nehmen keinen Theil an den Spielverdrießlichkeiten. Sie überhäufen einen, anſtatt des Troſtes, mit lauter Widerlegungen und Vorſtellungen.

Hr. v. Kleinſchloß. Ich bin wenigſtens keiner von dieſen Freunden.

Die Spielerinn. Allein, glauben ſie nur nicht, das meine Klagen etwan ein Vorſpiel ſind, daß ich aufs neue borgen will. Mein lieber Herr von Kleinſchloß, ich bin vielmehr darauf bedacht, wie ich das alte wiedergeben will.

Hr. v. Kleinſchloß. Ich habe noch etwas Geld, welches zu ihren Dienſten iſt.

Die Spielerinn. Nein, nein, ſie bilden ſich ein, daß ſie dieſes im Abſehen auf meine Tochter thun.

Hr. v. Kleinſchloß. Ich bilde mir gar nichts ein: ich will nach Hauſe gehen, Geld für ſie zu holen.

Die Spielerinn. Das kann ich nicht zugeben, daß ſie bloß meinetwegen nach Hauſe gehen, und mir Geld holen ſollen.

Hr. v. Kleinſchloß. Ich habe noch andre Sachen zu Hauſe zu thun.

Die Spielerinn. Nun, ſo kann ich es wohl endlich geſchehen laſſen; nur daß es wenigſtens nicht meinetwegen allein geſchieht: denn ich würde ſchon hier, und auch bald, Freunde gnug finden.

Hr. v. Kleinſchloß. Ich will in einem Augenblicke wieder da ſeyn.

Der ſiebente Auftritt.

Die Spielerinn allein.

In was für verdrießliche Umſtände bin ich nicht gerathen. O wie weit iſt es nicht ſchon mit mir gekommen! Da kömmt mein Mann wieder. Wie würde mirs gehen, wenn er das gewahr würde = = = Aber in vier und zwanzig Stunden kann ſich das Glück ändern. Ich habe angemerkt, daß ich allemal mit meiner letzten Piſtole glücklich bin. Ich bin doch aber ſo weit noch nicht! Ich will indeſſen noch ſo lange warten, bis Herr von Kleinſchloß Geld bringt.

Der achte Auftritt.

Die Spielerinn. Joſephe.

Joſephe. Es iſt alles ſtille in dem Spielzimmer, denn es iſt niemand mehr da. Die Matador haben ein Ende; und die großen Spieler in der Quadrille und in Baſſet, ſind noch nicht angekommen. Das macht nun ſo ein Intermezzo. Wollen wir indeſſen, da ſie nichts zu thun haben, unſere Kleinigkeiten in Ordnung bringen; gnädige Frau.

Die Spielerinn. Die werden ſehr leicht in Ordnung zu bringen ſeyn, Joſephe.

Joſephe. Aber doch ſehr ſchwer abzuthun. Wiſſen ſie auch, daß ſie mir alle Abendmahlzeiten ſchuldig ſind, die ſie ſeit dreyen Monaten gegeben haben?

Die Spielerinn. Gut. Du giebſt uns aber auch vortreffliche Mahlzeiten! ich habe keine Ehre davon, ſie ſind weder koſtbar noch ordentlich.

Joſephe. Nicht ordentlich? nicht koſtbar? bin ich denn Schuld daran, gnädige Frau, wenn die an den Tiſch angenagelten Spieler, kein ander Tiſchtuch als den grünen Teppich haben wollen? Es iſt meine Schuld nicht, daß ſie weder Servietten, noch Teller, noch Meſſer, mehr haben wollen. Man nimmt ſich das Salz mit der Spitze von einem Kartenblatte; man läßt einen Kappaun rund um den Tiſch, aus einer Hand in die andre herumgehen; ein jeder reißt ſich ein Stück davon ab, als wie man einer Gans den Flügel rupft. Da ſpielt einer mit der einen Hand, und mit der andern trinkt er. Der eine ſeufzet, indem er ſchlingt;

ſchlingt; und der andre ſchwört indem er noch kauet. Ein andrer frißt die Karten zu Brode, und der dritte verſchlingt ſein Aergerniß in einem Glaſe Wein. Wie ſoll denn ich bey dieſen Dingen Ordnung machen?

Die Spielerinn. Es mag ſeyn. Ich will dir dieſen Punkt zu gute halten. Was verthan iſt, das iſt verthan. Das übrige ſoll deine ſeyn. Ich ſchenke dirs.

Joſephe. Wie verſtehn ſie das, ihre Gnaden? Ich habe alles ausgelegt, ſie haben mir nichts dazu gegeben: und das übrige ſoll meine ſeyn?

Die Spielerinn. Ta, ta, ta, = = = was? bekömmſt du denn nicht das Kartengeld?

Joſephe. Ich bekomme es; ich leihe es ihnen; ſie ſind mir es ſchuldig; ich bins wieder ſchuldig. Wir werden alle beyde bezahlen, wenn wir gewinnen werden. Jetzund wollen wir mit einander von Amalien reden; ihre Heirath liegt mir am Herzen. Denn das Fräulein iſt ſo zu reden faſt meine Tochter, weil ſie gar nicht Zeit haben, ihre Mutter zu ſeyn.

Die Spielerinn. Ich habe mehr Naturell dazu, als du denkſt, Joſephe; ich liebe meine Tochter recht herzlich.

Joſephe. Nun wohl, ſagen ſie es mir doch endlich einmal, wer ſie denn haben ſoll; und laſſen ſie uns im Ernſte davon reden.

Die Spielerinn. Von Herzen gerne. Wir wollen alle Dinge recht wohl mit einander überlegen. Denn außer meiner Neigung zum Spiele bin ich recht vernünftig; und habe Kopfs genug. Alſo wollen

wir die Vernunft und meine mütterliche Zärtlichkeit zu Rathe ziehen.

Joſephe. Die Vernunft, und die mütterliche Zärtlichkeit, wollen haben, daß ſie Fräulein Amalien einem Manne geben ſollen, der in ſie verliebt iſt: denn die Liebe wird ihr alsdann anſtatt des wenigen Vermögens dienen, das ſie hat. Alſo muß man unterſuchen = = = =

Die Spielerinn. Joſephe, wollte die Spielgeſellſchaft nicht um ſechs Uhr kommen?

Joſephe. Erlauben ſie doch ihrer mütterlichen Zärtlichkeit, mich anzuhören.

Die Spielerinn. Ich höre zu. Es kömmt mir vor, als wenn ich eine Kutſche kommen hörte?

Joſephe. Nein; es iſt ein Fuhrwagen. Ich bitte ſie, geben ſie doch Achtung auf eine Sache, = = =

Die Spielerinn. Gut, = = = ich höre.

Joſephe. Nun ſo hören ſie denn.

Die Spielerinn. He, dieſes iſt gewiß eine Kutſche!

Joſephe. Ja, aber ſie fährt vorbey.

Die Spielerinn. Ach ſchade! ja ſie fährt vorbey.

Joſephe. Bedenken ſie alſo, daß wenn = = = =

Die Spielerinn. Dieſesmal hält gewiß eine Kutſche ſtille.

Joſephe. Auch die fährt vorbey.

Die Spielerinn. Auch die fährt vorbey!

Beyde. Sie fährt vorbey, ſie fährt vorbey!

Die Spielerinn. Ach. Da ſeh ich doch einen Herren heraufkommen. Ich muß gehen, und meine Partey ſpielen. Höre Joſephe, du biſt meiner Tochter

ter gut, ſiehe zu, was zu ihrem Beſten zu thun iſt. Wie du es machen willſt, ſo wird es gut ſeyn.

Joſephe. Ihre mütterliche Zärtlichkeit hat den Spielteufel im Kopfe. Ich muß mit dem jungen Herrn von Kleinſchloß abreden, was man mit dieſem Kopfe anfangen muß.

Der neunte Auftritt.

Die Spielerinn. Herr Wirbel.

Die Spielerinn zornig. Ach! Herr Wirbel. Sie ſind ein ganz unerträglicher Menſch.

Wirbel. Was habe ich ihnen denn gethan, gnädige Frau?

Die Spielerinn. Kann wohl etwas lächerlicher ſeyn, als ſie? Sie ſteigen die Treppe mit einem Gepolter herauf; und kommen mit einer ſo ernſthaften Mine, als wenn ſie ein Spieler wären, als wenn ſie abziehen wollten! Ich habe ſie dafür gehalten, und nun iſts niemand, als der Herr Wirbel.

Wirbel. Es iſt mir leid, gnädige Frau, daß es niemand anders iſt, als ich. Sie ſehen es mir gewiß an der Mine an, daß ich Geld von ihnen haben will.

Die Spielerinn. Bin ich ihnen denn Geld ſchuldig, Herr Wirbel?

Wirbel. Sonder Zweifel, ihre Gnaden. Ich habe ihre Fräulein Tochter ſeit zweyen Jahren im Singen unterwieſen: alſo ſind ſie mir für zwey Jahre Beſoldung ſchuldig.

Die Spielerinn. Die Auferziehung eine Toch-

ter iſt ſo koſtbar, daß man ſie unmöglich bezahlen kann.

Wirbel. Ich würde ihnen gewiß nicht beſchwerlich fallen, wenn nicht gewiſſe Zufälle wären = = = =

Die Spielerinn. Die Zufälle von der Baſſette haben gemacht, daß ich itzt unmöglich bezahlen kann. Unterdeſſen will ich mich mit ihnen abfinden, wenn es ihnen gelegen iſt.

Wirbel. Wenn es mir gelegen iſt, gnädige Frau?

Die Spielerinn. Ich glaube, ich bin ihnen funfzig Thaler ſchuldig?

Wirbel. Fünfzig Thaler richtig!

Die Spielerinn. Wollen ſie?

Wirbel. Was? Ihre Gnaden.

Die Spielerinn. Wollen ſie ſie auf ein paar Karten ſetzen?

Wirbel. Ich, gnädige Frau?

Die Spielerinn. Es wird entweder hundert oder nichts.

Wirbel. Ich ſpiele gar nicht, ausgenommen auf der Laute.

Die Spielerinn. Deſto ſchlimmer iſts für ſie.

Wirbel. Auf allenfall hat der Herr von Großmann verſprochen, mich zu bezahlen, wenn ſie es abſchlagen ſollten.

Die Spielerinn. Ich ſchlage es ihnen alſo ab, damit ſie deſto eher bezahlt werden.

Wirbel. Wir wollen von etwas andrem reden, gnädige Frau. Sie wiſſen, daß wir beyde in geheim die Heirath zwiſchen dem reichen Herrn von Niederberg, und ihrem Fräulein Tochter zu Stande zu bringen

gen ſuchen. Er hat mich aufgemuntert, ſie zu nöthigen, daß ich doch die Sache beſchleunigen möchte. Denn ihr Aufſchub und ihre Verzögerung machen ihn unruhig.

Die Spielerinn. Sie machen ihn unruhig, ſagen ſie? Sie machen ihn unruhig? Habe ich ihnen denn nicht mein Wort gegeben?

Wirbel. Das iſt wohl wahr, aber = = = =

Die Spielerinn. Wenn eine Frau, wie ich bin, ihr Wort gegeben hat = = = =

Wirbel. Gnädige Frau!

Die Spielerinn. Sie müſſen wiſſen, Herr Wirbel, daß mein Wort = = = bey Seite. Aber da kömmt Herr von Kleinſchloß, er wird mir gewiß Geld bringen.

Sie geht hinaus.

Der zehnte Auftritt.

Herr Wirbel allein.

Sie läuft nach dem Herrn von Kleinſchloß, dieſer junge Herr, macht mir wegen meines Niederbergs bange. Man muß ſich Mühe geben, dieſen jungen Herren aus dem Sattel zu heben. = = Aber ich habe meine Frau noch nicht geſehen, ſeitdem ich wieder hergekommen bin, ich möchte doch gerne ſehen, ob ſie = = = =

Der eilfte Auftritt.

Herr Wirbel. Thereſe.

Thereſe. Ach, ich ſuche ſie, Herr Wirbel.

Wirbel. Was giebts denn neues?

Thereſe. Des Herrn von Kleinſchloß Liebesbrief, den ich dem Fräulein verſprochen habe.

Wirbel. Nun gut.

Thereſe. Ich unterſtehe mich nur nicht, ihn der Frau von Kleinſchloß zu geben; ſie ſchwatzt alles aus. Weder ihr Sohn, noch das Fräulein, würden es mir ihr lebtage vergeſſen.

Wirbel. Stille, es fällt mir etwas ein. Geben ſie mir den Brief.

Thereſe. Machen ſie nur ein Mittel ausfündig, daß ihn die Frau von Kleinſchloß zu ſehen bekömmt; ich will ihr die Arien holen, welche ſie verlangt hat.

Wirbel. Kann ich Feder und Dinte in ihrem Zimmer haben?

Thereſe. Ja, gehn ſie nur, es iſt offen.

Ende des andern Aufzuges.

* *

Der dritte Aufzug.

Erſter Auftritt.

Thereſe. Herr Wirbel.

Thereſe. Des alten Herrn von Niederbergs ſeine Dinge gehn vortrefflich. Die Frau von Kleinſchloß will es nicht zugeben, daß ihr Sohn jemals an Amalien denken ſoll. Sie iſt ſo ſehr wider die Heirath, die aus Liebe geſchehen, als ſie nach den Arien, begierig iſt.

Wirbel. Hier ſind ſie.

Thereſe. Iſt auch eine wider die Liebe dabey?

Wirbel. Ja.

Thereſe. Geben ſie ſie her.

Wirbel. Warten ſie. Ich habe ſie mit Fleiß auf dem Liebesbriefe des jungen Herrn von Kleinſchloß an das Fräulein, in die Noten geſetzt = = = =

Thereſe. Ach, ich ſeh es ſchon.

Wirbel. Damit ihn die Frau von Kleinſchloß zu ſehen bekömmt, ohne daß wir uns verrathen.

Thereſe. Sie kömmt.

Wirbel. Helfen ſie mir nur dieſen Streich ſpielen. La la = = = Leſen ſie doch dieſe Noten, wenn ſie können. Lal tarall la la = = =

Der andere Auftritt.

Frau von Kleinſchloß. Thereſe. Wirbel.

Thereſe. Ja, lal la = = = =

Wirbel. Es iſt ſo! wohl! lalla dal dure lure tu.

Fr. v. Kleinſchloß. Ich ſuche meinen Sohn überall = = = .

Wirbel. Durch und durch, ture, lure, lure, tu.

Fr. v. Kleinſchloß. Wo muß er doch nur ſeyn?

Wirbel. Er wird ausgegangen ſeyn. Ti = tuli, tali, tati.

Fr. v. Kleinſchloß. Was giebts denn hier?

Wirbel. O! es giebt ſehr viel zu thun = = ti = tuli ꝛc.

Thereſe. Er lehrt mich eine Arie wider die Liebe.

Wirbel. Da iſt ſie. Lalla, la = = = =

Fr. v. Kleinſchloß. Laſſen ſie ſie doch ſehn.

Wirbel. Nehmen ſie es nur nicht übel, wenn ſie nicht rein aufgeſetzt iſt; Thereſe hat das erſte das beſte Pappier dazu hergegeben, was ſie in ihrem Schubſacke gefunden hat: Leſen ſie nur den Text, indem ſie ihn ſingen wird.

Vermähle dich nur ohne Liebe,
Die kömmt vielleicht von ſelbſt ins Haus.

Thereſe ſingt.

Vermähle dich aus hartem Triebe,
Die Hochzeit tilget ihn aus deinem Herzen aus.
= = = =
Wenn jemand lieben will, fällt dieß am beſten aus,
Vermähle man ſich ohne Liebe,
Die kömmt vielleicht hernach von ſelbſt ins Haus.

Wirbel. Auf der andern Seite iſt eine andre Strophe, kehren ſie nur um, ihr Gnaden, kehren ſie nur um.

Thereſe ſingt.

Hymen iſt ein Sohn der Liebe,
Jedoch er iſt kaum in der Welt,
Als er ſich närriſch, alt, falſch und verdrießlich ſtellt,
Der Falſche ſucht durch angenehmes Gift,
Daß er die Mutter unterdrückt,
Durch die er doch das Licht erblickt.

Wirbel. Iſt dieſer Text nicht recht artig?

Fr. v. Kleinſchloß. Ja. Aber ich leſe da etwas anders.

Wirbel. Sie ſind unrecht; gnädige Frau, ich habe es auf den Rand geſchrieben.

Fr. v.

Fr. v. Kleinſchloß. Wenn ich mich nicht betrüge, = = . dieſes iſt meins Sohns Hand!

Wirbel. Ich habe das Blatt von Thereſen bekommen.

Fr. v. Kleinſchloß. Das iſt ein ſehr abgeſchmackter Brief. = = = =

Wirbel. Thereſe hat ihre Taſche allemal voll ſolcher Poſſen.

Fr. v. Kleinſchloß lieſt. Ja ſchönſtes Fräulein, ich verwerfe die Heirath, die mir meine Frau Mutter vorgeſchlagen, und nichts ſoll mich hindern können, der Ihrige zu ſeyn.

Thereſe. Ach, ich bin verloren. Dieſes Blatt habe ich Amalien genommen. Geben ſie mir es doch ja wieder, gnädige Frau.

Fr. v. Kleinſchloß. Nein. Habe ich recht geleſen? Nichts ſoll mich hindern können. = = = O ich werde ihn ſchon hindern können.

Thereſe. Ach, ſagen ſie doch ja nichts von mir.

Fr. v. Kleinſchloß. Ich will meinen Sohn heute noch nach meinem Kopfe verheirathen, oder ich will ihn enterben; und noch dazu machen, daß ihn der Herr von Niederberg, unſer Vetter, enterben ſoll.

Thereſe. Ach, gnädige Frau, ſoll denn ich ſchuld daran ſeyn, daß . = = =

Der dritte Auftritt.

Herr Wirbel allein.

Ich muß gehen, und dem Herrn von Niederberg Nachricht davon geben = = = aber im Vorbeygehn

werde ich meiner Frau meine Zurückkunft vermelden, und ſie umarmen müſſen. Das ſchielende, häßliche, alte, beißende, ſterbende Knochengebäude, das nur in der Zunge noch ein Leben hat.

Der vierte Auftritt.

Herr Wirbel. Joſephe.

Joſephe. Nun was giebts, mein guter Wetterhahn? Ich höre, daß ſie das Fräulein an einen ihrer Freunde verheirathen wollen. Und ich erkläre mich hiemit, daß es mir ſehr lieb iſt, daß ich mich an dieſem Freunde und zugleich an ihnen rächen kann. Sagen ſie mir nur geſchwinde, wer derjenige iſt, für den ſie arbeiten; damit ich alle die Forderungen, die er auf Amalien haben mag, zunichte machen kann.

Wirbel. Sie machen mir eben keine Luſt, es ihnen zu ſagen, wer es iſt.

Joſephe. Ich werde noch ſehr daran zweifeln ſollen, leichtfertiger Schalk! es iſt gewiß der alte kotzende Herr von Niederberg, der nicht zum Athem kommen kann: denn ich habe ihn dort bey Thereſen geſehn. Siehe, da kömmt er hergehuſtet, und zählt alle Schritte. Ich will es gleich gewahr werden, ob dieſer des Herrn von Kleinſchloß Mitbuhler iſt.

Der fünfte Auftritt.

Herr von Niederberg. Wirbel. Joſephe.

Wirbel. Hm! Ich glaube nicht, daß ſie ihm dahinter kommen wird, denn es iſt ein ſehr geſetzter Herr.

Joſephe. Gnädiger Herr, kommen ſie etwan, und wollen eine kleine Bank zum Baſſet machen?

Hr. v. Niederberg huſtet. Ja, Joſephe, ja. Ich will den Damen ein paar Taillen abziehen; ich habe ohnedem ſchon ſo lange nicht abgezogen, daß ich ganz krank darnach bin. Mich zu curiren, will ich ſehn, ob die Frau von Großmann pointiren will.

Joſephe. Sie pointirt ſo lange mans haben will. Aber ich glaube, ſie ſind ſehr lange nicht bey uns geweſen.

Hr. v. Niederberg. Ich bin einen Monat auf einem von meinen Landgütern geweſen, und habe da eine Milchcur abgewartet. Sieh, da iſt ja Herr Wirbel. Hem! he! ha!

Wirbel. Unterthänigſter Diener, gnädiger Herr.

Hr. v. Niederberg. Ja, ich habe eine Milchcur gebraucht; denn das Wachen, die Verdrüßlichkeiten, und die Schwüre, machen uns Spielern die Bruſt ganz zu ſchanden. Ihr Herrn Muſici ſollt euch der Milchcuren ebenfalls bedienen.

Wirbel. Freylich. Denn wir verderben uns die Bruſt auf ſo vielerley Noten = = =

Hr. v. Niederberg. Ich will euch lehren, wie man die Milch brauchen muß; denn man muß gewiſſe Regeln dabey in Acht nehmen, hm, hm, hu! ja man muß gewiſſe Regeln dabey in Acht nehmen, hu, hu.

Wirbel. Man ſieht es ihnen an, daß ſie ſie in Acht genommen haben.

Hr. v. Niederberg. Ich befinde mich recht wohl

drauf, hm, hm, recht wohl, hm, hm, ich ſage recht ſehr wohl, hm, hm, hu.

Joſephe. Es muß ganz vortreffliche Milch geweſen ſeyn.

Hr. v. Niederberg. Das macht nur, weil ich geſtern aufgehört habe. Ach, das hat gar nichts zu bedeuten. Hm! Hu!

Joſephe. Sie ſind recht völlig geſund: ſie werden bald ausgehuſtet haben.

Hr. v. Niederberg. Doch, von was anders. Ich will mich verheirathen, Joſephe, ich will mich verheirathen.

Wirbel. St!

Joſephe. Darum haben ſie gewiß die Milchcur abgedankt?

Hr. v. Niederberg. Ich will mich nun das erſtemal auf mein Lebtage verheirathen: es iſt endlich Zeit, daß man ſich zur Ruhe ſetzt, wenn man ſechzig Jahr alt iſt; ich kann das beſtendige Wachen und Alleinſchlafen nicht mehr ausſtehen.

Wirbel. Alſo heirathen ſie, damit ſie mögen ſchlafen können? das iſt ganz vernünftig!

Joſephe. Kann man denn wiſſen, welches Frauenzimmer ſo glücklich ſeyn wird = = = =

Hr. v. Niederberg. Dieſes läßt ſich eben noch nicht ſagen.

Joſephe. Ich aber darf doch rathen.

Wirbel. Der gnädige Herr, wird eine ſehr liebenswürdige Wittwe heirathen, mit der wir bekannt geworden ſind.

Hr. v. Niederberg. Ja, ja eine Wittwe.

Wirbel. Ich werde doch wenigſtens allemal eine Schülerinn an ihr haben, wenn ſie ihre Frau Gemahlinn ſeyn wird.

Hr. v. Niederberg. Hören ſie doch, Herr Wirbel. Ich war vorgeſtern bey einer von ihren Schülerinnen, da kam jemand hin, und ſuchte ſie, im Namen ihrer Frau: und die ſollte krank ſeyn.

Wirbel. Ach, die iſt beſtändig krank; ich habe ſie ſeit acht Tagen nicht geſehen; ich bin erſt geſtern ſpät vom Lande heimkommen, und der Herr von Großmann hat mich bey ſich beherbergt.

Hr. v. Niederberg. Ich verſichre ſie, daß ihre Frau ſehr krank iſt, denn man hat ſie, wie ich glaube, ſchon vor drey Tagen geſucht.

Wirbel. Schon vor drey Tagen?

Hr. v. Niederberg. Man berichtete uns, daß ihre Frau recht ſehr krank wäre: ich ſage, gar überaus krank.

Wirbel. Schon vor drey Tagen?

Hr. v. Niederberg. Und daß ſie kaum noch zwey Stunden leben könnte.

Wirbel. Iſt ſie denn todt?

Hr. v. Niederberg. Ich glaube es faſt.

Wirbel. So will ich geſchwinde gehn.

Hr. v. Niederberg. Ich habe noch Goldſtücke bey mir, damit will ich Banco machen.

Joſephe. Wenn Wirbeln die Frau geſtorben iſt: ſo habe ich Anwartſchaft. Ich denke, dieſer Todesfall ſoll uns Dinge entdecken, die die Umſtände der Fräulein Amalie ſehr verändern werden. Gewiß, wenn meine Muthmaßungen richtig ſind:

ſo

ſo iſt das allerliebſte Fräulein zu beklagen. Sie kömmt zu mir; ich will doch hören, was ſie mir zu ſagen hat. Die andern gehen ab.

Der ſechſte Auftritt.

Amalie. Joſephe.

Amalie. Ich ſuche dich überall, Joſephe.

Joſephe. Was befehlen ſie denn, gnädiges Fräulein?

Amalie. Ich wollte = = .

Joſephe. Was wollten ſie denn!

Amalie. Daß du mir einen guten Rath gäbeſt.

Joſephe. Von Herzen gerne. Aber ſie pflegen ja ſonſt Thereſen allemal zu Rathe zu ziehen.

Amalie. Es iſt wohl wahr, Joſephe; aber ich mag ihren Rath nicht mehr haben, er iſt immer ſehr lächerlich.

Joſephe. Was für ein lächerlich Ding hat ſie ihnen denn gerathen?

Amalie. Sie giebt mir den Rath, daß ich nicht mehr mit dem Herrn von Kleinſchloß reden ſoll, daß ich ihn nicht mehr lieben ſoll. Kann denn etwas lächerlicher ſeyn, als jemanden einen Rath geben, der unmöglich iſt.

Joſephe. Pfui! Thereſe verſteht ſich ſehr ſchlecht auf das Rathgeben. Wenn man gut rathen will, ſo muß man jemanden nur ſolche Dinge vorſchlagen, die ihm gefallen.

Amalie. Ich weis wohl, daß man ſich in Acht

nehmen ſoll, Joſephe: aber ich habe mir gar nichts vorzuwerfen. Denn von dem Augenblicke an, da ich gemerkt habe, das ich ihn liebe, habe ich unmöglich aufhören können, ihn zu lieben.

Joſephe. Man kann es unmöglich ſagen, wie man es mit dem Dinge anfangen muß. Denn man kann die Liebe nicht aus dem Herzen jagen, ehe ſie hineingekommen iſt; und ſo bald ſie hineingekommen iſt: ſo iſt es ſchon zu ſpät.

Amalie. Es iſt allemal noch Zeit an ſeine Schuldigkeit zu gedenken. Aber Joſephe, meine Schuldigkeit iſt, daß ich der Mama gehorche, und meine gnädige Mama will es haben, daß ich ihn lieben ſoll.

Joſephe. Alſo gebe ich ihnen den Rath, ihn zu lieben; und dem Herrn von Kleinſchloß gebe ich den Rath, ſie zu lieben: und allen Beyden gebe ich den Rath, einander nur ſo zu lieben, daß ihre gnädige Mama genöthigt werde, den Ehecontract zu beſchleunigen; denn es iſt dabey an der Eile ſehr viel gelegen.

Amalie. Es muß freylich viel an der Eile gelegen ſeyn, denn meine Mama hat verſprochen, daß morgen = = = =

Joſephe. Was ſagen ſie?

Amalie. Gewiß, Joſephe. Meine gnädige Mama hat ihm insgeheim das Wort gegeben.

Joſephe. Davon hat mir aber der Herr von Kleinſchloß nichts geſagt.

Amalie. Die Mama hat es ihm auch verbothen. Denn ich habe es itzt allererſt gehört, daß meine Mama zu ihm ſagte: Herr von Kleinſchloß, ich gebe

ihnen mein Wort, daß Amalie morgen die Ihrige ſeyn ſoll.

Joſephe. Wir müſſen dieſe Sache zum Ende zu bringen ſuchen, ehe der Tod der Frau Wirbelinn gewiſſe Dinge offenbar macht, von welchen ich ſehr viel befürchte.

Amalie. Was? Joſephe? Was ſollte denn der Tod der Frau Wirbelinn mir an meiner Heirath ſchaden können?

Joſephe. Ihr Tod kann vielleicht eine Sache von großer Wichtigkeit für ſie ſeyn, und ihnen ein Unglück entdecken = = =

Amalie. Was für ein Unglück denn?

Joſephe. Denken ſie jeꝫund nur bloß, daß ſie das Glück haben, den Herrn von Kleinſchloß zu heirathen; was ich mir einbilde, das iſt vielleicht übel gegründet. Dem ſey wie ihm wolle; ihre Heirath kömmt nur noch auf die Frau von Kleinſchloß an; und ich will es jeꝫund mit dem jungen Herrn abreden, daß ſie aufs ehſte in ihre Heirath willigen ſoll.

Der ſiebente Auftritt.

Amalie alleine.

Was will doch Joſephe mit ihrem Unglück ſagen? Nein, was kann mir denn für ein Unglück zuſtoßen, wenn der Herr von Kleinſchloß der Meinige ſeyn wird? Und ich werde ſonder Zweifel die Seinige: denn meine gnädige Mama hat es ihm verſprochen. Wenn man ſein Wort gegeben hat: ſo muß man es ja auch halten.

Der achte Auftritt.

Die Spielerinn. Herr von Niederberg.

Die Spielerinn. Mein liebſter Herr von Niederberg! Gehen ſie doch noch nicht. Geben ſie mir nur wenigſtens noch drey Taillen Revange.

Hr. v. Niederberg. Ich will nicht mehr ſpielen, ſag ich ihnen.

Die Spielerinn. Verlaſſen ſie mich doch nicht, da ich verloren habe. Spielen ſie doch nur, und gewinnen ſie mir das übrige vollends ab. Machen ſie mich vollends arm, damit mir das, was ich verliere, nicht ſo wehe thue.

Hr. v. Niederberg. Nein, das Spiel macht mir zu warm um die Bruſt.

Die Spielerinn. Wie? ſollten ſie ſo grauſam ſeyn, und mir noch Geld laſſen wollen?

Hr. v. Niederberg. He, ſie haben ja keines mehr!

Die Spielerinn. Iſt denn mein Wort nicht ſo gut, als baar Geld. Gönnen ſie mir doch zum wenigſten das Vergnügen, daß ich verlieren kann.

Hr. v. Niederberg. O! ſie ſind ja gar nicht zu erſättigen: ich habe ihnen ja alles, bis auf ihren letzten Häller abgewonnen, ſind ſie denn noch nicht zufrieden mit mir?

Die Spielerinn. Zufrieden ſeyn? Wie? Wenn ſie mirs abſchlagen zu ſpielen.

Hr. v. Niederberg. Ich ſchlage es ihnen ab, weil ich ſie ſchonen will; denn ich habe zuviel Hochachtung gegen ſie.

Die Spielerinn. Von der Hochachtung möchte ich ungeduldig werden, ich möchte verzweifeln! = = = Nun, weil ich ſie denn ſelbſt drum bitte = = =

Hr. v. Niederberg. Sie bitten mich, daß ich ſie ruiniren ſoll?

Die Spielerinn. Ja, ich bitte ſie darum, ruiniren ſie mich!

Hr. v. Niederberg. Ich werde doch meine Schwiegermama nicht ruiniren wollen.

Die Spielerinn. Ach, ich bitte ſie, ich beſchwöre ſie! ruiniren ſie mich doch! ſtürzen ſie mich nur gänzlich! ich will ihnen noch dazu verbunden ſeyn.

Hr. v. Niederberg. Ich habe ſie viel zu lieb dazu.

Die Spielerinn. Dieſes iſt die Sprache eines harten Mannes. So würde kein Tartar mit mir reden. Nein, ſo machts kein rechtſchaffner Mann.

Hr. v. Niederberg. Ich bin gar kein Liebhaber von Schimpfworten. Gnädige Frau, ich will mich ihnen empfehlen.

Die Spielerinn. Nicht doch, Herr von Niederberg. Ich beſchimpfe ſie ja nicht, ich würde ihnen das größte Unrecht daran thun. Ich beklage mich gar nicht über ſie: ſie ſind ein rechtſchaffner Spieler, ein rechter braver Herr = = = nicht wahr, ſie ſpielen wieder mit mir?

Hr. v. Niederberg Nein, ich ſag es ihnen. Thun ſie das erſt, was ſie mir verſprochen haben, alsdann ſollen ſie Geld haben. Denn über das was ich ihnen abgewonnen habe, will ich ihnen noch vier hundert Thaler vorſchießen, wenn die Sache ihren Ausgang = = = =

Die Spielerinn. Reden ſie nicht ſo laut, meine Tochter kömmt.

Hr. v. Niederberg. Ach, ha! weil ſie da iſt, ſo ſagen ſie ihr doch in meiner Gegenwart, daß ſie meine Frau werden ſoll.

Die Spielerinn. Nein, ich bitte ſie darum. Denn ich habe es ihnen ſchon geſagt, daß ich mein'e Urſachen habe, warum ich dieſe Heirath noch nicht ſo bald bekannt machen will.

Hr. v. Niederberg. Ich habe ihnen verſprochen, es geheim zu halten. Aber ich will doch ſehen, ob ſie ihnen gehorſam iſt. Sagen ſie ihr doch, ohne mich zu nennen, daß ſie ſie verheirathen wollen.

Die Spielerinn. Ich habe es ihr ſchon geſagt, ich kann ſie verſichern, daß ſie gehorſam iſt.

Hr. v. Niederberg. O! das muß ich ſehen, oder ich breche mit ihnen.

Die Spielerinn. Sie ſind ein wunderlicher Herr. Komm her, Amalie, komm her.

Amalie, welche bey Seite geſtanden, läßt ſich ſehen: Was befehlen ſie, gnädige Mama?

Die Spielerinn. Habe ich dir nicht geſagt, daß ich dich verheirathen will?

Amalie. Ja, gnädige Mama.

Die Spielerinn. Habe ich dir auch nicht geſagt, daß ich meine Urſachen habe, warum ich dir den nicht nennen will, den ich dir verſprochen habe? ich glaube aber doch, daß du mit meiner Wahl zufrieden ſeyn wirſt?

Amalie O! vollkommen wohl zufrieden, Mama.

Die Spielerinn. Ich kann dich zum voraus

verſichern, daß es der rechtſchaffenſte, der liebenswürdigſte, der beſte Mann von der Welt ſeyn wird.

Amalie. Ohne, daß ſie mir es ſagen, wer es iſt, ſo bin ich doch mit ihrem Willen wohl zufrieden: ſo daß ich mich ſchon auf den Herrn freue, den ſie mir verſprochen haben.

Hr. v. Niederberg. Ohne, daß ſie ihn geſehen hat!

Die Spielerinn. Habe ich es ihnen nicht geſagt? Das iſt ein Gehorſam = = = So gut habe ich ſie erzogen = = = Geh nur hinein, Amalie, und ſinge eines mit deinem Papa.

Amalie. Von Herzen gerne: denn ich freue mich ſchon zum voraus auf das Vergnügen, das ich haben werde, ihnen zu gehorchen.

Der neunte Auftritt.

Die Spielerinn. Herr von Niederberg.

Hr. v. Niederberg. In Wahrheit, daß iſt ein recht blinder Gehorſam. Wir wollen alſo die Sache zu Ende bringen; ich will ſie geheim halten, aber ich muß eine Verſicherung darüber haben.

Die Spielerinn. Was die Verſicherung anbelangt, die will ich ihnen geben, = = = und zwar eine ſo große = = = denn kurz, ich will ihnen eine Handſchrift darüber geben.

Hr. v. Niederberg. Ich habe es ihnen ſchon geſagt, daß ich dieſe nicht annehme.

Die Spielerinn. Warum denn nicht? Bin ich

denn nicht von meinem Manne geſchieden? Habe ich denn nicht allein über meine Tochter zu gebiethen.

Hr. v. Niederberg. Ich habe meinen Advocaten darüber befragt. Der ſpricht: Eine Mutter könnte ihre Tochter durch eine Handſchrift nicht verſprechen, das gilt nicht.

Die Spielerinn. Sie verſtehen das nicht.

Hr. v. Niederberg. Das gilt nicht. Hm! Eine Handſchrift, = = = = über eine Tochter = = = = eine Tochter kann man nicht exequiren.

Die Spielerinn. Ich will mich erklären.

Hr. v. Niederberg. Ich will einen ordentlichen Heirathscontract haben, oder ſonſt iſts nichts.

Die Spielerinn. Nun, ſo will ich ihnen denn einen förmlichen Contract machen laſſen, wir wollen ganz in geheim zu meinem Notarius gehen.

Hr. v. Niederberg. Auf den Fall habe ich doch nicht mehr als hundert Thaler bey mir. Ich will ſehen, ob einer von meinen guten Freunden, der zugleich mein Vetter iſt, mir drey hundert Thaler vorſtrecken kann. Ich habe meinen Vetter da hereinkommen ſehen.

Die Spielerinn. Ach! was es der Mann treibt! Der Herr von Kleinſchloß will mir auch nichts mehr vorſchießen, wenn ich der Sache nicht ein Ende mache; und das kann ich doch nicht, wegen ſeiner Frau Mutter.

Der zehnte Auftritt.

Die Spielerinn. Herr von Niederberg. Herr von Kleinſchloß

Hr. v. Kleinſchloß. Ich komme nur, ihnen zu berichten, daß meine Frau Mutter ſehr böſe auf mich iſt; damit ich nun Zeit haben möge, die Sachen in = = =

Die Spielerinn zum Herrn von Kleinſchloß. Stille, man behorcht uns. Zum Herrn von Niederberg. Was iſts denn? und warum gehen ſie denn ihrem Herrn Vetter nicht entgegen?

Hr. v. Niederberg zur Spielerinn. Sieh da, daß iſt eben der Vetter, den ich ſuche.

Die Spielerinn. Was ſagen ſie?

Hr. v. Niederberg zur Spielerinn. Ich will eben bey Herrn von Kleinſchloß Geld für ſie aufnehmen.

Die Spielerinn zum Herrn von Niederberg. Nehmen ſie es doch aus gewiſſen Urſachen von einem andern.

Hr. v. Niederberg zur Spielerinn. Ich habe niemand anders, von dem ich Geld aufnehmen kann. Es iſt mein Vetter, er iſt verſchwiegen, und wir können ihm gar meine Heirath vertrauen.

Die Spielerinn zum Herrn von Niederberg. Thun ſie das ja nicht.

Hr. v. Niederberg zur Spielerinn. Warum denn nicht? wir müſſen doch einen Zeugen haben, der den Contract unterſchreibt.

Die Spielerinn zum Herrn von Niederberg. O ſtille doch davon!

Hr. v. Niederberg zur Spielerinn. Wie nun? Ihre Furcht macht, daß ich anfange Gedanken zu kriegen = = = =

Die Spielerinn. Was für Gedanken?

Hr. v. Niederberg zur Spielerinn. Ich habe ihn geſehen, mit ihrer Tochter reden = = = ich werde ihn fragen = = =

Die Spielerinn zum Herrn von Niederberg. O! ſchweigen ſie doch einmal.

Hr. v. Niederberg zur Spielerinn. Ich merke, ich merke! = = = doch ich will ſchweigen = = = Du trifſt mich hier ſehr geſchäfftig an, mein lieber Vetter.

Die Spielerinn. Wir zanken mit einander über das Piquet. Nehmen ſie mirs doch nicht ungütig, Herr von Kleinſchloß, daß ich ſie dem Herrn von Niederberg zu gefallen verlaſſen habe. Wenn es das Spiel angeht: ſo vergißt man alle Höflichkeit.

Hr. v. Niederberg. So iſts. Wir haben eine Spielſache auszumachen. Allein, ich habe zu meinem Spiele zwey hundert Thaler nöthig, haſt du ſo viel bey dir?

Hr. v. Kleinſchloß. Ich will ſehen, was ich habe.

Hr. v. Niederberg. Du biſt mein Erbe; und wenn ich ſterbe: ſo verlaſſe ich dir alle mein Vermögen. Es iſt alſo billig, daß du mir Geld leiheſt, weil ich noch lebe.

Hr v. Kleinſchloß. Da ſind vier Päckchen, und in einem jeden funfzig Thaler.

Die Spielerinn zum Herrn von Kleinſchloß. Sie haben geſtern mehr als ſoviel gewonnen. Wir ſetzten zehn Thaler auf ein Blatt, Herr von Niederberg.

Hr. v. Kleinſchloß. Es iſt wahr, ich habe achtmal recht glücklich geſpielt = = =

Hr. v. Niederberg. Zum allerwenigſten werde ich dirs in meinem Teſtamente wiedergeben. A propos. Deine Frau Mutter ſagte mir von ungefehr, daß ſie dich verheirathen wollte.

Hr. v. Kleinſchloß. Das iſt eine Heirath zu der ich gar kein Belieben trage.

Hr. v. Niederberg. Alſo haſt du wohl belieben zu einer andern?

Hr. v. Kleinſchloß. Ganz und gar nicht. Ich werde mir ſchon bey Gelegenheit etwas ausſuchen.

Hr. v. Niederberg. Bey Gelegenheit! das iſt recht wohl geſagt. Du wirſt Gelegenheit genug haben zu ſuchen, denn du biſt jung.

Hr. v. Kleinſchloß. Ich will gehen, und meine Frau Mutter wieder zu beſänftigen ſuchen, vielleicht kann ich machen, daß ſie in mein Verlangen willigt.

Der eilfte Auftritt.

Herr von Niederberg. Die Spielerinn.

Hr. v. Niederberg. Sehen ſie, daß ich verſchwiegen bin? Ich habe es nicht vor ihnen heraus haben mögen, daß ſie ihm ihre Tochter verſprochen haben.

Die Spielerinn. Ich? ihm? mein Herr von Niederberg?

Hr. v. Niederberg. Ich will thun, als wenn ichs nicht wüßte.

Die Spielerinn. Was? ſie halten mich für = = =

Hr. v. Niederberg. Was liegt denn dran? ich bin gar nicht böſe darüber. Denn ſie ziehen mich ihm vor; und der Vorzug iſt etwas angenehmes.

Die Spielerinn. Ich ſage ihnen, daß = = =

Hr. v. Niederberg. Und was noch mehr iſt; ich nehme Geld von meinem Nebenbuler aus, damit ich ſeine Liebſte heirathen kann. Daß iſt ein Streich, er mir gefällt.

Die Spielerinn. Damit ich ihnen zeige, daß ich ehrlich bin: ſo wollen wir es gleich bey unſerm Notarius ausmachen. Haben ſie ihre Kutſche unten?

Hr. v. Niederberg. Ja. Mein Erbe wird ſich doch nicht an meiner Frau rächen; denn es iſt ihm daran gelegen, daß ich ohne Kinder ſterbe: und noch viel ärger wäre es vor ihn, wenn er ſelbſt ſo thöricht wäre und ſich enterbte.

Die Spielerinn. Ich muß dem Niederberg wohl meine Tochter verſprechen, ehe mein Mann gewahr wird, was ich in ſeiner Abweſenheit verloren habe. Verfluchtes Spiel! du haſt es ſo haben wollen. Du biſt ſchuld an meiner Tochter Unglücke!

Ende des dritten Aufzuges.

Der

* *

Der vierte Aufzug.

Erſter Auftritt.

Herr von Großmann. Joſephe. Frau von Kleinſchloß.

Joſephe. So iſt es, ihre Gnaden. Aus allem dem was ich die Ehre gehabt habe, ihnen zu ſagen, können ſie verſichert ſeyn, daß der alte Herr von Niederberg Fräulein Amalien heirathen will.

Fr. v. Kleinſchloß. Der alte Niederberg will Amalien heirathen?

Hr. v. Großmann. Nichts iſt gewiſſer, als das. Sie wiſſen, daß ich gar nicht lüge.

Fr. v. Kleinſchloß. Ich glaube es ihnen, Herr von Großmann, ich glaube es ihnen. Aber, das macht mich recht unruhig; das bringt mich ſo auf, daß ich vor Furcht zittere.

Hr. v. Großmann. Was kann denn fürchterliches für ſie daran ſeyn?

Fr. v. Kleinſch. Was? Wiſſen ſie denn nicht, daß der Herr von Niederberg unſer naher Anverwandter iſt, und daß mein Sohn von ihm erbet.

Hr. v. Großmann. Das habe ich nicht gewußt.

Fr. v. Kleinſchloß. Ja, Herr von Großmann, wenn ſich der Alte verheirathet, ſo iſt eine Erbſchaft für meinen Sohn verloren. Mein Sohn iſt ſein einziger Erbe, ſein einziger naher Anverwandter. Es

iſt wahr, daß der Herr alt iſt, aber er bekäme doch eine junge Frau. Es giebt gar zu viel alte Ehmänner, deren junge Frauen den Anverwandten ſchaden gebracht haben

Joſephe. Ihre Gnaden, es fällt mir etwas ein, = = = damit der Herr von Niederberg das Fräulein nicht heirathen kann: ſo kommen ſie ihm zuvor, und laſſen ſie Amalien insgeheim mit ihrem Herrn Sohne verbinden.

Fr. v. Kleinſchloß. Der Vorſchlag wäre gut, wenn Amalie nur Geld hätte. Aber ſie hat nichts: iſts nicht wahr?

Der andere Auftritt.

Amalie. Die Vorigen.

Hr. v. Großmann. Was wollen ſie damit ſagen, ſie hat nichts! Sehen ſie; ſehen ſie. Sind dieſe Annehmlichkeiten denn nicht etwas?

Fr. v. Kleinſchloß. Sie ſind etwas für meinen Sohn, und für ſeine Liebe; aber ich kann um meines Sohns Liebe willen, die Vernunft nicht hinden ſetzen. Wenn ich ſelbſt gleich aus Liebe eine Thorheit begangen habe: ſo war das doch meine eigne Liebe.

Amalie. Ich komme wieder zu ihnen, gnädige Frau: denn ich fieng ſchon an verdrießlich zu werden, daß ich nicht mehr um ſie war.

Fr. v. Kleinſch. Fräul. Amalie hat mir das Herz ganz eingenommen. Sie haben ſich alle meine Gewogenheit erworben: aber das iſt kein Heirathsgut.

Wir

Wir wollen einmal vernünftig von der Sache reden. Ich kann meinem Sohne jetzt nichts als den Tiſch geben: er wird reich werden, wenn ich einmal ſterbe; aber er muß auch zu leben haben, ſo lange ich lebe. Laſſen ſie hören, wie viel bekömmt Amalie mit?

Hr. v. Großmann. Wenn es an ſonſt nichts als am Gelde fehlt = = = in meinem Kuffer ſind zwanzig tauſend Thaler baar, und einiges ſehr ſchönes Geſchmeide.

Fr. v. Kleinſchloß. Hm! Hm! Es iſt zwar ſchon etwas, aber vor meinen Sohn iſt es ſehr wenig.

Amalie ſeufzt. (Ich dächte doch nicht.) Ach nein doch, gnädige Frau.

Fr. v. Kleinſchloß. Ich nehme dieſen Seufzer auch für etwas an.

Hr v. Großmann. Rechnen ſie die Erbſchaft dazu, die ſie verlieren, wenn ſie Amalien dem Herrn von Niederberg laſſen: ſo werden ſie ſehen, daß ſie dabey gewinnen.

Fr. v. Kleinſchloß. Man kann auch das allervernünftigſte Frauenzimmer alles überreden, wenn man nur die rechte Zeit dazu abpaßt. Komm her meine Tochter, und umarme mich.

Hr. v. Großmann. Wir wollen uns mit einander luſtig machen, geht doch geſchwinde, und ſagts dem Herrn von Kleinſchloß, wie glücklich er iſt.

Joſephe. Nur noch ſachte = = = Ich werde ihm ſchon ſagen, was er wiſſen muß. Aber halten ſie es noch ſo lange geheim, bis ich die gnädige Frau dahin bringe, daß ſie dem Herrn von Niederberg Abſchied geben muß.

Herr

Hr. v. Großmann. Das iſt klug. Man muß es wegen der Erbſchaft, mit ihm nicht verderben.

Joſephe. Bleiben ſie nur alle ruhig hier beyſammen, und laſſen ſie mich alleine ſorgen.

Hr. v. Großmann. Ja, ja; wir wollen uns indeſſen luſtig machen.

Joſephe. Ich will ihnen, ehe eine halbe Stunde vergeht, Antwort bringen.

Der dritte Auftritt.

Herr von Großmann. Frau von Kleinſchloß. Amalie.

Fr. v. Kleinſchloß. Eine halbe Stunde währt doch ziemlich lange, Herr von Großmann, was wollen wir unterdeſſen anfangen?

Hr. v. Großmann. Wenn ſie befehlen, ſo ſoll Amalie die Cantate ſingen, die wir bey einer Luſtbarkeit anbringen wollten, die wir ihnen nun nicht mehr werden machen können?

Fr. v. Kleinſchloß. Ha, ha, ha! Ich ſehe ſchon einen andren Zeitvertreib vor mir, da kömmt Herr Wirbel im Wittwerhabite.

Hr. v. Großmann. Er kömmt wieder von dem Begräbniſſe ſeiner Frau zurück.

Amalie bey Seite. Der Tod der Frau Wirbelinn, macht mich unruhig. Denn Joſephe hat mir geſagt, daß mir dieſer Todesfall entſetzliches Unglück bringen könnte.

Der vierte Auftritt.

Wirbel. Die Vorigen.

Fr. v. Kleinſchloß. Ich kann einen Singmeiſter im Trauerhabite ohne Lachen nicht anſehen. Wenn wir doch machen könnten, daß er ſingen müßte.

Hr. v. Groſsmann. Ich werde ihm doch etwas ſo ungereimtes nicht zumuthen.

Fr. v. Kleinſchloß. Das wäre wohl zu arg: aber ich werde machen, daß er von ſich ſelbſt und aus Eigenliebe darauf fällt.

Hr. v. Groſsmann. Stille.

Wirbel. Ich würde in dieſem Zuſtande nicht vor ihnen erſcheinen, wenn ich nicht ſehr nothwendig Geld brauchte. Dieſes hat gemacht, daß ich hier habe im Vorbeygehen einſprechen wollen, nachdem ich meiner Frau die letzte Schuldigkeit geleiſtet habe.

Hr. v. Groſsmann. Man iſt ihnen funfzig Thaler für Concerten und Unterweiſung ſchuldig.

Fr. v. Kleinſchloß. Das Fräulein hat jetzt geſungen, und ſie kommen nur, und unterbrechen ſie mit ihrer Trauer. Geben ſie ihm das Geld nicht eher, bis ſie vollend geſungen hat.

Wirbel. Verſchonen ſie mich doch damit in meinem jetzigen Zuſtande.

Hr. v. Groſsmann. Wir nöthigen ſie nicht, Amalien ſingen zu hören: aber laſſen ſie uns unſre Luſt, hernach will ich ihnen ihr Geld geben.

Wirbel. He! Gnädiger Herr, ich bitte ſie - - -

Fr. v. Kleinſchloß. Mich verlangt recht ſehr, die

die Cantate zu hören. Sagten ſie nicht, daß ſie von dem Herrn wäre?

Hr. v. Großmann. Sie wird ihnen gewiß gefallen, denn ſie iſt ein recht Meiſterſtücke von einer Cantate.

Fr. v. Kleinſchloß. Man redet unter den Leuten davon, als von einem Wunderwerke in der Compoſition.

Wirbel. Das kann es wohl ſeyn. Aber überheben ſie mich derſelben, daß ich nicht hier bleiben darf.

Hr. v. Großmann. Fang immer an, Amalie. Sie werden ſehen, ihre Gnaden, was für ein ſchöner Geſchmack in der Paſtorelle iſt. Ein Recitativ hebt an; Herr Wirbel iſt allein im Stande die Worte recht auszudrücken.

Amalie. Ein Schäfer ſaß betrübt
Und ſeufzend unter einer Eiche.
Climene die verliebt,
Und dennoch grauſam iſt.
Blieb unempfindlich ſtehen
Und that, als würde ſie gar nicht gewahr,
Daß ſie die Schuld an ſeinem Kummer war.
Sie ſang und tanzte um den Baum,
Damit ſie nur die Glut, die ihr Vergnügen machte,
Noch heftger machte.

Fr. v. Kleinſchloß. Dieſes Singen drückt es nach meinem Sinne noch nicht recht aus.

Wirbel. Das macht, weil ſie den Verſtand der Worte noch nicht recht einſieht.

Hr. v. Großmann. Fang nur noch einmal an, Amalie, laß hören.

Amalie. Ein Schäfer ſaß betrübt,

Wirbel. Dieſes noch trauriger = = = betrübt.

Amalie. Climene die verliebt,
Und dennoch grauſam iſt.
Blieb unempfindlich ſtehen
Und that, als würde ſie es nicht gewahr,
Daß ſie die Schuld an ſeinem Kummer war.
Sie ſang und tanzte = =

Wirbel. viel luſtiger = = = = viel luſtiger!

Amalie. Sie ſang und tanzte um den Baum.

Fr. v. Kleinſchloß. Dieſes klingt viel beſſer.

Amalie. Sie ſang und tanzte um den Baum,
Damit ſie nur die Glut die ihr Vergnügen machte,

Wirbel. Die Glut die ihr Vergnügen machte.

Fr. v. Kleinſchloß. Vortrefflich! was das gleich für ein Unterſcheid iſt.

Wirbel. Nunmehr das übrige. Aber nehmen ſie ſich ja in Acht, daß ſie es recht ausdrücken.

Amalie.
Das trieb die Thörichte ſo weit,
Daß dieſen Schäfer gleich die Heftigkeit
Des Zornes und der Rachgier überwand.
Er nahm Cilmenen bey der Hand,
Und ließ die Unbarmherzige
So lange ſingen und tanzen, tanzen und hüpfen, hüpfen und ſpringen, ſpringen und tanzen,
Bis daß ſie athemlos und ſchwach und als halb tod,
Zu ſeinen Füſſen niederfiel.
Der Grauſame gieng fort, und lies ſie liegen.

Wirbel. Dieſes iſt gar nicht recht ſo, Fräulein,

dieſes

dieſes iſt gar nicht recht! Sie ſingen alles wider den Verſtand.

Amalie. Das ihn die Heftigkeit des Zornes überwand.
Er nahm : : :

Wirbel. Sie ſind ja noch nicht da.

Amalie. Er nahm : :

Wirbel. Er nahm Climenen bey der Hand.

Amalie. Und ließ die Unbarmherzige,
So lange ſingen und tanzen,

Wirbel. Singen und tanzen, tanzen und hüpfen, hüpfen und ſpringen, ſpringen u. tanzen, die Unbarmherzige!

Fr. v. Kleinſchloß. Was für ein Ausdruck!

Hr. v. Großmann. Es iſtnicht anders, als ſähe man das Tanzen und Springen.

Fr. v. Kleinſchloß. Das gefällt mir recht ſehr wohl. Er ließ ſie ſo lange tanzen und ſingen.

Amalie. Singen und tanzen, tanzen u. hüpfen, hüpfen und ſpringen, ſpringen und tanzen, die Unbarmherzige!

Hr. v. Großmann. Mit was für einer Munterkeit drükt er es nicht aus!

Fr. v. Kleinſchloß. Der Ausdruck würde noch viel luſtiger geweſen ſeyn, wenn er nicht ſeine arme Frau verloren hätte.

Wirbel. Ach, gnädige Frau! wozu haben ſie mich verleitet!

Hr. v. Großmann. Zu Linderung der Betrübniß die ihn wieder überfällt, muß ich wohl gehen und ihm Geld holen.

Fr. v. Kleinſchloß. Ich will mit ihnen in ihr Zimmer gehn. Sie ſollen mir das Geſchmeide meiner Schwiegertochter zeigen.

Der fünfte Auftritt.

Amalie. Herr Wirbel. Joſephe.

Wirbel. Wiſſen ſie nicht, wo Joſephe iſt, gnädiges Fräulein?

Amalie. Ich glaube, da kömmt ſie,

Joſephe. Iſt es nun um ſie geſchehen?

Wirbel. Leider!

Joſephe. Was ſeh ich? = = = (Sie nimmt ihn bey der Hand.)

Wirbel. Es iſt ein Diamant = = =

Joſephe. Ich irre mich nicht = = =

Wirbel. Ich habe dieſen Troſt, in meiner Frau ihren Käſtchen gefunden.

Joſephe. Nun haben alle meine Muthmaßungen ihre Richtigkeit.

Wirbel. Was denn?

Joſephe ſachte. Die Frau von Großmann hat dieſen Diamant bey der Verſtorbnen verſetzt, und ich kann errathen, wo ſie ihn mag hergenommen haben.

Wirbel. Stille. Du machſt mich nachdenklich.

Amalie. Was redet ihr denn da mit einander?

Joſephe. Ach, Fräulein; ich fürchte, daß ſie nun nimmermehr einen Gemahl kriegen werden. zum Wirbel. Geſchwinde, führen ſie mich in ihre Wohnung, denn ich muß mich da nach gewiſſen Sachen erkundigen.

Wirbel. So komm ſie geſchwinde: denn ich muß bald wieder hier ſeyn, meine Bezahlung in Empfang zu nehmen.

Amalie allein. Ich ſoll nun nimmermehr einen Mann kriegen, ſagt ſie? ach, ich Unglückſelige!

Der ſechſte Auftritt.

Amalie. Herr von Kleinſchloß.

Hr. v. Kleinſchloß. Wie erfreut bin ich nicht, ſchönſte Amalie! wie vergnügt bin ich nicht! Meine Frau Mutter hat mir jetzund gleich mit zwey Worten geſagt, daß ich glücklich ſeyn ſollte; aber ſie wollte ſich nicht weiter erklären. Ich laufe daher und ſuche ſie; denn wegen ihrer Frau Mutter bin ich geſichert. Aber, ſchönſte Amalie! laſſen ſie doch ihre Freude der Meinigen nichts nachgeben. Was hilft es mir denn, daß mir alles die Verſicherung für ſie giebt: wenn ſie mir dieſelbe nicht ſelbſt geben.

Amalie. Ach, laſſen ſie mich nur zufrieden, Herr von Kleinſchloß; denn Joſephe ſpricht, daß unſre Heirath noch lange nicht richtig iſt.

Hr. v. Kleinſchloß. Und ich ſage ihnen, daß nichts gewiſſer iſt.

Amalie. Ich wollte ihnen wohl lieber glauben, als Joſephen: aber = = =

Der ſiebente Auftritt.

Amalie. Hr. v. Kleinſchloß. Hr. v. Niederberg.

Hr. v. Kleinſchloß. Ja, ſchönſte Amalie! wenn ſie mich lieben: ſo kann uns nichts mehr trennen: ſo bin ich meines Glückes vollkommen gewiß.

Hr. v. Niederberg. Nur ſachte.

Amalie. Ach Himmel!

Hr. v. Kleinſchloß. Was iſt es denn?

Hr. v. Niederberg. Fürchten ſie ſich nur nicht vor mir, denn ich bin gar nicht eiferſüchtig.

Hr. v. Kleinſchloß. Ich weis aber, daß ſie ſonſt ſolchen Scherz nicht ſo leicht verſtehen.

Hr. v. Niederberg. Ach ja, ich billige eure Liebe, ich billige ſie; aber ihr werdet auch bey eurer Liebe beſtändig ſeyn müſſen: denn ihr werdet einander nicht eher heirathen, bis nach meinem Tode. Wenigſtens ſind ſie jetzund meine Frau, aber ſie werden es, zu ihrem guten Glücke nicht lange ſeyn.

Hr. v. Kleinſchloß. Glauben ſie es ihm nur nicht; es iſt nur ſein Scherz.

Amalie. Ich gehe; denn ſo ein Scherz ſteht mir nicht an.

Der achte Auftritt.

Herr von Kleinſchloß. Herr von Niederberg.

Hr. v. Kleinſchloß. Sie haben ihr eine rechte Furcht eingejagt.

Hr. v. Niederberg. Und du biſt über ihre Furcht erſchrocken. So biſt du denn verliebt, mein lieber Erbe?

Hr. v. Kleinſchloß. Ich will ihnen aus meiner Liebe kein Geheimniß machen; aber wenn ich bitten darf, reden ſie noch nicht davon. Wir ſind beyde ſchon einander verſprochen; ich habe von der Frau von Großmann das Wort.

Hr. v. Niederberg. So! Allein ich habe ein Wort auf dem Papiere; auf dem Papiere, ſag ich!

Hr. v. Kleinſchloß. Scherzen ſie doch jetzund nur nicht.

Hr. v. Niederberg. Zu großem Glücke für dich, habe ich vielleicht nur noch zwey oder drey Jahre in dieſer Welt zu hu-hu-hu-huſten. Wenigſtens werde ich dir eine recht artige Wittwe hinterlaſſen.

Hr. v. Kleinſchloß. Aber, warum ſcherzen ſie denn nun hierüber?

Hr. v. Niederberg. Ich ſcherze nicht; denn ich habe Amalien geheirathet.

Hr. v. Kleinſchloß. Man weis niemals ob ſie im Ernſte reden.

Hr. v. Niederberg. Willſt du kommen, und den Contract ſehen?

Hr. v. Kleinſchloß. Wie? Kann das möglich ſeyn?

Hr. v. Niederberg. Meine Heirath mit Amalien, wird für dich ſehr gut ſeyn; denn ich werde die Güter einlöſen, die zu deiner Erbſchaft gehören; und Amalie iſt auch ein Erbſtück daß ich dir verlaſſen werde.

Hr. v. Kleinſchloß. Ich kann doch nicht glauben, daß die Frau von Großmann ſo treulos handeln ſollte.

Hr. v. Niederberg. Gieb dich zufrieden; ich will dir meine Wittwe und meine Güter in einem guten Zuſtande verlaſſen; es ſoll ſich nichts daran verſchlimmern.

Hr. v. Kleinſchloß. Ach! das iſt zu arg! wir müſſen einander aus dem Traume helfen.

Der neunte Auftritt.

Herr v. Niederberg. Herr v. Großmann.
Herr v. Kleinſchloß.

Hr. v. Großmann. Ich bin ganz unruhig, wie ſie ſehen; ich ſuche überall den Schlüſſel zu meinem Cabinette.

Hr. v. Kleinſchloß. Sie ſehen mich in einer ſolchen Verwirrung . . . Ihre Frau Gemahlinn, nachdem ſie mir ihr gewiſſes Wort gegeben hat . . .

Hr. v. Niederberg. Sie hat ihnen wohl zwey gegeben!

Hr. v. Kleinſchl. Wird es denn bald einmal aus ſeyn?

Hr. v. Niederberg. Es iſt ſchon aus. Der Contract iſt unterſchrieben.

Fr. v. Kleinſchl. Gerechter Himmel!

Hr. v. Großm. Außer meiner Frau iſt wohl niemand, der für eine Tochter zween Schwiegerſöhne auf einmal haben wollte.

Hr. v. Kleinſchl. Ach ich bin nicht mehr Meiſter über meinen Zorn.

Hr. v. Großm. Kommen ſie, wir wollen ſie beſchämen.

Fr. v. Kleinſchl. Ich will ihr meine Gedanken recht ſagen.

Der zehnte Auftritt.

Der andre Vorhang wird aufgezogen.

Die Vorigen. Die Spielerinn.

Die Spielerinn. Kommen ſie, und gratuliren ſie mir, gnädiger Herr; kommen ſie, und gratuliren mir.

Hr. v. Großm. Dazu, daß ſie ihn betrogen haben?

Die Spielerinn. Nehmen ſie Theil an meiner Freude, mein lieber Gemahl. Ich habe ſechs complete Gewinnſte, Paroli, cinq-leva, quinze-leva, trente-leva! nichts konnte vor mir beſtehn, ich habe mich ganz müde gewonnen! Und zwar ſo geſchwinde! ſo ſchnell! ſo plötzlich! ich bin ganz außer mir!

Hr. v. Kleinſchl. In Wahrheit, gnäd. Frau?

Die Spielerinn. Geſtehen ſie es nur, daß die Muſik ein ſehr ſchlechtes Vergnügen iſt, in Vergleichung mit dem Meinigen. Nein gewiß, die Muſik macht doch keine ſo lebhafte Freude, keine ſo vollkommne Freude!

Hr. v. Kleinſchl. Ich bin durch ihr Verfahren ſo aufgebracht, gnädige Frau...

Die Spielerinn. He! a propos, ſie haben recht, gnädiger Herr. Ich erinnere mich, wofür ich ihnen verbunden bin: ich habe ſo viel, als ſie mir geliehen haben, in einen beſondern Beutel gethan.

Hr. v. Kleinſchl. Es iſt itzt gar nicht die Rede davon!

Die Spielerinn. Ja, ja, es iſt ſchon ſo gut als aufgehoben.

Hr. v. Kleinſchl. Ja, ja, ſo viel iſt gerettet!

Die Spielerinn. Mein lieber Mann, ich ſehe es ein, daß er Urſache gehabt hat, ungehalten zu ſeyn. Sie ſind verliebt, gnädiger Herr: aber ich bin eine aufrichtige Frau, ich hatte meine Tochter ſchon einem andern verſprochen.

Hr. v. Kleinſchl. Warum haben ſie mir denn alſo ihr Wort gegeben?

Die Spielerinn. Ich war wegen meiner gefährlichen Umſtände dazu genöthigt. Das heißt man aber nicht ſein Wort geben. Sie haben mir Geld geliehen, und ich ihnen mein Wort. Ich nehme es zurücke, da ihnen ihr Geld wiedergebe: damit ſind wir quitt.

Hr. v. Kleinſchl. Gerechter Himmel! kann ich ſolche Reden noch anhören?

Hr. v. Großm. Sie haben ihren Verſtand verlohren, Frau Gemahlinn.

Die Spielerinn. Sagen ſie vielmehr, ich habe ihn wieder gewonnen. Man verlieret den Verſtand zugleich mit dem Gelde, und man gewinnet ihn auch ſo wieder. Ich ſehe, daß ich einen rechten großen und wichtigen Vorrath von Vernunft habe.

Hr. v. Großmann zum Herrn von Kleinſchloß. Kommen ſie, wir wollen mit ihrer Mama berathſchlagen, was man mit dieſer Wahnſinnigen anzufangen hat.

Hr. v. Kleinſchloß. Meine Verzweiflung giebt mir nur das einzige Mittel an die Hand, welches die Frau zu Verſtande bringen wird: man muß itzo alles wagen!

Der eilfte Auftritt.

Herr von Niederberg. Die Spielerinn.

Hr. v. Niederberg. Da ſind wir ſie endlich los. Ich habe ſie aber überredet, daß unſer Contract unterſchrieben wäre: damit wir die Sache in Ruhe zu Ende bringen können.

Die Spielerinn. Freylich ſollten wir ſie mit guter Art zum Ende bringen. Sie wollten ja das Heirathsgut ſehen, ſagten ſie; ſie wollten ja die Mitgift ſehen, ehe ſie unterſchrieben. Da ich in der Noth war, hätte ich ihnen meine Tochter gegeben, = = = aber jetzund ſind meine Abſichten viel edler.

Hr. v. Niederberg. Das Glück hat ſie ſehr geſchwinde um und ein großes edler gemacht.

Die Spielerinn. Das Glück hat ſeinen Wechſel. Es geht fort, und kömmt wieder. Sie haben nicht mit mir ſpielen wollen; ſie hatten gar zu viel Conſideration vor mich, gar zu viel Egard, ſagten ſie, gar zu viel Egard! Sie wollten mich nicht um das Meinige bringen; und ich mag ſie nicht um ihre Geſundheit bringen. Das Heirathen ſchickt ſich nicht mehr für ſie, Herr von Niederberg.

Hr. v. Niederberg. Sie können recht artig ſpotten, wie ſinnreich iſt man nicht, wenn man gewinnt.

Die Spielerinn. Ich werde ſo viel gewinnen, daß ich ſo ſinnreich ſeyn werde, und meine Tochter einem = = = =

Hr. v. Niederberg. Einem, hm! = = einem?

Die Spielerinn. Einem = = Manne geben werde, der noch eine Lunge hat.

Hr. v.

Hr. v. Niederberg. Nun courage! Machen ſie ſich dieſen Stral ihres Glückes zu Nutze.

Die Spielerinn. Dieſer Stral des Glückes! ein vortrefflicher Ausdruck. Ich werde von lauter Stralen umgeben werden.

Hr. v. Niederberg. Leben ſie wohl! ſie ſind gar zu ſtralend für mich, ich werde meine Zeit beſſer abpaſſen.

Der zwölfte Auftritt.

Die Spielerinn alleine.

Ich überwerfe mich mit Fleiß mit allen beyden, damit die Heirath meiner Tochter noch ausgeſetzt bleiben kann, die mir jetzt viel Ungelegenheit machen würde. Nun will ich doch ein wenig Luft ſchöpfen. Ich bin gar zu eine große Liebhaberinn vom ruhigen und ſtillen. Was habe ich nicht in lauter ſchönen Louisdoren gewonnen! das Gold erfriſcht mir das Geblüte, wie die beſte Tinctur; ich fühle recht, wie das Gold in meinen Adern herum läuft. Was für eine Wolluſt!

Der dreyzehnte Auftritt.

Die Spielerinn. Joſephe.

Die Spielerinn. Komm her, Joſephe, hilf mir ein wenig die Zeit vertreiben. Erzähle mir indeſſen was luſtiges, weil ich warten muß, bis die Spieler friſch Geld gehohlt haben, und mirs wieder herbringen.

gen. Du weiſt einen recht wohl zu unterhalten. Weiſt du nichts neues, Joſephe?

Joſephe. Die Frau Wirbeln iſt geſtorben.

Die Spielerinn. Was ſagſt du?

Joſephe. Und unſer gnädiger Herr, hat einen gewiſſen Diamant geſehen.

Die Spielerinn. Joſephe! was höre ich?

Joſephe. Faſſen ſie ſich nur, der Herr hat noch nichts geſehen. Aber wenn ſie mir nicht alles rein heraus beichten, ſo will ichs ihm ſagen.

Die Spielerinn. Ich will dirs nicht verhalten. Joſephe; ich will dirs zuerſt ſagen, wie ich in meines Gemahls Abweſenheit den Schlüſſel zum = = =

Joſephe. Es iſt mir nichts daran gelegen, wie es zugegangen iſt: ich bin nur um die zwanzig tauſend Thaler beſorgt, die mit dem Diamant in dem Kuffer waren, und die ich ihren Gemahl habe ſehen dahinein thun.

Die Spielerinn. Um dieſe hats keine Noth. Joſephe!

Joſephe. Haben ſie denn weiter nichts, als den Diamant? = = =

Die Spielerinn. Geduld! anfänglich wollte ich meinem Manne nur hundert Thaler abborgen, ohne daß er es wußte.

Joſephe. Abborgen, ohne daß er es wußte!

Die Spielerinn. Ich machte den Kuffer auf; ich nahm einen Sack und wollte nur tauſend Gulden herausnehmen; und als ich ihn aufmachte, denke nur, was für ein Unglück = = =

Joſephe. Der Sack? = = = ein Unglück! = = =

Die

Die Spielerinn. Anſtatt der tauſend Gulden, waren es tauſend Thaler, ich wollte ſie zurück tragen = = =

Joſephe. Aber ſie hatten ſo viel Gewalt nicht. Das Geld iſt ſehr ſchwer wieder wegzutragen.

Die Spielerinn. Als ich ſah, daß das Heirathsgut einmal angegriffen war: ſo dachte ich, ich könnte den Reſt immer dazu behalten. Mit nichts gewinnt man nichts, Joſephe.

Joſephe. Das heißt ſoviel, der Kuffer iſt leer!

Die Spielerinn. Wir wollen ihn dieſe Nacht ſchon wieder voll machen.

Joſephe. Wofern ſie dieſen Abend gewinnen.

Die Spielerinn. Du mußt mir helfen. Wenn ſie alle zu Bette ſeyn werden, wollen wir alles wieder in Ordnung hinthun, wie ich es gefunden habe; denn ich habe mir es genau, bis auf die verſchiednen Geldſorten ſelbſt angemerkt. Ich habe auch in meinem Schränckchen alle Säcke hinter einander hingeſetzt, wie ich ſie nach einander ausgeleeret habe; und auch das Verzeichniß und die Zettelchen dazu, in einer ſolchen Ordnung = = = =

Joſephe. Ach, was für eine ſchöne Ordnung!

Die Spielerinn. Joſephe, geh, und ſage Wirbeln, er ſoll mir den Schmuck gleich herbringen, damit ich ihn dazu thue, und trage für das übrige keine Sorge. Es iſt mir nur noch leid um mich. Die Spieler kommen nicht wieder, und die Zeit vergeht.

Joſephe für ſich. Ich muß das dem Herrn v. Großmann den Augenblick ſagen, weil ſie noch Geld hat.

Der vierzehnte Auftritt.

Die Spielerinn alleine.

Ich will doch zuſammen rechnen, wie viel ich wieder gewonnen habe. Hier ſind ſchon in dieſen Papieren fünf tauſend Thaler, zwölf tauſend iſt man mir ſchuldig; und das iſt das baare Geld. Ich habe alſo die zwanzig tauſend Thaler für meine Tochter bey nahe beyſammen. Aber wenn ich die wiedergebe: ſo behalte ich nichts für mich übrig. Was hülfe mich denn nun das Glücke, in dem ich ſitze? ich wollte lieber gar nichts haben. Ich will aber doch mit meiner Tochter Gelde behutſam umgehen, ſie muß nicht um einen Häller bey mir zu kurz kommen. Ich will nicht mehr als tauſend Thaler drein ſetzen, ich werde doch wohl ſo viel borgen können, daß ich dieſe Lücke füllen kann. Wenn ich gewinne, ſo iſt es für meine Tochter; wenn ich verliere, = = = Ich werde aber ohnfehlbar wieder gewinnen. Da kommen meine Spieler. Meine Freude verdoppelt ſich, und verſichert mich, daß ich gewinnen werde. Ja gewiß; das Glücke wartet drinnen ſchon auf mich; ich will nur zu ihnen hinein gehen.

Ende des vierten Aufzuges.

Der

* *

Der fünfte Aufzug.

Erſter Auftritt.

Herr von Großmann. Joſephe. Wirbel.

Hr. v. Großmann. Mein Tage habe ich mir die Grillen nicht laſſen zu Kopfe wachſen; aber das geſtehe ich, der Streich thut mir weh. Was das für eine verwegne Frau iſt; zwanzig tauſend Thaler aus meinem Kuffer zu nehmen! kann ich doch kaum glauben, was ich geſehen habe!

Wirbel. Wir haben es allzuwohl geſehen. Sie hat nicht einmal ſo viel übrig gelaſſen, daß man mich bezahlen kann.

Joſephe. Aber, gnädiger Herr, faſſen ſie doch einen Entſchluß; machen ſie ſich die Zeit zu nutze. Die Frau ſaß den Augenblick noch im Glücke: ſie ſpielt ſtarke Spiele.

Hr. v. Großmann. Ich will ſehen, ob ich ihr das, was ſie noch nicht verloren hat, entweder gutwillig oder mit Gewalt abnehmen kann.

Der andere Auftritt.

Joſephe. Wirbel.

Joſephe. Sage mir doch geſchwinde, was für einen kleinen Troſt du noch für Amalien haſt; rede, diene

diene uns nur; mein lieber Wirbel, ich beſchwöre dich, bey aller deiner Liebe, die du zu mir haſt.

Wirbel. He, jetzund giebſt du mir gute Worte; jetzund haſt du deine Raſerey in Liebe verwandelt; aber ich habe meine Liebe in Grauſamkeit verwandelt; jetzund bin ich ein reicher Wittwer, und nun ſchickſt du dich nicht für mich.

Joſephe. Jetzund wollen wir nicht ſcherzen, mache es kurz.

Wirbel. Gut, ich wills kurz machen. Du biſt allemal der vornehmſte Gegenſtand meiner Liebe geweſen, und ich habe die Verſtorbne nur in parenttheſi, das iſt, ad interim geheirathet.

Joſephe. Alſo wollen wir denn die alte Liebe nur fortſetzen. Da, gieb mir die Hand.

Wirbel. Nein; ich bin noch ein gar zu junger Wittwer: ich werde noch erſt künftige Woche meine Erbſchaft antreten.

Joſephe. Was haſt du mir denn nun in geheim zu ſagen?

Wirbel. Ich habe noch für drey tauſend Thaler von Amaliens Schmuck, in den Händen.

Joſephe. Das iſt leider ein ſehr ſchlechter Troſt.

Wirbel. Meine Frau hat tauſend Thaler darauf geliehen, wir müſſen ſehen, wie wir die, ohne Ungelegenheit zu haben, wieder kriegen können.

Der dritte Auftritt.

Herr von Kleinſchloß, Joſephe. Wirbel.

Hr. v. Kleinſchloß. Nunmehr kann mir nichts mehr an meinen Glücke hinderlich ſeyn: denn meine Frau Mutter hat mich gleich itzt verſichert, daß ſie mit Amaliens Vermögen zufrieden iſt.

Wirbel. Jetzund gleich hat ſie es geſagt?

Hr. v. Kleinſchloß. Ja.

Joſephe. Ach! Herr von Kleinſchloß, gleich ſeit jetzund ‥ ‥

Hr. v. Kleinſchloß. Was iſt es denn?

Joſephe. Jetzund gleich hat Herr von Großmann ſeinen Kuffer leer gefunden: unſre Spielerinn hat Amaliens Vermögen auf das Spiel geſetzt, und alles, alles verloren.

Hr. v. Kleinſchloß. Ach Himmel!

Wirbel. Da ſehen ſie das einzige, was noch übrig davon iſt.

Hr. v. Kleinſchloß. Wie beſtürzt bin ich.

Wirbel. Da iſt für drey tauſend Thaler Schmuck, worauf meine Frau tauſend Thaler gegeben hat; wollen ſie Amalien ein Preſent damit machen, und mir ſoviel wieder geben?

Hr. v. Kleinſchloß. Laßt ſehn! dieſes kann noch machen, daß meine Mama zufrieden iſt. Hier Herr Wirbel, iſt ein Beutel mit drey hundert Thalern: ſo einen Zufall habe ich mir nicht vermuthet; aber nichts ſoll mich hindern, Amalien zu heirathen.

Joſephe. Dieſes hat man ihrer Mama ſchon geſagt; ſie iſt ganz erſchrecklich aufgebracht worden.

Da kömmt ſie; ſie wird ſie ſehr unwillig anlaſſen. Gehen ſie nur den erſten Bewegungen einer aufgebrachten Dame aus dem Wege; ſie wird Gift und Galle ausſchütten.

Der vierte Auftritt.

Frau von Kleinſchloß. Joſephe. Herr von Kleinſchloß. Wirbel.

Fr. v. Kleinſchloß. Jetzund habe ich der armen Amalie Troſt zugeſprochen; ich habe ein herzlich Mitleiden mit ihr; aber ich glaube, du noch mehr, als ich?

Hr. v. Kleinſchloß. Ich geſtehe es ihnen, Mama, ihr Unglück verdoppelt meine Liebe.

Fr. v. Kleinſchloß. Ich will mich einem ſo löblichen und großmüthigen Vorhaben nicht widerſetzen. Du haſt vielleicht gedacht, ich werde über dich, ſchreyen, fluchen und wettern. Nein, mein Sohn, du ſiehſt, daß ich ganz vernünftig, gütig und geſetzt bin.

Joſephe. Dem Himmel ſey Dank.

Hr. v. Kleinſchloß. Ich weis nicht, ob ſie ſo ruhig ſind als ſie ſich ſtellen, Mama.

Fr. v. Kleinſchloß. Ich ſchwöre dirs, daß ich nicht den geringſten Anſatz zum Zorne habe. Höre nur, zu was für einem Vorſatze mich die Vernunft gebracht hat.

Hr. v. Kleinſchloß. Ehe ſie noch einen Vorſatz faſſen, ſo bitte ich, hören ſie mich.

Fr. v. Kleinſchloß. Und ich bitte dich drum, daß du mich reden läßt. Ich laſſe dir ja die Frey-

heit, dich nach deinem Gefallen zu verheirathen: ſo laß du mir doch nur wenigſtens die Freyheit, ſo lange zu reden, als es mir gefällt.

Hr. v. Kleinſchloß. So reden ſie denn, Mama.

Fr. v. Kleinſchloß. Ich habe dir nur zwey Worte zu ſagen, und die will ich dir ganz ſtille, ganz gelaſſen, ganz gerade zu, recht treuherzig, und wie eine gütige Mutter ſagen. Du bildeſt dir ein, daß ich hinter meiner Gütigkeit etwas verborgen halte. Nein, ich ſchwöre dirs: ich bin gar nicht böſe darüber, daß du dich auf eine ſo närriſche Art verheirathen willſt; es iſt mir vielmehr recht lieb. Denn dieſes wird gewiſſe Ausſchweifungen rechtfertigen, die ich ſchon lange im Kopfe gehabt habe. Ich habe mich nicht zuerſt mit dir veruneinigen wollen, ich habe aber immer auf eine gute Gelegenheit gewartet: die giebſt du mir itzo; du bringſt mich dazu, und das iſt gut.

Joſephe. Sollten ſie wohl das Herz haben, ihn zu enterben, gnädige Frau?

Fr. v. Kleinſchloß. Dafür behüte mich der Himmel! daß ich mir ſo etwas ſollte einkommen laſſen. Ich, meinen einzigen Sohn enterben? den ich ſo herzlich lieb habe? Ach nein; ich nehme etwas vor, das ſich für meine Gemüthsart viel beſſer ſchickt: ich verheirathe mich wieder, mein Sohn, ich verheirathe mich wieder.

Hr. v. Kleinſchloß. Sie, gnädige Mama?

Fr. v. Kleinſchloß. Verſichert. Aber alles im Lachen. Ich werde meinem Köpfchen folgen, wie du deinem; damit haben wir einander nichts vorzuwerfen.

Hr. v.

Hr. v. Kleinſchloß. Es würde doch ein ſehr großer Unterſcheid unter uns ſeyn: denn meine heftige Leidenſchaft rechtfertigt mich.

Fr. v. Kleinſchloß. Es iſt mit mir eben ſo, mein Sohn, eben ſo; ich liebe ſeit kurzer Zeit einen anſehnlichen jungen und wohlgeſtalten Herrn. Du ſollſt nur ſehen, was das für ein Mann iſt; er wird dich eher enterbt haben, als du denken wirſt.

Hr. v. Kleinſchloß. Sie haben Macht zu thun, was ſie belieben. Ich habe ſie nunmehr reden laſſen, und ihnen, in dem Vergnügen mir zu drohen, keinen Einhalt gethan. Erlauben ſie mir jetzund auch, mich zu verantworten.

Fr. v. Kleinſchloß. Nein; ich kann die Verantwortung nicht gerne leiden: und ein Liebhaber kann nichts anders als wunderlich Zeug vorbringen.

Hr. v. Kleinſchloß. Ich bitte ſie, Mama.

F. v. Kleinſchloß. Adieu! mein Sohn; dein Herr Stiefvater wartet auf mich; ich habe nicht Zeit.

Hr. v. Kleinſchloß. Aber, Mama = = .

Fr. v. Kleinſchloß. Dein Stiefvater wartet auf mich. Man muß einen artigen jungen Herrn nicht warten laſſen.

Hr. v. Kleinſchloß. Ich werde ihnen ſo lange folgen, bis ſie mich hören.

Der fünfte Auftritt.

Wirbel. Joſephe.

Joſephe. Da iſt nichts mehr zu hoffen!

Wirbel. Ausgenommen, wofern die Frau von Großmann ihrer Tochter Vermögen wieder gewinnt.

Joſephe. Es wäre ſehr lächerlich, auf ihren Gewinſt oder Verluſt Rechnung zu machen.

Wirbel. Stille; laß hören, was der Herr von Niederberg bringen wird.

Der ſechſte Auftritt.

Herr von Niederberg. Wirbel. Joſephe.

Hr. v. Niederberg. Ach, ihr Kinder, was habe ich für ſchöne Sachen drinnen geſehen.

Joſephe. Hat die Frau wacker gewonnen?

Hr. v. Niederberg. Das iſt ein Schauſpiel, das viel prächtiger, viel annehmlicher, viel wichtiger, und nachdrücklicher iſt, als alle eure Opern, Herr Wirbel: das iſt eine Vorſtellung von den größten Spielern! Man ſetzt fünf tauſend Thaler auf eine Karte. Die ganze Tafel iſt von einer Ebbe und Flut des herumgehenden Goldes recht überſchwemmt.

Joſephe. Hat die Frau einen großen Haufen vor ſich?

Hr. v. Niederberg. Nein; ſie hat nichts mehr, als Marken.

Joſephe. Hab ichs nicht geſagt?

Hr. v. Niederberg. Aber das ſind gleichwohl gute Marken. Sie braucht nur mit einem Auge zu blinken, ſo kann ſie reich werden. Sie verliert ganz erſchrecklich an einen berühmten, und hier in Prag ſehr angeſehnen Spieler. Das iſt ein reicher grober Kerl = = = = Er ſpielt, ſo lange er Geld hat; und er hat ſo lange Geld, als er es haben will. Er ſpielt

nur um ſich gute Freunde zu machen, und zum Zeitvertreibe: er überſieht die Blätter des Frauenzimmers; und den Mannsperſonen, zählt er, Zank zu vermeiden, die Blätter zweymal.

Joſephe. Wenn die Frau dem großen Ochſen was abgewinnen könnte, ſo wollten wir die Marken wegnehmen.

Hr. v. Niederberg. Wie ich höre, ſo verliert ſie, daß ſie genug haben wird. Der Verluſt im Spiele, kann die Frauen ſchon zahm machen.

Joſephe. Ach, alle unſre Hoffnung iſt verloren. Was ſehe ich!

Wirbel. Eine Spielerinn in der Verzweiflung. Da kömmt ſie, wie eine Furie mit einem brennenden Lichte in der Hand = = Da wirft ſie das Licht weg = = da kehrt ſie das unterſte zu oberſt = = da kömmt ſie auf unſre Seite wie ein Sturmwind.

Hr. v. Niederberg. Laßt uns dem Wetter aus den Wege gehen.

Der ſiebente Auftritt.

Die Spielerinn. Die Vorigen.

Die Spielerinn. Ach! Ach! Bringe mich nur vollend um, du verfluchtes Spiel! bringe mich nur um, bringe mich um! Ich Ruinirte, ich Unglückliche, und allemal auf einen Buben. Ha! Du verfluchter Bube = = = du biſt noch mein Tod = = = mein Unglücks-

 glücks-

glücksblatt ‒ ‒ ‒ mein Schrecken ‒ ‒ ‒ Verdammter Spitzbube! ‒ ‒ ‒ ach warum lebſt du doch nur nicht?

Wirbel. Daß ſie nicht etwan gar mich für den Buben anſieht.

Die Spielerinn. Was habe ich dir denn gethan, daß du mich ſo verfolgſt, verwünſchter Spitzbube? Warum willſt du denn über mich her? ‒ ‒ ‒ Rede doch, rede. Ach das drückt mir noch das Herz ab ‒ ‒ ‒ Nun iſt es aus mit mir! Arme Frau von Großmann! du haſt nicht einen Häller mehr ‒ ‒ ‒ du haſt nicht einen Häller mehr! Meine liebe Frau von Großmann! nun ſo ſpiele doch, ſpiele, ſpiele doch, ſpiele, ſpiele, ſpiele doch ‒ ‒ ‒ Spiele doch immer darauf los, verſpiele, verſpiele dein Geld, deiner Tochter Vermögen, o! verſpiele dich ſelbſt dazu. Ich Unglückſelige! aber wie? ich habe es nicht anders haben wollen; ich habe ſchon ſechs tauſend Thaler gewonnen, und ich bin nicht zufrieden damit. Ich will alles zuſammen ſcharren; ich bin unerſättlich ‒ ‒ ‒ ‒ ich verliere alles wieder ‒ ‒ ‒ Das Spiel hat recht, ich habs verdient! Das freut mich, ja es erfreuet mich ‒ ‒ es freuet mich, daß ich verzweifeln muß ‒ ‒ ‒ es freuet mich, daß ich raſend bin, ‒ ‒ ‒ es freuet mich, ja, es freuet mich, es vergnügt mich ‒ ‒ ‒ Ich kriege alles, und ich habe nicht genug ‒ ‒ ‒ Was willſt du denn noch mehr haben? Ein Königreich! du wirſt die ſchwere Noth ‒ ‒ ‒ die Verzweiflung dazu kriegen. ‒ ‒ ‒ Ach, ich kann nicht mehr!

Der ſiebente Auftritt.

Die Spielerinn. Herr von Niederberg.

Hr. v. Niederberg bey Seite. Das Wetter iſt vorüber; ich will den Augenblick in Acht nehmen. laut. Ach, gnädige Frau, ich hab es geſehen, ſie haben ſo unglücklich geſpielt, daß michs gejammert hat.

Die Spielerinn. Ach, Herr von Niederberg! ich bin des Todes.

Hr. v. Niederberg. Man kömmt manchmal wohl wieder zu ſich ſelber.

Die Spielerinn. Wie will das immermehr mit mir ablaufen?

Hr. v. Niederberg. Darf ich mich unterſtehn, ihnen eine Kleinigkeit anzubiethen?

Die Spielerinn. Ach, ſie könnten mich dadurch vielleicht wieder lebendig machen; denn ſie ſpielen noch fort.

Hr. v. Niederberg. Da iſt mein Beutel. Kommen ſie zu dem Notarius.

Die Spielerinn. Das Spiel würde aus werden, ehe wir wiederkämen. Wollten ſie mir nicht das Geld ſo trauen?

Hr. v. Niederberg. Ich will es ihnen trauen, wenn ſie werden unterſchrieben haben.

Die Spielerinn. Kommen ſie, geſchwind!

Der achte Auftritt.

Herr von Großmann. Thereſe. Joſephe. Herr Wirbel. Amalie. Die Vorigen.

Hr. v. Großmann. Es iſt um ſie geſchehn! Amaliens Heirathgut iſt verſpielt.

Hr. v. Niederberg zur Spielerinn. Das Heirathgut iſt verſpielt? was ſagt ihr Mann?

Die Spielerinn. Nichts, nichts. Kommen ſie nur.

Hr. v. Großmann. Iſt es nicht raſend? Eurer Tochter zwanzig tauſend Thaler zu nehmen?

Hr. v. Niederberg. Sie hat alſo kein Geld mehr? Ich mag mich alſo nicht verheirathen; wegen meiner Lunge.

Hr. v. Großmann. Ich kann die Rabenmutter ohne Abſcheu nicht anſehen.

Amalie. Ach, Papa! Es iſt doch meine Mama!

Die Spielerinn. Ich bin nicht werth, daß mich die Sonne mehr beſcheint. geht ab.

Der neunte Auftritt.

Frau von Kleinſchloß. Herr von Kleinſchloß. Die Vorigen.

Hr. v. Großmann. Die Frau von Kleinſchloß bringt ihren Sohn her. Sollte ſie auch noch einwilligen wollen?

Amalie. Ach, wenn ſie auch wollte: ſo will ich mich nun nicht mehr verheirathen. Denn ich kann dem Herrn von Kleinſchloß gar nichts zubringen.

Joſephe. Sie wird kommen und ihnen ſagen, daß ſie ihn enterben will, wofern er ſie noch zu Heirathen denkt.

Amalie zur Frau von Kleinſchloß. Ach, gnädige Frau, wenn ſie ſich über den Herrn Sohn erzürnen ſollten: ſo will ich ihnen keine Gelegenheit dazu geben. Führen ſie mich nur wieder in mein Kloſter.

Hr. v. Kleinſchloß. Nein, allerliebſte Amalie!

Amalie. Sagen ſie mir kein Wort! denken ſie nicht mehr an mich! bringen ſie mich in mein Kloſter!

Fr. v. Kleinſchloß. Damit ſie ſich in demſelben ſchmücken können: ſo will ich ihnen hier Geſchmeide dazu geben.

Hr. v. Großmann. Wie?

Frau von Kleinſchloß zu ihrem Sohne. Erzähle doch dem Herrn von Großmann alles, was du mir geſagt haſt, und hernach mag das Fräulein gehn, wenn ſie Luſt haben wird.

Hr. v. Kleinſchloß. Es ſind ſchon einige Tage, gnädiger Herr, daß ich bey der Frau Gemahlinn aus und eingegangen bin, unter dem Vorwande zu ſpielen. Ich fand, daß ſie ſehr ſtark verſpielte. Dieſes betrübte mich, abſonderlich Amaliens wegen. Ich ſetzte hundert Thaler dran, und that als wenn ich

für das Fräulein ſpielte, mit einer Mutter, die ihre Tochter ruinirte. Amalie ſpielte durch meine glückliche Hand, und ich hatte ſchon zwey tauſend Thaler gewonnen, als mir ihre Frau Mutter nicht mehr Wort hielt. Aus Verzweiflung, ſpielte ſie mit mir quit oder doppelt. Mit einem Worte; das Fräulein hat in dieſem Beutel, an Wechſeln und baarem Gelde, das Geld, welches ihr ihre Frau Mutter verloren hat.

Hr. v. Großmann. Was höre ich! was für eine Großmuth iſt das?

Amalie. Ich weis nicht, was ich ſagen ſoll.

Fr. v. Kleinſchloß. Sie werden vielleicht wohl ja ſagen, damit ſie bald Hochzeit haben mögen?

Herr v. Großmann. So wollen wir denn gehen, und ich will den Notarius zu mir holen laſſen.

Ende dieſes Luſtſpiels.

Cato,

Ein Trauerſpiel,

von

Johann Chriſtoph Gottſcheden.

* *

Perſonen des Trauerſpiels.

Cato.

Arſene oder Portia.

Portius, Catons Sohn.

Phenice, Arſenens Vertraute.

Phocas, Catons Bedienter.

Pharnaces, König aus Pontus.

Felix, ſein Bedienter.

Cäſar,

Domitius, ſein Bedienter.

Artabanus, ein Parther.

Catons Gefolge.

Cäſars Gefolge.

Der Schauplatz iſt in einem Saale des feſten Schloſſes in Utica, einer wichtigen Stadt in Africa. Die Geſchichte oder Begebenheit des ganzen Trauerſpiels, hebet ſich zu Mittage an, und dauret bis gegen der Sonnen Untergang.

* * *

Der erſte Aufzug.

Erſter Auftritt.

Arſene. Phenice.

Arſene.

Phenice, komm nur her, hier will ich mich verweilen;
Allhier ſoll Cato mir den beſten Troſt ertheilen.
Von ihm erwart ich ihn, er iſt der große Mann,
Auf den das freye Rom noch einzig bauen kann.
Ich ſelbſt will ihm mein Glück und Leben anvertrauen.
Bey ihm will ich mich frey von ſo viel Wettern ſchauen,
Die mich bisher beſtürmt. Mein Vater, wie man ſpricht,
Arſaces, hat nunmehr das letzte Lebenslicht
Mit Tod und Gruft vertauſcht. Pharnaces aber lebet!
Und weil er ſich hieher nach Utica erhebt:
So dringt das Unglück itzt ganz häufig auf mich ein;
So muß ich überall geplagt und troſtlos ſeyn.

Phenice.

Prinzeſſinn, ſoll der Held, vor dem ſich Pontus beuget,
Der dich ſo zärtlich liebt, dir ſo viel Gunſt bezeuget,
Sprich, ſoll Pharnaces nicht den Wunſch erfüllet ſehn,
Dich, als dein Bräutigam = = = ?

Arſene.

Nein! Das wird nie geſchehn!

Phenice.

Warum entfärbſt du dich? Prinzeſſinn, da die Minen,
Da ſelbſt die Seufzer dir ſchon zu Verräthern dienen.

Um-

Umſonſt verſtellſt du dich. Die Thränen fließen zwar:
Allein aus Liebe bloß. Geſtehs nur, iſts nicht wahr?

Arſene.

Ich habe freylich mich bisher vor dir verſtecket,
Und meine Schwachheit noch kein einzigmal entdecket.
Mein Vater lebte noch. Wie hätt ichs wohl gewagt,
Da mir ſein hartes Wort das Lieben unterſagt?
Die Klugheit lehrte mich die Neigung zu verhelen,
Und aus Verſtellung den, der ihm gefiel, zu wählen.
Wie theuer kömmt uns doch der hohe Stand zu ſtehn!
Wie grauſam pflegt man nicht mit Fürſten umzugehn!
Man iſt in Wahrheit nicht ſein eigner Herr zu nennen.
Ein unſchuldvoller Trieb, davon die Herzen brennen,
Muß ein Verbrechen ſeyn. Man opfert uns dem Staat
Und wer aus Sehnſucht liebt, begeht den Hochverrath.
Doch, endlich hab ich nun als Königinn zu ſprechen:
Drum will ich gegen dich mein langes Schweigen brechen.
Ich will die Gluth geſtehn, davon mein Herze brennt,
Die noch kein Menſch geſpürt, und die noch niemand kennt.
Phenice, kannſt du dich des Römers noch entſinnen,
Den Cäſar einſt geſandt, den Vater zu gewinnen?

Phenice.

Sehr wohl! Er zeigte ſich in allem als ein Held.
Die Parther haben oft das Urtheil ſelbſt gefällt:
Es ſey was mehr in ihm, als man geglaubt, vorhanden;
Weil ſie bey ihm durchaus was königliches fanden.

Arſene.

O Himmel! hätt ich es auch damals wohl gedacht:
Daß nur ein Augenblick, der mich entzückt gemacht,
Mir ſo viel Kümmerniß und Thränen koſten ſollte?
Denn als der Römer da den Einzug halten wollte,
Und an des Vaters Hof ſich wircklich ſehen ließ;
Empfand ich, daß er ſtets mein Auge nach ſich riß.

Sein

Sein Anſehn, Gang und Blick, ſchien ungemein und prächtig,
Und ſeine Majeſtät war meiner Bruſt zu mächtig.
Kurz, er bezwang mein Herz, durch einen ſchnellen Sieg;
Weil ihm was Göttliches aus Stirn und Augen ſtieg.
Itzt trotzt ſein Heldenmuth, in Cäſars Dienſt, das Glücke;
Und mein gekränktes Herz beweinet mein Geſchicke.

Phenice.

Prinzeſſinn, kann es ſeyn? Iſts möglich, daß man liebt,
Und gleichwohl den nicht kennt, dem ſich das Herz ergiebt?
Wie heißt dein Sieger denn?

Arſene.

Ich kann ihn zwar nicht nennen,
Doch gab ſein edles Thun ihn ſattſam zu erkennen.
Denn wem das Schickſal ſchon die Krone zugedacht,
Nimmt gleich an andern wahr, was ſie zu Fürſten macht.
Die Ahndung der Natur giebts heimlich zu verſtehen,
Und läßt ſich nicht ſo leicht betrüglich hintergehen.
Doch, Cato kömmt bereits. Phenice, ſiehſt du nicht,
Wie ſeiner Weisheit Stral durch Schmerz und Kummer bricht.
Bewundre doch den Held! Er hat nicht ſeines gleichen;
Die Götter haben ihn mit vielen Unglücksſtreichen
Bisher umſonſt verſucht. Er ſteht noch immer feſt:
Weil ihn ſein ſtarker Muth nicht einmal wanken läßt.
Er bleibet gleich geſinnt bey allen [illegible] Schlägen,
Und ſetzet ihrem Zorn nichts als ſich ſelbſt entgegen.
Ein vielmal größer Lob! = = =

Der andere Auftritt.

Cato. Arſene. Phenice. Catons Gefolge.

Cato.

Ich höre, Königinn,
Du biſt ſo kummervoll, als Rom, als ich itzt bin.

Das Schickſal drücket dich und uns mit gleichen Händen.
Arſaces iſt nun todt: Wohin willſt du dich wenden?
Indeſſen warte nur auf keinen Troſt von mir!
Du biſt ſo unverzagt in deiner Noth als wir,
Du magſt dich wie du willſt, mit fremder Kleidung decken;
Man ſieht ein römiſch Herz in deinem Buſen ſtecken.
Nunmehr erweg es wohl: indem dein Vater fällt,
Und dir ein ſtolzes Volk die Krone zugeſtellt:
Ob jener theure Bund, den er und wir beſchworen,
Durch ſeinen Tod die Kraft und Gültigkeit verloren?

Arſene.

Nein, Herr, er ſteht noch feſt. Der unbeſiegte Phrat
Verehrt den Friedensſchluß mit dir und deiner Stadt.
War dir Arſaces treu; ich bins mit ſtärkerm Triebe:
Nur denke mir nicht mehr an des Pharnaces Liebe!

Cato.

Wie? Königinn!

Arſene.

So iſts. Denn als vor kurzer Zeit
Ein Krieg der Römer Macht und unſer Reich entzweyt:
So weiſt du ſelber wohl, wie Craſſus umgekommen;
Als unſrer Parther Schwerdt ihm Volk nnd Sieg genommen.
Allein du weiſt wohl nicht, was da Pharnaces that?
Mein Bruder, den auch mir das Rund der Welt betrat,
Pacor, der jüngſte Sohn von meines Vaters Ehe,
Um den ich itzo noch in tiefer Trauer ſtehe,
Der unſers Volkes Luſt, der Feinde Schrecken ward,
Den ließ Pharnaces ſelbſt, nach Meuchelmörderart,
In einer ſtrengen Schlacht durch Hinterliſt ermorden:
Dieweil des Bruders Arm ihm ſelbſt zu ſtark geworden.

Cato.

O welch ein Bubenſtück! ich hab es nicht gewußt:
Doch rührt mich, Königinn! der Schmerz in deiner Bruſt.

Arſene.

Arſene.

Ja, Cato, glaube nur, ſein grauſames Verfahren:
Weil Schwerdt und Arme ſtets von Laſtern blutig waren.
Er hatte dieſen Mord bishero ganz verſteckt:
Nur geſtern hat ihn mir der Böſewicht entdeckt,
Der ſelbſten dazumal das Blut Pacors vergoſſen;
Weil ſein Gewiſſen ihm die Lippen aufgeſchloſſen.
Nun, da der Parther Reich in Fried und Ruhe ſteht,
Soll er der Bräutgam ſeyn, der mir zur Seite geht!
Wer ſchon in Laſtern ſteckt wird insgemein verwegen.
Pharnaces wagte ſich, mir Netz und Strick zu legen;
Er kam an unſern Hof und ſuchte mich zur Braut:
Ich ward ihm ſpinnenfeind, ſo bald ich ihn geſchaut.
Und dennoch ließ ich mich, gleich zahmen Opferthieren,
Geduldig bis nach Rom, zur Hochzeitfeyer, führen.
Doch hab ich Hymens Joch bisher noch nicht geſehn:
Der Römer Zwieſpalt machts, daß es noch nicht geſchehn.
Der Krieg, Pompejens Fall, und Cäſars Siegeszeichen,
Die ließen den Pharnaz aus ſeinem Staat nicht weichen.
Und dieſes zwang auch mich, zu dir, o Held! zu fliehn;
Nun kömmt er gleichfalls her die Hochzeit zu vollziehn.
Wiewohl, ich wüßte nicht, was ich beginnen ſollte,
Wenn ſeine Raſerey dieß Band erzwingen wollte.

Cato.

Prinzeſſinn, dieſe Stadt kann deine Zuflucht ſeyn,
Selbſt Cato ſchleußt ſich itzt in ihre Mauren ein.
Rom ſeufzet, und es ſteht das Capitol in Flammen!
Hier zieht die Freyheit noch die letzte Kraft zuſammen,
Mit der die Republik gewiß zu Grunde geht,
Und wenn ſie einmal fällt, wohl niemals auferſteht.
Das beſte Kriegesvolk hat ſich hieher gezogen;
Doch iſt uns ſonderlich die Tugend ſelbſt gewogen:
Sie ſchützet Thurm und Wall, ja ſelbſt die Billigkeit
Scheut hier die Waffen nicht und folgt uns in den Streit.
Hier laß ich unſern Rath noch einſt zuſammen kommen;
An Anzahl hat er zwar ſehr merklich abgenommen:

Doch an der Hoheit nicht, die ihm die Tugend giebt,
Die mehr ein redlich Herz, als Glanz und Anſehn liebt.
Hier können Könige noch eins ſo ſicher wohnen;
Als wo man ſie verehrt, als auf den höchſten Thronen.
Das Recht beſchützt dich ſelbſt; drum dämpfe Gram und Pein,
Und baue nur, wie Rom, hinfort auf mich allein.
Mein Schickſal lenkt mich ſtets die Bosheit zu beſtreiten,
Und ſollt ich gleich dadurch mir ſelbſt ein Grab bereiten!

Arſene.

Nein, Herr, ich bitte, gib der Ahndung kein Gehör!
Das höchſtbedrängte Rom braucht ſo ein Haupt noch mehr.
Denn zweene können itzt nicht wohl vermiſſet werden,
Im Himmel Jupiter und Cato hier auf Erden.
Wiewohl es kömmt vielleicht Pharnaz in kurzem her;
Darum entfern ich mich. Sein Anblick fällt mir ſchwer.

(Sie geht ab.)

Cato allein.

Ich ſpüre neuen Trieb Arſenen zu beſchützen.
Allein was ſeh ich doch aus ihren Augen blitzen?
Sie gleicht der Portia! Mein Kind lebt faſt in ihr!
Doch, Phocas läßt ſich ſehn; was will er doch bey mir:

Der dritte Auftritt.

Phokas. Artabanus. Cato.

Phokas.

Herr, dieſer Tag beginnt das Ungemach zu dämpfen,
Ein neuer Beyſtand kömmt und hilft uns künftig kämpfen.
Du weiſt es ſelber wohl, wenn ſich dein Geiſt beſinnt
Als deine Gattinn ſtarb, blieb dir ein junges Kind.
Des Craſſus Ehgemahl erzog es bey den Schaaren,
Die wider den Arſaz mit ihm zu Felde waren,

Im

Im fernen Orient: Und damals iſts geſchehn,
Daß wir von Parthern uns durchaus umringt geſehn.
Die Feſtung ward beſtürmt, darinn wir uns befanden,
Das Schwerdt fraß alles weg: es war kein Rath vor-
handen!
Ich ganz allein entkam dem grimmigen Geſchick,
Und brachte dir beſtürzt die böſe Poſt zurück!

Cato.

Warum erneuerſt du ein traurig Angedenken?
Und warum ſoll mich itzt ein alter Kummer kränken?
Indem ich Portien, mein Kind, daſelbſt verlohr.

Phokas.

Ich hab es auch geglaubt; und konnte nichts davor:
Allein es lebet noch!

Cato.

Wie? Was? Mein Kind am Leben?
Was ſagſt du?

Phokas.

Allerdings! Du ſiehſt mich ſelber beben;
Ich bin ſo wohl erſtaunt, als dich mein Wort erſchreckt:
Doch Artaban hat mir die Heimlichkeit entdeckt,
Ich hab ihn hergebracht, dir alles zu erklären:
Was du nur wünſchen kannſt, das kann er dir gewehren.
Er riß mich dazumal, als er mein Sieger war,
Mit großmuthvoller Fauſt aus tödtlicher Gefahr.
Nun hat Arſaces ſelbſt ihn zu dir hergeſchicket,
Und ich erkannt ihn gleich, ſo bald ich ihn erblicket.

Artabanus.

Ar[illegible]aces hatte nur ein einzig Ehepfand,
Ein wohlgerathnes Kind, an Schönheit und Verſtand:
Das ſtarb in ſeinem Arm. Ich hab es ſebſt geſehen,
Und alſo war es faſt um Thron und Reich geſchehen,

Ein jeder Prinz und Fürſt, der ſeinen Hof betrat,
Zertheilte ſchon vergnügt der Parther weiten Staat.
Ein unbeerbtes Reich hätt jeder gern gewonnen,
Und zeitig einen Grund zum Aufruhr ausgeſonnen.
Drum machte man den Tod Arſenens nicht bekannt,
Bis bald darauf Arſaz die Römer überwand.
Der Himmel und der Sieg erfüllten ſein Verlangen,
Und ich bekam im Streit die Portia gefangen.
Dieweil ſie nun, mein Herr, an Jugend und Geſtalt,
Arſenen ähnlich war; ſo hab ich ſie alsbald
Arſacen überbracht. Der nahm die junge Schöne
Vergnügt zur Tochter auf, und nannte ſie Arſene.
Dieß hat er ſterbend dir im Schreiben kund gethan,
Das dir noch mehr entdeckt, als ich berichten kann.

(Er überreichet dem Cato das Schreiben.)

Cato lieſt.

Arſaces an den Cato.

Es würde grauſam ſeyn, wenn ich erblaſſen ſollte,
Und deine Tochter dir noch länger bergen wollte.
Durch ihre Tugenden iſt ſie der Ehre werth,
Die ihr durch deine Huld und Liebe wiederfährt.
Erkenne dann dein Blut, und lieb es in Arſenen!
Und will ſie meinen Thron und Purpur nicht verhöhnen,
So nimm doch ihrer Hand der Parther Zepter nicht:
Indem ihr Regiment der Welt viel Guts verſpricht.

Artabanus.

Nunmehr erweg es ſelbſt, ob du es willſt entdecken?
Wo nicht, ſo kann man es noch fernerhin verſtecken.
Befiehl nur, was du willſt. Ich bin ſogleich bereit,
Und führe willig aus was Cato mir gebeut.

(Er gehet ab.)

Der vierte Auftritt.

Cato. Phokas.

Cato.

Wie? ſoll mein eigen Blut mir Bruſt und Herz zerreißen?
Was? eine Königinn, ſoll Catons Tochter heißen?
Ihr Götter! ſchützt ihr ſo des Cäſars Tyranney,
Und ſtürzt das arme Rom in ſeine Sklaverey?
Ihr gebt mir zwar mein Kind durch eure Gunſt zurücke,
Allein es iſt dabey ein Scheuſal meiner Blicke.
Ihr Anblick war mir lieb; doch dein zu ſtrenger Schluß,
Verhängniß! kehrt die Luſt in Jammer und Verdruß.
Wie kann mir Portia im Kronenſchmuck gefallen?
Mein Blut erlaubt es nicht, und Rom verbeut es allen!
Ach! Cato, dießmal kann zu deiner größten Pein,
Ein zärtlich Vaterherz kein römiſch Herze ſeyn.
Nein, nein, ſie ſoll und muß des Thrones ſich entſchlagen!
Nur eilend, bringt ſie her, der Herrſchaft abzuſagen.

Phokas.

Wie, Cato? Wird denn itzt nicht zu des Reiches Heil,
Durch des Geſchickes Huld, ihr Zepter uns zu theil?
Du ſiehſt ja, wie es ſteht. Wird uns vor Cäſars Waffen,
Ein Utica mehr Schutz als Africa verſchaffen?
Wird das verjagte Rom in dieſer Mauren Kreis
Vor ihm geſichert ſeyn? Nein, Cato, nein, ich weis,
An Beyſtand fehlt es uns! ſonſt hat der Krieg ein Ende;
Und Rom geräth nebſt uns dem Sieger in die Hände.
Nur bloß, die Königinn, als deine Tochter, ſtellt
Zu unſrer Freyheit Schutz, ein parthiſch Heer ins Feld.
Entdeck ihr, wer ſie iſt; und ſag ihr ihr Geſchlechte:
Doch laß ihr Thron und Reich, und bringe Rom zurechte.
Das Schickſal war dir hold, drum hilf ihm ſelber nun:
Sein Beyſtand machts nicht aus; man muß daß ſeine thun!

Cato.

Welch unerhörter Rath! Meynſt du, daß Frevelthaten:
In einer Tugend Dienſt auch tugendhaft gerathen?
Betrüge dich doch ſelbſt mit leerer Hoffnung nicht!
Mit was für einer Stirn, mit welchem Angeſicht
Würd ich, und Rom dazu, durch ungerechte Waffen
Des angemaßten Reichs, der Freyheit Hülfe ſchaffen?
Da ſchlüge Jupiter mit Blitz und Donner drein!
Vielmehr ſoll Utica mein Scheiterhaufen ſeyn.
Wir würden ſträflicher, als Cäſar ſelber, werden.
Was recht und billig iſt; ſonſt rührt mich nichts auf Erden!
Tyrannen helfen ſich durch Schand und Laſter auf;
Doch wer die Tugend liebt, geht lieber gar darauf.
Die Götter haben ſelbſt, im Aufruhr jener Rieſen,
Sich zornig und gerecht, nicht laſterhaft erwieſen.
Ich bin beſtürmt, wie ſie, bedrängt und kummervoll;
Was hinderts, daß ich nicht der Tugend folgen ſoll?

Phokas.

Sitzt Portia denn nicht mit Recht auf ihrem Throne?
Die Götter fehlen nie; die ſchenkten ihr die Krone!
Bedünkts dichs ungerecht? Ach! unſer Augenſchein
Kann hier von ihrem Thun kein rechter Richter ſeyn.
Man unterwerfe ſich nur dem, was ſie befehlen;
Verwirf das Mittel nie, das ſie uns ſelber wählen.
Zum mindſten macht uns erſt ein Opfer beym Altar
Des Schickſals letzten Schluß im Eingeweide klar.

Cato.

Wer? ich? ſollt allererſt in todten Opferthieren
Des Gottes, der mich treibt, Befehl und Willen ſpüren?
Der mir doch damals ſchon, eh ich das Licht erblickt,
Den Trieb zur Billigkeit in Herz und Sinn gedrückt.
Der lenkt ohn Unterlaß mein Tichten und mein Trachten,
Und treibt mich, Lebenslang die Tugend hoch zu achten;
Dem Laſter feind zu ſeyn, ſo mächtig es auch iſt
Geſetzt, daß ich dabey zu Grunde gehen müßt!

Der

Der lehrt mich, Rom ſey nur zur Freyheit auserkohren,
Seitdem es die Gewalt der Könige verſchworen.
Ja der beut uns auch itzt der Parther Zepter an,
Zur Prüfung, ob man ihn beherzt verſchmähen kann?
Drum laßt uns ſtandhaft ſeyn, und ſolchen Beyſtand fliehen!
Die Tugend weis uns ſchon aus der Gefahr zu ziehen.
Man rücke nur getroſt auf den Tyrannen los,
Und jedes Herze ſey von edler Hoffnung groß.
Darf uns nur künftig nichts von unſerm Thun gereuen;
So ſind wir ſtark genug, Tyrannen zu zerſtreuen.
Dieß iſt und bleibt mein Schluß. Geh zu der Tochter hin,
Doch ſag ihr noch kein Wort, daß ich ihr Vater bin;
Auch Artaban ſey ſtill. Ich wills ihr ſelber ſagen,
Und ſehn, ob ihr Gemüth auch aus der Art geſchlagen?

Der fünfte Auftritt.

Cato. Pharnaces.

Cato.

Ein andrer würde hier in tauſend Aengſten ſeyn,
So ſehr ſtimmt das Geſchick mit unſern Feinden ein.
Der junge Scipio und Juba, ſind geſchlagen;
Nur Cäſar triumphirt auf ſeinem Siegeswagen.
Bey uns hergegen, Prinz, giebt es mehr Muth als Glück:
Vielleicht hält dieſer noch des Schickſals Haß zurück.
Getroſt und ſtandhaft ſeyn, das ſtärkt und lehrt die Herzen,
Aus Hoffnung auf den Sieg, Gefahr und Noth verſchmerzen.

Pharnaces.

Ich war von Jugend auf den Römern zugethan,
Und nahm von ihnen, Herr, ein ſtandhaft Weſen an.
Du weiſt es, Cäſars Macht beſiegte meine Staaten;
Doch blieb mir noch ein Reſt von Freunden und Soldaten,
Die Flotte, die ſie führt, liegt ſchon vor Utica,
Und iſt, dafern du willſt, zu eurer Rettung da,

Cato.

Er zieht ſchon auf uns los: es wird nicht lange dauren,
So ſieht ihn Utica ganz nah an ſeinen Mauren.
Drum eile nur, mein Prinz, und komm ihm noch zuvor:
Erzwing mit mir den Sieg, den Rom bisher verlohr.

Pharnaces.

Ich folge gern, mein Herr. Die Götter ſollen zeugen,
Daß Cäſar oder ich, ein ſterbend Haupt ſoll neigen!
Allein du weiſt auch wohl, Arſenens Mund und Hand
Verſprach mir ſchon vorlängſt ein feſtes Eheband:
Bevor mich nun die Wuth noch wird zur Rache lenken,
So laß die Hochzeitluſt = = = =

Cato.

Daran iſt nicht zu denken!

Pharnaces.

Warum denn das?

Cato.

Du meynſt, ſie ſey die Königinn?

Pharnaces.

Was denn?

Cato.

Erkenne ſie für eine Römerinn;
Und ſage: Kann man wohl nach unſern Grundgeſetzen
Die Eh mit Königen für recht und billig ſchätzen?

Pharnaces.

Was hör ich? Götter! O! das iſt aus Liſt geſchehn!
Ich hab Arſenen ja im Königsſchmuck geſehn:
So pflegen ſich gewiß die Römer nicht zu zeigen!

Cato.

Ich weis es, zweifle nicht; doch muß ichs noch verſchweigen:

Allein in kurzem wird Arſenens wahrer Stand,
Durch meinen eignen Mund ganz Utica bekannt.

Pharnaces.

O Cato, ſcheue dich, was heimlichs zu entdecken,
Es möchte ſolches dir zu ſpäte Reu erwecken.
Ich ſtund auf der Partey, dabey Pompejeus war,
Drauf raubte Cäſar mir mein Erbreich ganz und gar.
Ich mußte meine Macht in wenig Schiffe faſſen,
Und ſo mein ganzes Glück den Wellen überlaſſen.
Die Hoffnung wies mir noch Arſenens Heyrath an,
Die mir ein mächtig Land zum Brautſchatz bringen kann.
Iſt dieſe nun umſonſt, ſo war mein Dienſt vergebens.
Ach! ſchone doch des Staats, der Freyheit und des Lebens!
Denn, herrſcht Arſene nicht: ſo flieh ich Utica,
So iſt ſein Untergang und Roms Verderben nah.

Cato.

Zeuch hin, mein Prinz, zeuch hin! Wer zwingt dich hier zu bleiben?
Wir wollen ſchon allein den Feind zurücke treiben?
Das unbezwungne Rom, das itzo durch mich ſpricht,
Erniedrigt ſich vor dir, und deines gleichen nicht.

Der ſechſte Auftritt.

Cato. Pharnaces. Felix.

Felix.

Die Felder werden voll von Cäſars willden Schaaren,
Und Utica ſoll ſelbſt den erſten Sturm erfahren;
So werden wir ſammt dir dem Sieger unterthan.

Cato.

So feure man denn hier auch unſre Römer an!
Ich eile ſelbſt dem Heer ein Herze zuzuſprechen:
Wir wollen Cäſars Macht auch ſonder Beyſtand brechen.

Phar-

Pharnaces, geh nur, geh, und ſteh ihm ſelber bey!
Sieh, Cato ſchickt dich ſelbſt zur ſiegenden Partey;
Und fürchtet nicht einmal das Treffen zu verlieren,
Geſetzt dort wär ein Feind und König mehr zu ſpüren!

Der ſiebente Auftritt.

Pharnaces. Felix.

Pharnaces.

Wie? ſtraf ich denn den Haß und die Verachtung nicht,
Womit die Eitelkeit der ſtolzen Römer ſpricht?
Nein, meiner Rachgier Lauf ſoll nichts zurücke halten,
Die Glut, die mich entbrannt, ſoll nicht ſo leicht erkalten!
Was mach ich länger hier? Es koſtet einen Streich;
So hab ich mit Gewalt Arſenens Herz und Reich.
Er ſoll das Opfer ſeyn!

Felix.

Wer?

Pharnaces.

Cato!

Felix.

O ihr Götter!
Wie? Herr, dein Bundgenoß, Beſchützer und Erretter?

Pharnaces.

Mein Haß hat ſich bisher der Freundſchaft gleich geſtellt:
Ich bin den Römern gram. Hier ſiehſt du einen Held,
Den Mithridat erzeugt. Du kenneſt dieſen Namen:
Erkenne denn in mir den Reſt von ſeinem Saamen!
Ich habe wider ihn den Römern zwar gedient,
Weil ihrer Waffen Glück im Orient gegrünt.
Ich ſah mehr als zu wohl an ſeinen grauen Haaren,
Daß ſolche Krieger ihm zu ſtark und mächtig waren.

Ver=

Verlöhr er nun das Reich, ſo käm ich doch als Sohn,
Weil ich gut römiſch ſchien, vielleicht noch auf den Thron.
So gieng es auch: denn Rom gab mir den Zepter wieder.
Nunmehro leg ich denn auch die Verſtellung nieder.
So lange Rom geblüth, ſah ich ſein Wachsthum an,
Als einer, der es haßt, doch ihm nicht ſchaden kann.
Erwäge, wie vergnügt ich nachmals zugeſehen,
Als durch der Zwietracht Wuth die Trennungen geſchehen.
Wenn der Parteyen Schwerdt ſich wechſelsweiſe ſchlug,
Ein Römer wider Rom Gewehr und Harniſch trug.
Um meine Rache nun vollkommen auszuüben,
Hab ich hernach den Bund Pompejens unterſchrieben.
Ich dachte: dieſer Krieg wird lang und allgemein,
Und beyden Theilen einſt zugleich verderblich ſeyn.
So hofft ich mit der Zeit die Herrſcher zu verbannen,
Und ſelbſt die Häupter Roms noch in mein Joch zu ſpannen.
Doch Felix, der Erfolg zeigt itzt das Gegentheil.
Ich bin den Römern itzt ſelbſt als ein Opfer feil.
Selbſt Cato that es kund. Jedoch ich muß nur ſchweigen,
Um dieß Geheimniß noch nicht jedem anzuzeigen.
Geh! Timon und Arbat ſoll augenblicklich gehn,
Und Cäſarn Catons Kopf mit nächſtem zugeſtehn:
Doch ſo, daß er dafür mir Pontus wieder gebe,
Und auf Arſenens Thron mich ungeſäumt erhebe.
Mein Ruhm erfodert das! was ſchont man um ein Reich?
Ein glücklich Bubenſtück ſieht oft der Tugend gleich.

Felix.

Dergleichen Mord, mein Herr, wird Cäſar nicht verlangen.
Er will nur, wie man ſpürt, mit eignen Thaten prangen:
Es wäre ſelbſt der Sieg bey ihm nicht angenehm;
Im Fall ein Lorberzweig von fremden Armen käm.
Wohl hundertmal hat man ſein bloßes Schwerdt erblicket,
Das auf Pompejens Hals ſein eigner Arm gezücket:

Doch

Doch fiel die Strafe gleich auf Ptolomäus Haupt,
So bald er Cäſars Fauſt die Frevelthat geraubt,

Pharnaces.

Es war ein andrer Grund warum der umgekommen;
Denn ſeine Tyranney hatt' überhand genommen.
Er hatte Cäſarn ſchon ein gleiches zugedacht.
Drum zog er dazumal die ganze Kriegesmacht
Bis an den fernen Nil; und ſtrafte den am Leben,
Sein eignes nicht ſo bald gewaltſam aufzugeben.
Dergleichen Unglück nun betrifft mich nicht ſo leicht!
Ich folg, in Cäſars Dienſt, den Göttern, wie mich deucht,
Ich weiche, ſo wie ſie, dem Glücke, das ihn ſchützet:
Auf Laſtern liegt ſein Grund, durch Laſter wirds geſtützet.
Der Ehrſucht opfert er, ganz Rom und alles auf:
Für Catons Mord erfolgt für mich noch mehr darauf.
Wohlan! ich will hinfort die Unſchuld nicht mehr hören;
Ich muß, wie Cäſar that, die Macht durch Bosheit mehren.
Ein Frevel hilft mir leicht, und ſchafft mir Thron und Ruh,
An ein paar Laſtern liegts; ſo fällt mir alles zu.

Ende des erſten Aufzuges.

* *

Der andere Aufzug.

Erſter Auftritt.

Domitius. Phokas.

Domitius.

So kömmt denn Cato her, mein Phokas?

Phokas.

Wie geſagt:
Er ſelbſt verſprach es mir, als ich darnach gefragt.
Allein ich wundre mich, und kann dirs nicht verſchweigen,
Schickt Cäſar dich denn her was gutes anzuzeigen?
Will er den ſchweren Krieg, der längſt die Welt gedrückt,
Vielleicht geendigt ſehn? Wohin das Auge blickt,
Da ſieht man auch die Spur der raſenden Soldaten,
In ſo viel rauchenden und ganz verheerten Staaten.

Domitius.

Ich thu es alſobald dem Cato ſelber kund.
Du weiſt, wer Fürſten dient, hält gerne reinen Mund.
Doch geh indeſſen nur zur Königinn, und ſage:
Daß Pallas ſich mit mir in dieſe Mauren wage,
Weil er was heimliches ihr hinterbringen ſoll.

Phocas.

Ich gehe. (Phocas geht ab.)

Domitius.

Cäſar iſt zwar ruhm- und ehrenvoll:
Doch liebt ſein tapfres Herz im Kriegen und im Streiten,
Der Parther Königinn, Arſenens Lieblichkeiten.
Doch Cato kömmt bereits. Sein Anblick wirkt in mir
Viel Ehrfurcht für dieß Haupt. Mich dünkt, ganz Rom iſt hier.

Der

Der andere Auftritt.

Cato. Domitius.

Cato.

Wohlan! Domitius, was haſt du mir zu ſagen?

Domitius.

Ich hab auf Cåſars Wort, dir etwas vorzutragen = =

Cato.

Wie? Cåſar giebt Befehl, und du gehorchſt ihm gern?

Domitius.

Warum nicht?

Cato.

Armer Sklav! Leibeigner deines Herrn!
Das heißt der Aeltern Grab durch deinen Schimpf entehren;
Die wollten in der Welt von keinem Herren hören!
Iſts möglich, daß in dir des großen Brutus Blut,
Von dem du ſtammen willſt, nicht beſſre Wirkung thut?
Half nicht ſein tapfrer Muth, aus Abſcheu vor Tyrannen,
Die königliche Macht aus Latien verbannen?
Und du, ſein ächter Sohn! du führſt ſie wieder ein:
Ja willſt ein Bürger Roms zu Roms Verderben ſeyn?

Domitius.

Welch Laſter iſt es denn? Er iſt ja Bürgermeiſter!

Cato.

Ja, ſprich vielmehr, Tyrann und Haupt der Plagegeiſter:
Hat ihm wohl Rath und Volk, wie man vor dem geſchaut,
Das Bürgermeiſteramt gutwillig anvertraut?
Verwegenheit und Liſt ſind Cåſars beſte Rechte,
Verheert und plagt er nicht das menſchliche Geſchlechte?
Es iſt ja ſeine Luſt, wenn er nur Thränen ſieht,
Und das ſonſt freye Rom zum Sklavenjoche zieht.

Ja,

Ja, wo die Götter uns nicht augenſcheinlich retten;
So legt der Wütrich noch die ganze Welt in Ketten.

Domitius.

Ach gib dem Neide doch nicht alſofort Gehör!
Sein unverſchämtes Maul verläſtert ihn zu ſehr,
Er ſucht in Wahrheit nur die Gleichheit einzuführen.
Meynſt du, ich wollte ſelbſt die Freyheit gern verlieren?
So war ich römiſch bin! Bey aller Götter Macht,
Betheur ichs hier vor dir; daran iſt nie gedacht!
Wenn das die Abſicht wär; ich wollt ihn ſelber fällen,
Ich ſelber würde gleich zum wütenden Rebellen.
Da würde dieſe Fauſt der Freyheit Schutz genannt,
Und Cäſars Freundſchaft ganz aus meiner Bruſt verbannt.
Doch itzt gehorch ich ihm, und thu es ohne Sünde:
Weil ich den Gegenpart weit ungerechter finde.
Zwar ſteht ihm Cato bey; jedoch: ein großes Herz,
Erleichtert immer gern der Unterdrückten Schmerz.

Cato.

Du ſchmeichelſt mir umſonſt; wer Cäſarn billig nennet,
Der hat mich ſelber ſchon für ungerecht erkennet.
Fürwahr, Domitius, du kennſt den Cäſar nicht;
Die Larve deckt noch ſtets ſein falſches Angeſicht.
Beſiegt er mich dereinſt, dann wirſt du ihn erſt kennen,
Und dich, wiewohl zu ſpät, von ihm betrogen nennen.
Wir haben oftmals ſchon das Laſter erſt erblickt,
Wenn es, durch unſre Schuld, uns gänzlich unterdrückt.
Den ſtrafet ein Tyrann zu allererſt am Leben,
Der ihm behülflich war, ihn auf den Thron zu heben.
Erzittre! = = Doch genug. Nun mache mir bekannt,
Warum man dich hieher nach Utica geſandt?

Domitius.

Sprich, Cäſar wollte gern, der Römer Wohlfahrt wegen,
Mit dir allein allhier, was großes überlegen.

Cato.

Er komme, wenn er will; ich bin dazu bereit:
Allein, was fodert er zu ſeiner Sicherheit?

Domitius.

Auf deine Tugend bloß, iſt ſicher gnug zu bauen:
Wiewohl Pharnaz iſt hier; dem iſt nicht wohl zu trauen.

Cato.

Er iſt in Utica mir gleichfalls unterthan.
Dieß Schloß, darinn wir ſind, ſtößt an die Mauren an,
Und ſchützt die ganze Stadt. Wir Römer halten Wache:
Daher bedarf es nicht, daß man ſich Sorgen mache.
Pharnaz iſt ohnedem am Ufer bey der See,
Und forſcht wie es allda um ſeine Flotte ſteh.
Sein Volk darf näher nicht nach unſern Thoren dringen,
Man giebt auf alles Acht; auf ihn vor allen Dingen.
In dieſem Schloſſe nun kann es gar leicht geſchehn,
Daß Cäſar mit mir ſpricht, eh ihn ein Menſch geſehn.
Entfernen nämlich ſich die nahen Legionen;
So will ich auch das Thor mit der Beſatzung ſchonen:
So iſt für ihn und mich vollkommne Sicherheit.
Doch in des Herzens Grund dringt Cato jederzeit!
Mein Blick reißt jedermann die Larve von den Augen,
Die reine Wahrheit nur; ſonſt kann vor mir nichts taugen.
Das thu dem Cäſar kund! Verſtellter Worte Fluß
Verblendet mich nicht ſo, wie den Domitius.

Er geht ab.

Der dritte Auftritt.

Arſene. Phenice. Domitius.

Arſene.

Iſts wahr, Domitius? liebt Cäſar denn Arſenen?
Geh, thu ihm wieder kund, ſie werd ihn nur verhöhnen.

Es

Es iſt mir unbekannt, wo es zuerſt geſchehn,
Daß er mein Angeſicht, ſo ſchlecht es iſt, geſehn?
Mein Reich iſt mit Gewalt und Waffen nicht zu zwingen:
Drum will er es mit Liſt zu ſeiner Herrſchaft bringen;
Und hüllt die Kronenſucht, vermuthlich nur zum Schein,
In Amors Wirkungen, in Lieb und Neigung ein.
Mein Zepter ſteht ihm an!

Domitius.

Er pflegt ſie auszutheilen,
Er ſetzt ja Fürſten ab, und krönt ſie auch zuweilen.
Prinzeſſinn, iſt ein Held, der alle Welt beſiegt,
Nicht würdig, daß er dir gebückt zu Füſſen liegt?
Du ſiehſt ja, daß ſo gar die Götter ihm hiernieden
Ihr halbes Regiment, die halbe Macht beſchieden.
Der Himmel bleibt ihr Sitz, da herſchen ſie allein:
Der Erdkreis ſoll hinfort nur Cäſarn dienſtbar ſeyn.

Arſene.

Geh, geh, Domitius. Doch welch ein Ungelücke!
Pharnaz erſcheinet hier. Verdrüßliches Geſchicke!

Der vierte Auftritt.

Arſene. Phenice. Pharnaces.

Pharnaces.

Vernimm mich, Königinn, und fleuch mich nicht ſo ſehr!

Arſene.

Verfolgſt du mich auch hier? und quälſt du mich noch mehr?
Erweckt des Bruders Tod und ein gerechtes Sehnen,
Das meine Bruſt erfüllt, mir nicht ſchon tauſend Thränen?

Pharnaces für ſich.

Du kennſt dich ſelbſt noch nicht, und weiſt nicht wer du biſt,
Ich ſpüre, daß das Glück mir doch noch günſtig iſt.

(Zu ihr.)

Du ſiehſt mich Königinn, von Zorn und Grimm entflammet,
Du biſt in Utica von jedermann verdammet.
Die Römer, Cato ſelbſt, verſchweren ſich zugleich,
Und rauben dir bereits des Vaters Thron und Reich.
Ich überlaſſe ſie hinführo Cäſars Ketten;
Was ſoll ich länger noch die Undankbaren retten?
Komm, Schönſte, fleuch mit mir die Ungerechtigkeit!
Mein Heer erwartet uns, die Flotte ſteht bereit,
Uns bald und ungeſäumt an jenen Strand zu führen,
Allwo dein Wort und Wink ganz unumſchränkt regieren.

Arſene.

Den Cato klagſt du an? Kann das wohl glaublich ſeyn?
Beſchließt er was von mir? Gut, ich geh alles ein.
Das Laſter zittert nur, wenn uns die Tugend ſchützet.
Ich weis auch ſchon, wer ſich durch Trug und Liſt beſchmitzet.
Ein Maul, das Bosheit liebt, am Tücken fruchtbar iſt,
Und ſonder Büberey faſt nie die Lippen ſchließt,
Will mich aus Utica durch Hinterliſt entführen,
Und nachmals ohne mich der Parther Reich regieren.
Pharnaz was ſtört dich ſo? Was gilts, daß mein Verdacht
Den Kläger furchtſamer, als den Beklagten macht.

Pharnaces.

Getroſt! was zwing ich mich? Was darf ein Weib mich quälen?
Es koſtet nur ein Wort, ich darf ja nur befehlen.

Arſene.

Du gründeſt dich vielleicht auf das verſprochne Band?
Ach! ich verfluchte ſtets dergleichen Eheſtand;
Und wußte doch noch nicht, daß durch dein kühnes Morden,
Mein eigner Bruder war ins Grab geſtürzet worden.
Vergebens ward von dir die Frevelthat verſteckt,
Die Zeit, die alles lehrt, hat ſie auch mir entdeckt.
Ich weis, was du gethan, und muß dich ewig haſſen.
Es mag das Schickſal mich nur ganz und gar verlaſſen;

Ihr Götter! gießet nur auf meines Vaters Haus,
Und auf mein eigen Haupt, den vollen Eifer aus:
Das alles wird und ſoll mich nicht ſo ſehr betrüben,
Darf ich nur nicht an dir den Brudermörder lieben.
Nein, du wirſt nimmermehr mein Mann und Bräutigam.
Mein Herz iſt voller Haß, und bleibt dir ewig gram,
Und würde doppelt froh vor Glück und Wohlfahrt blühen,
Könnt ich aus eigner Macht nur dich zur Strafe ziehen.

Pharnaces.

Prinzeſſinn, bändige den allzu kühnen Mund,
Sonſt wird dir endlich noch Pharnacens Rache kund.

Der fünfte Auftritt.

Portius. Arſene. Pharnaces. Phenice.

Portius.

Mit was für Heftigkeit hör ich Pharnacen ſprechen?

Arſene.

Komm, werther Portius, du mußt den Frevel rächen.
Pharnaces iſt zu frech. Er iſt noch nicht vergnügt,
Daß meines Bruders Leib vorlängſt im Staube liegt,
Dahin er ihn geſtürzt: er will auch mich hier zwingen,
Der Parther Erbreich ihm zum Brautſchatz mitzubringen.
Er klaget freventlich den großen Cato an;
Von dem ich nimmermehr was Böſes glauben kann.
Der, ſpricht er, wolle mich des Thrones unwerth ſchätzen:
Jedoch, das thut er nur, ſich ſelbſt darauf zu ſetzen.
Ich weis das Cato mir den Beyſtand zugeſagt,
Als ich vor kurzem ihm mein Ungemach geklagt.
Drum komm und rette mich und deines Vaters Ehre;
Und gib mein Portius, der Hinterliſt die Lehre,
Daß Rom die Bosheit nicht in Schutz zu nehmen pflegt,
Und keine Königinn in Mörderarme legt.

Portius.

Pharnaz, was hör ich da? Mein Vater! Ein Betrüger?
Das ſagt auch Cäſar nicht, der ungerechte Sieger.
Die Bosheit lehrt ihn das, weil ihm bey aller Liſt,
Arſenens Herz und Reich bereits verſaget iſt.
Prinzeſſinn, baue nur auf meines Vaters Worte.
Du lebſt in Utica, dem wohlbewahrten Orte,
Wo ſonder Catons Wink dir niemand ſchaden kann.
Pharnaces ſelbſt iſt ihm vollkommen unterthan.

Pharnaces.

Wer? ich? ihm unterthan?

Portius.

In Pontus biſt du König,
Doch nicht in Africa. Hier gilt ein Prinz ſehr wenig!
Prinzeſſinn, ſorge nicht für deine Sicherheit.
Wenn alles dich verläſt, iſt Portius bereit,
Und folgt des Vaters Spur, die Unſchuld zu beſchützen,
Befiehl, ſo ſoll mein Stahl für deine Wohlfahrt blitzen.

(Arſene geht ab.)

Der ſechſte Auftritt.

Pharnaces. Portius.

Pharnaces.

Und du, verwegner Menſch, erhebſt dich wider mich,
Und meynſt, der Parther Reich ſey noch vielleicht für dich?
Arſene könnte noch vielleicht dich ſelbſt erhöhen?
Umſonſt! ein Kind kann nicht in Amors Schule gehen.
Geh, lern erſt tapfer ſeyn! geh unter Stahl und Glut,
Und härte dir zuvor den zartgewöhnten Muth:
Dann komm und laß dir auch nach Lieb und Kronen dürſten.

Portius.

Pharnaz, ein Römer tauſcht nicht mit den gröſten Fürſten!

Arſene zwar iſt ſchön, und aller Liebe werth,
Ich hätt ihr, glaub es nur, mein Herze ſchon erklärt;
Entſpröſſe ſie nur nicht aus königlichem Samen.
Allein itzt ſchreckt mich auch der bloße Königsnamen.
Ja, ja, Pharnaz, du irrſt. Ich ſuche keinen Thron.
Du weiſt ja wer ich bin. Erkenn hier Catons Sohn,
Der mit der Muttermilch den Königshaß geſogen.
Ach wär Arſene nur auch römiſch auferzogen!

Pharnaces.

Sie iſt es freylich wohl! Denn was verhehl ichs viel?
Sieh nur, dein Vater treibt mit dir und mir ſein Spiel:
Er hat ſie mir verſagt, bloß weil ſie römiſch wäre;
Iſt ſolches nun nicht wahr, wo bleibt denn Catons Ehre?

Portius.

Was hör ich? Cato ſprichts, ſie ſey nicht Königinn?

Pharnaces.

So iſt es, Cato hieß ſie eine Römerinn.

Portius.

Wenn das mein Vater ſpricht, ſo darf ichs ſicher glauben;
Denn Cato lüget nicht! Er ſetzt kein Wort auf Schrauben.
Wohlan! ich ruhe nicht, bis ich es ausgefragt,
Ob mir Pharnaces dieß mit Wahrheit vorgeſagt.

(Er geht ab.)

Pharnaces.

Das hab ich wohl gedacht! Er ehrt und liebt Arſenen:
Nun wird die Trotzige mich deſtomehr verhöhnen.
Erfährt ſie nämlich auch, daß ſie nicht parthiſch ſey;
So iſt mein Hoffen aus. Genug! Es bleibt dabey:
Auch Portius ſoll bald ſein junges Leben ſchließen.

Der ſiebente Auftritt.

Felix. Pharnaces.

Pharnaces.

Ach komm, mein Felix, komm! Die Zeit muß nicht verfließen = = =

Felix.

Hier bin ich ſchon, mein Herrr, nun kehrt ſich alles um.

Pharnaces.

Wie ſo? rückt Cåſar an? Jch gåbe was darum!

Felix.

Ach nein, die Zwietracht ſcheint aus Afriea zu fliehen,
Man ſieht die Römer ſchon den Helm vom Haupte ziehen.
Sie weinen insgeſammt um ihrer Freunde Tod,
Und ſind den Waffen gram, damit ſie ſonſt gedroht.
Man låuft einander da vergnügt und froh entgegen,
Wo ſonſt die Streitenden erhitzt zu fechten pflegen.
Der Vater zückt nicht mehr das Schwerdt auf ſeinen Sohn;
Es regt das warme Blut ſich auch in Brüdern ſchon;
Die Arme ſind nunmehr der ſchweren Waffen müde;
Und kurz: es zeiget ſich ein allgemeiner Friede!

Pharnaces.

Wie? Billigt Cåſar denn was Timon und Arbat,
Jn meinem Namen ihm für einen Vorſchlag that?
Gefållt es ihm, ſein Reich auf Catons Kopf zu bauen?
Sind beyde wieder hier? Jch hab ein gut Vertrauen!

Felix.

Nein, Herr, noch ſieht man nichts: und ich begreiſe nicht,
Was ihrer Wiederkunft im Lager wiederſpricht.

Pharnaces.

Allein die Zeit vergeht. Wir müſſen nichts verſåumen,
Den Schutt von Utica auf ewig aufzuråumen.

Durch

Durch Morden, Glut und Stahl, verkehrt ſich das Geſchick,
Das meinem Haupte droht, in ein erwünſchtes Glück.

Felix.

Allein, wir ſind hier ſtets den Römern im Geſichte.

Pharnaces.

Behutſamkeit und Liſt macht allen Witz zunichte.
Die Argliſt ſieht ſo ſchön, als wahre Klugheit, aus,
Und ein verſchwiegner Feind führt alles wohl hinaus.
Du wirſt es ſelber ſehn, mein Felix was ich ſage;
Ich kenne dieſes Schloß an Feſtigkeit und Lage.
Mein Vater that mir einſt viel Unrecht und Gewalt,
Drum floh ich ihn, und fand allhier den Aufenthalt.
Die Felſen, ſo die Burg auf einer Seite ſchützen,
Daran die Wellen ſtets mit Wuth und Schäumen ſpritzen,
Sind durch die Fluthen hohl und ganz bequem gemacht,
So das ich damals ſchon ein Schiff ans Schloß gebracht.
Du weiſt, als dieſe Nacht ein großer Sturm entſtanden,
Daß wir uns nicht ſehr weit von Utica befanden.
Gefahr und Noth war groß, die Flotte ward zerſtreut:
Doch manches Schiff fand hier, gewünſchte Sicherheit.
Das weis hier noch kein Menſch, und niemand kanns ergründen:
So will ich nun den Weg in dieſe Mauren finden.
Ich ſchleiche mich ſehr leicht mit einer Schaar hinein.
Die ſoll das Werkzeug dann zu meiner Rache ſeyn.
Die Wachen reib ich auf, und Cato wird erſchlagen,
Arſenen ſollſt du ſelbſt nach meinem Schiffe tragen;
Hernach ſteck ich zuletzt, mit meiner eignen Hand,
Dieß Schloß und Utica, mit Thurm und Wall in Brand.

Felix.

Fürwahr der Vorſatz iſt ſo heimlich als verwegen!
Der Himmel, wie mich dünkt, verſpricht ihm ſelbſt den Segen.

Es ſcheint, das Schickſal iſt auf deinen Wink bereit,
Dieweil kein Hinderniß den Eingang hier verbeut.
Die Wache wird durchs Schloß bis in die Stadt geführet;
Man weis nicht wie es kömmt, und Cäſar triumphiret!

Pharnaces.

Gut, Felix, kehre nur bis an die See zurück;
Da wähl ein muthig Heer und komm den Augenblick,
Wenn du die Flamme ſiehſt aus Dach und Thürmen dringen,
Mit unverhoffter Macht mir tapfer beyzuſpringen.
Darauf wird Catons Kopf dem Cäſar überbracht;
Und dir vor andern iſt die Ehre zugedacht.

Felix.

Ja, Cato ſterbe nur! Ich thu was du gebothen,
Und würd ich ſelbſt dabey ein Mitgenoß der Todten,
Ich fürchte weiter nichts, als deinen Zorn und Haß.

Pharnaces.

So machts, wer treulich dient. Indeß verſchweige das!
Wer große Dinge wagt, muß heimlich ſeyn und eilen,
Du ſollſt auch Glück und Ruhm mit deinem Herren theilen.

Ende des andern Aufzuges.

* *

Der dritte Aufzug.

Erſter Auftritt.

Cäſar. Domitius. Cäſars Gefolge.

Cäſar.

So läßt, Domitius, der Waffen Stillſtand zu,
Daß ich, und Cato hier ſo gar vertraulich thu?
In Wahrheit! bloß ſein Wohl, hat mich dazu bewogen,
Sonſt hätte mich wohl nichts an dieſen Ort gezogen.
Doch ſage, geht es an, Arſenen erſt zu ſehn?

Domitius.

Was du gewünſchet haſt, das wird ſo fort geſchehn.
Doch ob du ſie gleich ſprichſt, ſo wird dirs doch nicht glücken,
Sie wird dich, glaube mir, verächtlich von ſich ſchicken.

Cäſar.

Mein Herz iſt ohne falſch und von Verſtellung frey.
Die Ehre flieht nicht ſtets vor Amors Sklaverey:
Drum kann zuweilen auch ein Heldengeiſt ihm dienen.
Doch, haßt Arſene mich, wie es bisher geſchienen:
So ſiegt die Ehre doch! Denn Cäſar iſt ein Mann,
Der auch ſein eigen Herz zur Noth bezwingen kann.
Die Wolluſt ſoll mich nicht ſo gar in Feſſel treiben,
Und Cäſar wird auch wohl im Lieben Cäſar bleiben.
Allein Domitius, haſt du der Königinn
Auch deutlich vorgeſagt, wie groß und wer ich bin?

Domitius.

Ja, Herr, ſie weis es ſchon, daß ſich vor deinem Degen,
Das unbeſiegte Rom ſchon muß zu Boden legen?

Ja daß faſt kein Soldat bey deinen Adlern ficht,
Der nicht von Königen als ſeinen Sklaven ſpricht.
Doch deiner Thaten Glanz und deines Herzens Triebe,
Das alles lenkt ſie noch zu keiner Gegenliebe.
Wiewohl da dir bisher das Glück im Streit geblüht,
Erſetzet Mars vielleicht, was Amor dir entzieht.
Pompejens Ueberreſt an Führern und Soldaten,
Wird heute zweifelsfrey in deine Hand gerathen.

Cäſar.

Iſt dieſer Sieg gewiß, ſo wird mein Arm ſchon matt:
Wenn mich die Welt mehr ſcheut, als Liebe zu mir hat,
So bin ich misvergnügt. Es iſt zwar ſchön, zu ſiegen;
Weit ſchöner aber iſts, im Siege ſich vergnügen,
Und ſeiner Rachbegier vernünftig Einhalt thun!
Der Römer Ehre muß im Wüten nicht beruhn:
Nein! Rom beherrſcht vielmehr der Ueberwundnen Herzen,
Und läßt ſich ſelber wohl die fremden Wunden ſchmerzen.
Ich ſelber hatte nie am Blutvergießen Luſt:
Es klopft ein zartes Herz in meiner Vater Bruſt.
Ihr Götter kennt mich ſchon! Erfüllt denn mein Verlangen,
Laßt mich den Cato hier, und Rom in ihm umfangen!
Das iſt das einzige, darnach ich lüſtern bin.

Domitius.

Mein Herr, wie mich bedünkt, ſo kömmt die Königinn.

Cäſar.

Geh, warte dort auf mich, bis ich dich ruffen werde.

(Domitius geht ab.)

O welch ein edler Gang! Der Zepter dieſer Erde
Wird keinem ſchöner ſtehn, als dieſer Fürſtinn Hand.

Der

Der andere Auftritt.

Cäſar. Arſene.

Arſene für ſich.

Ihr Götter! welch ein Schall! der Ton iſt mir bekannt,
Das muß der Römer ſeyn! Ich weis nicht ob ich wache?

Cäſar.

Was für Verwirrungen von Abſcheu, Haß und Rache
Erfüllen deine Bruſt? Bemeiſtre doch den Schmerz!
Hier opfert ſich in mir ein ewig treues Herz.

Arſene.

Mich dünkt, ich habe dich bey Hofe ſchon geſehen,
Als Cäſars Antrag einſt durch deinen Mund geſchehen:
Ich dacht auch in der That, er wäre ſelber hier?

Cäſar.

Du ſiehſt ihn, in Perſon, o Königinn, in mir.

Arſene.

Willſt du ſelbſt Cäſar ſeyn?
(Bey Seite.)
(Ach ja, ich muß es glauben,
Was ſchlechters konnte mir wohl nie die Freyheit rauben.
Arſenen ſtund gewiß kein mindrer Sieger an.)

Cäſar.

Ja, ſchönſte Königinn, wenn ichs geſtehen kann,
So hat Seleucia, ſo bald ich dich erblicket,
Durch deiner Schönheit Pracht zuerſt mein Herz beſtricket.
Der Sieg war dazumal mein vorgeſtecktes Ziel,
Wiewohl mein Wachsthum ſchon den Römern nicht gefiel.
Die Neider meines Ruhms verfolgten meine Waffen,
Und ich beſtrebte mich mir ſelber recht zu ſchaffen.
Faſt alles was ich that, hieß Rom ein Bubenſtück.
Die Bürger meideten mein täglich wachſend Glück:

In=

Indeß war ich bemüht ein neues Reich zu gründen,
Und überall die Glut des Krieges anzuzünden.
Die Parther waren mir beſtändig ungeneigt;
Arſazes hat ſich ſtets als meinen Feind bezeigt:
Drum gab ich auch am Phrat mich gar nicht zu erkennen,
Und ließ den ganzen Zorn auf Rom allein entbrennen.
Das Schrecken und die Furcht gieng über Land und Meer,
Als wie ein Donnerſchlag, vor meinen Waffen her.
Ich ſiegte; doch der Kranz, der meine Scheitel zierte,
War ein verworfner Schmuck, der meine Bruſt nicht rührte.
Die Ehre dämpfte zwar den innerlichen Schmerz;
Allein wie quälte mich mein unruhvolles Herz!
Der ſchöne Gegenſtand von meinen zarten Trieben,
Bewog mich auch entfernt ihn unverrückt zu lieben.
Voritzo fühl ich noch ein zwiefach härter Weh,
Indem ich, Königinn, vor deinen Augen ſteh.
Es ſcheint, du haſſeſt mich! O zorniges Geſchicke!
Giebſt du für Lieb und Huld mir lauter Haß zurücke?

Arſene.

Wie wenig kennſt du doch den Grund von meiner Pein!
Je mehr ich nach dir ſeh, je ſtärker muß ſie ſeyn.
Und darf ich meinen Sinn ganz kurz und deutlich faſſen;
So nimm die Antwort an: Ich kann dich gar nicht haſſen!

Cäſar.

Du haſſeſt Cäſarn nicht, der dich verehrt und liebt?
Welch unverhofftes Wort! nun bin ich nicht betrübt.
Die Welt ſoll bald ihr Glück aus meiner Hand bekommen;
Doch meines hat von dir den Urſprung hergenommen.
Ach ſags doch noch einmal, dafern ichs würdig bin;
Kannſt du empfindlich ſeyn? Sprich, ſchönſte Königinn!

Arſene.

Wie? hab ichs ſchon entdeckt, was ich verhelen ſollte?
Weiſt du die Neigung ſchon, die ich verbergen wollte?
Ach! nun iſts viel zu ſpät, daß ſich mein Herz verſtellt:
Ich liebe dich weit mehr, als alles in der Welt.

Das

Das Feuer, das mein Herz in Utica empfindet,
Hat ſich vor langer Zeit bereits am Phrat entzündet;
Da war die zarte Bruſt ſchon an Empfindung reich:
So bald ich dich erblickt, ergab ich mich ſogleich.
Zwar ſprach man mir bisher umſonſt von Cäſars Liebe,
Denn ich verfluchte nur die Flammen ſeiner Triebe:
Allein ich wußte nicht daß Cäſar mir gefiel;
Ein unbekannter Gaſt war meiner Seufzer Ziel.
So war mein ganzer Haß aus Zärtlichkeit entſprungen,
Mein Herz hat dir zu gut auch wider dich gerungen:
Und kurz, mein Irrthum ſelbſt verführte mich ſo gar,
Zur Feindſchaft gegen das, was mir am liebſten war,

Cäſar.

Welch ein erwünſchtes Glück! Wenn mich Arſene liebet,
So giebt mir Amor mehr, als Mars mir ſelber giebet.
Ich habe Rom beſiegt, und du beſiegeſt mich;
Warum verknüpft uns denn nicht Hymen ewiglich?
Der Hochzeitfackeln Glut ſoll unaufhörlich brennen,
Und lauter Lieb und Ruhm anſtatt der Nahrung kennen.
Mein Sieg hat in der Welt mir ſchon viel Neid erregt,
Vielleicht, daß ſo mein Glück die Götter ſelbſt bewegt.
Kom̃, Schönſte, kom̃ nach Rom! Die ärgſten Königsfeinde,
Erklären dich nunmehr, als treugeſinnte Freunde,
Für ihre Königinn. Die jüngſtbefochtne Schlacht,
Hat ihrem Uebermuth den Untergang gebracht.

Arſene.

Es wird noch Trotz genug in Utica geſpüret,
Daher auch itzo noch mein ganzer Kummer rühret;
Pharnaz = = =

Cäſar.

Durch Glimpf und Huld bezwing ich ihn gar bald!

Arſene.

Ach! Cäſar, übe ſtets die freundliche Gewalt.
O ließe Cato ſich nur auch ſo leicht bewegen!
Wiewohl ſein harter Sinn iſt gar durch nichts zu regen.

Mein Herz, wie mich bedünkt, zertheilet ſich für euch,
Es rührt mich Cäſars Ruhm, und Catons Heil zugleich.
Ein unbekannter Zug bewog mich dich zu lieben;
Indeſſen weis ich nicht, was mich zu ihm getrieben.
Nächſt dir iſt Cato denn mein liebſtes in der Welt.
Ach! endigt nur den Krieg der euch beſchäfftigt hält,
Und opfert euren Haß der Wohlfahrt dieſer Erden:
Er kömmt ſchon; lebe wohl! Doch laß es Friede werden;
Und zeige künftig uns, dem Glücke ſelbſt im Schooß,
Ein Cäſar bleibe ſtets in Krieg und Frieden groß!

(Sie geht ab.)

Cäſar.

Verlaß dich nur auf mich; ſo kannſt du alles hoffen.

Der dritte Auftritt.

Cato. Cäſar.

Cäſar.

Nun Cato, endlich iſt der Wunſch mir eingetroffen,
Daß ich einmal mit dir vertraulich ſprechen kann.
Ich biethe Welſchland itzt in dir den Frieden an.
Komm, ſchleuß ihn ſelbſt mit mir, u. mach der Noth ein Ende!
Das hartbedrängte Rom ſieht bloß auf unſre Hände;
Verſammle deinen Rath, und ſchaff auf dieſen Tag,
Daß jedermann die Frucht der Eintracht erndten mag.
Die ganze Bürgerſchaft verbanne Haß und Rache;
Indem ich dich, nebſt mir, zum Bürgermeiſter mache.

Cato.

Wie frech und unverſchämt trägſt du mir ſolches an,
Da mir nur Volk und Rath die Würde geben kann?
Denkſt du die Tugend denn mit Laſtern zu ermüden?
Wir ſuchen bloß nach Recht und Billigkeit den Frieden!
Regiert ein einzig Haupt das große Rom allein;
So wollen wir mit Luſt daraus verbannet ſeyn.
Ja, Cäſar, weg von hier mit Königen und Ketten!
Der Römer Ueberreſt will noch die Freyheit retten;

Und

Und läßt ſich das nicht thun, ſo ſind wir doch nicht dein.
Der Africanerſand ſoll unſre Freyſtadt ſeyn:
Hier hab ich ſelber ſchon ein Grab für mich erleſen.
Drum Cäſar, laß uns Rom, wie es vorhin geweſen!
Komm ohne Kriegesvolk, komm ohne Waffen hin,
Komm ſo, wie ich mich da zu zeigen Willens bin:
Alsdann ſo wird man ſehn, wer endlich von uns beyden,
Noch den Triumph erlangt, und welcher Rom muß meiden.

Cäſar.

Was hab ich denn gethan? Der Deutſchen tapfres Blut,
Verehrt durch meinen Dienſt der Römer Heldenmuth.
Die Meere waren mir kein Hinderniß im Siegen,
Ich bin den Ocean der Britten überſtiegen;
Und doch verſaget mir der ungerechte Rath,
Weil mich Pompejus haßt, ein ſchlechtes Conſulat?
Man will mein tapfres Schwerdt im Frieden kraftlos machen,
Man giebt mir Aufruhr ſchuld; und was mein Schweiß, mein Wachen,
Mein eignes Blut verdient, das Bürgermeiſteramt,
Fällt meinen Feinden zu? Das, das hat mich entflammt!
Halb raſend fieng ich an der Römer Feind zu werden,
Vergebens waffnet ſich der ganze Kreis der Erden;
Ich ſchlug ihn doch, und nahm der Reſt zu Gnaden an,
Nachdem ich ihn beſiegt: was hab ich nun gethan?

Cato.

Aus Rachgier, Cäſar, ward das Schwerdt von dir gezücket,
Da nun Pompejens Fall den Zorn bereits erſticket:
Warum behältſt du noch die oberſte Gewalt?
Daraus erhällt ja klar, daß man dich billig ſchalt.
Tyrannen ſchmücken ſtets ihr Thun mit Liſt und Ränken:
Die Worte ſind oft gut; die That lehrt was ſie denken.
Man gab dir mit Bedacht kein römiſch Conſulat;
Du wareſt viel zu groß und mächtig für den Staat.
Und wozu war dir wohl das Vaterland verbunden?
Du hatteſt als ein Held viel Länder überwunden;

Rom hatte triumphirt: doch das war deine Pflicht;
Ein Bürger dient dem Staat, der Staat dem Bürger nicht.
Die Schuld iſt offenbar; der Vorwand iſt vergebens.
Den Grachus, wie du weiſt, beraubte man des Lebens:
Du haſt noch mehr verwirkt!

Cäſar.

Wo will der Eifer hin?
Vergißt man denn, daß ich ein Ueberwinder bin,
Und daß die Römer mich um Gnade bitten müſſen?

Cato.

Wer voller Unſchuld iſt, will nichts von Gnade wiſſen.
Denk, Cäſar, denk einmal an deine Grauſamkeit!
Und wünſche dir vielmehr, daß die Vergeſſenheit
Den unerhörten Stolz, der dich bethört, begrabe.
Auch Sylla, den ich oft darum geprieſen habe,
Entſagte von ſich ſelbſt der Herrſchaft und Gewalt;
Und fand auch in der That der Römer Gnade bald.
Dem Beyſpiel folge nach: ſo wird dir dein Verbrechen,
Vielleicht auch noch geſchenkt. Ich ſelbſt will für dich ſprechen!
Wie nun? Du ſchweigeſt hier? O Rom! O Vaterland!
Haſt du dem Barbar nicht viel gutes zugewandt?
Und er beſtimmt dir ſtets ein größer Ungelücke.
Die Götter zeigen uns viel zornerfüllte Blicke;
Rom ſtreitet mit ſich ſelbſt; die Mutter haßt den Sohn,
Der Legionen Zahl ſpricht ihren Brüdern Hohn;
Man ſieht der Römer Blut auf Römer-Hände ſpritzen;
Die Helden, welche ſonſt Geſetz und Rechte ſchützen,
Erſticken die Natur, und ſchänden ihr Geboth.
Die Väter ſtreben nur nach ihrer Kinder Tod,
Die Kinder ſuchen nichts als ihrer Väter Leichen:
Die Mütter ſind bemüht dem Jammer zu entweichen,
Und ſtürzen ſich zuvor in beyder bloßes Schwerdt.
Die Herrſchaft, Cäſar, iſts, was deine Bruſt begehrt!

Cäſar.

Und du verlangeſt nichts, als Unglück und Verderben!
Du willſt entfernt von Rom in Gram und Kummer ſterben,
Nur ſtets geſchlagen ſeyn, und daß ich eifersvoll
Die Hände ſtets im Blut der Römer baden ſoll.
Du ſchlägſt den Frieden aus, und haſſeſt doch das Kriegen?
An wem wird wohl die Schuld des ganzen Unglücks liegen?
Iſt dir der Römer Blut ſo werth und hoch geſchätzt;
Warum haſt du dich ſtets den Göttern widerſetzt?
Es hat ſich ihre Gunſt vorlängſt für mich erkläret;
Sie haben mir bisher noch ſtets den Sieg gewähret.
Ich mache wirklich Rom vom Untergange frey;
Und doch bedünkt es ihm, daß ich ſehr ſtrafbar ſey.
Du willſt dem Siege ſtets Geſetz und Regeln geben:
Ach laß mich doch nur ſelbſt nach Ruhm und Ehre ſtreben!
Als Sylla Sieger war, und als auf einen Tag,
Der Römer ganze Zahl zu ſeinen Füſſen lag;
Da konnt er ohne Schimpf den Zepter von ſich legen:
Allein ich muß allhier auch meinen Ruhm erwegen,
Das hieße: Cäſars Muth war endlich doch zu klein!
Und kurz: Wo Cäſar herrſcht, wird alles glücklich ſeyn.
Denn wahrlich, überall wohin mein Schwerdt gekommen,
Hat auch der Thränen Zahl ganz merklich abgenommen.
Auch Rom ſieht täglich ſchon ein prächtig Schauſpiel an,
Kurz, meine Hand thut mehr, als jemand wünſchen kann.
Ich will ja nichts, als Rom und Welſchland glücklich
machen!

Cato.

Verderben willſt du ſie! Das zeigt der Lauf der Sachen
Die Liſt giebt dir das Recht, das du zur Herrſchaft haſt;
Die Stimmen kaufteſt du, da du der Schulden Laſt,
Die manchen Bürger drückt, verſchwendriſch aufgehoben:
Dem Laſter zum Behuf verübſt du Tugendproben.
Tyrannen müſſen oft der Tugend Freunde ſeyn:
Die Wuth verſteckt ſich nur in einer Wohlthat Schein:

Auch ihre Gütigkeit iſt billig zu beſtrafen.

Cäſar.

Wie? kann denn Cäſars Zorn bey ſolchem Frevel ſchlafen?
Erweg es! wenn ich zürn, ſo iſt ein Augenblick
Schon lang und groß genug zu deinem Ungelück.

Cato.

Wenn ich nicht hoffen darf, die Freyheit zu erwerben:
So bin ich alt genug, und will ganz freudig ſterben.

Cäſar.

Ach, weiche dem Geſchick!

Cato.

Mein Schickſal heißt: ſey frey!

Cäſar.

Glaub, daß man auch beglückt am Tyberſtrome ſey.

Cato.

Die Tyber ſoll mich nicht an ihrem Ufer ſehen,
Bevor durch meinen Arm die Rettung Roms geſchehen.

Cäſar.

Erhalte doch vielmehr nur erſt dein eigen Haupt!

Cato.

Es iſt ein großer Schimpf, wenn man Tyrannen glaubt,
Und gar von ihrer Hand ſein Leben will erhalten.
Der größte Ruhm iſt der: ſich rächen, und erkalten.

Cäſar.

Du trittſt mir allzu nah!

Cato.

Ich diene Rom getreu,
Und ehre doch zugleich der Götter Rath dabey.

Cäſar.

Die Götter haben mir den Beyfall längſt gegeben:
Erkenne dieſen Wink; hör auf zu widerſtreben!

Cato.

Jn meinem Herzen iſt ihr Ausſpruch ſonnenklar:
Und wäre dieſes nicht, ſo würde mich fürwahr
Der Henker in der Bruſt mit ſcharfen Martern plagen;
Jtzt aber weis ich nichts von dieſer Quaal zu ſagen.
Wenn ein Tarquin entſpringt, ſind hundert Bruter da,
Die man noch nie gebückt zu deinen Füſſen ſah.
Man ſpricht dereinſt von uns, wie wir von unſern Vätern:
Sie ſtraften Könige, wir thun es an Verräthern.

Cäſar.

Ach! Cato, ſchone mich mit der Verrätherey;
Und lege ſie vielmehr Pompejens Anhang bey.
Vielleicht gedenkeſt du, Pharnaces wird uns ſtützen!
Allein es iſt umſonſt: er will euch gar nicht ſchützen.
Er hat nicht längſt an mich zween Bothen abgeſandt,
Die machten mir von ihm den ſchnöden Zweck bekannt:
Er wolle heimlich dir den Dolch ins Herze drücken,
Und nachmals deinen Kopf zu mir ins Lager ſchicken.
Jch nahm ſie beyde feſt; ſie ſind gefeſſelt hier.
Nun ſtrafe ſie und ſprich: was tadelſt du an mir?

Cato.

Ja, Cäſar, es iſt wahr! Jch muß die Großmuth loben;
Allein dein Stolz taugt nichts: ſonſt ſollteſt du die Proben,
Von meiner Ehrfurcht ſehn. Doch, ſtellt Pharnaz mir nach,
Und ſucht er meinen Kopf, ſo wie man dir verſprach:
So ſteht der Böſewicht mir zwar nach Leib und Leben;
Doch du biſt grauſamer!

Cäſar.

Wer? ich?

Cato.

Du biſt es eben;

Von dir wird Rom und mir die Freyheit ſelbſt geraubt.
Gerechte Götter! ach! wer hätte das geglaubt?
Kann ein tyranniſch Herz noch ſo viel Großmuth hegen?
O wäreſt du geneigt die Waffen abzulegen!
Itzt bin ich voller Scham, ja faſt verzweiflungsvoll;
Daß ich dich ehren muß, da ich dich haſſen ſoll.
Laß nach der Grauſamkeit die Güte triumphiren!
Laß Rom in Freyheit ſtehn, und Rath und Volk regieren!
Und mache, daß dich einſt das hohe Lob vergnügt:
Seht! Cäſar iſt ein Held, der auch ſich ſelbſt beſiegt.
Er war uns ſonſt verhaßt: itzt müſſen wir ihn lieben.
Wir ſind durch ſeine Huld vom Joche frey geblieben.
Erſt drohte ſeine Macht uns lauter Sklaverey,
Und itzo ſind wir bloß durch ſeine Gnade frey.

Wiewohl, es iſt umſonſt. Kein Ruhm kann dich bewegen,
Der Laſter ſchnöder Glanz kann dich viel ſtärker regen.
Du ſtammſt von Göttern her: allein du zeigſt es ſchlecht;
Du biſt ja, wie man ſieht, der tollen Ehrſucht Knecht!
Willſt du dich darum nur zum Götterchor erheben,
Um aller Menſchlichkeit gar gute Nacht zu geben?
Biſt du der Götter Sohn, ſo zeig auch, daß du's biſt:
Doch wiſſe, daß ihr Thun nur Huld und Sanftmuth iſt,

Allein die Zeit vergeht, du bleibſt bey deinen Sinnen,
Und läſſeſt dich Vernunft und Tugend nicht gewinnen.
Ich geh, und mache gleich den Römern ſelber kund,
Was dein Verlangen iſt. Da mag ihr eigner Mund
Den letzten Ausſpruch thun. Erwählt man das Verderben:
So thu mans immerhin! ich will viel lieber ſterben!

(Er geht ab.)

Cäſar.

O welch ein edles Herz! Wär ich nicht, was ich bin;
Ich wünſchte mir nichts mehr, als Catons freyen Sinn,
Der keinen König will. Jedoch wer kömmt gegangen?
Mich dünkt es iſt Pharnaz. Was wird er doch verlangen?

Der

Der vierte Auftritt.

Cäſar. Pharnaces.

Pharnaces.

Wie? Cäſar, biſt du hier? und niemand zeigt mirs an?
Warum verhölt man mir was Cato wiſſen kann?
Von ungefähr hab ich die Nachricht itzt vernommen,
Und bin faſt ganz beſtürzt an dieſen Ort gekommen.
Ich warte mit Begier, daß Timon und Arbat,
Durch welche Bothſchaft ich dir einen Vorſchlag that,
Zurücke kommen ſoll. Drum ſprich vor allen Dingen,
Was wird man mir von dir zur Antwort wiederbringen?
Erweg es, wie du willſt. Bey aller Tapferkeit,
So fehlt es dennoch dir an voller Sicherheit.
Das Glücke wechſelt ſtets! Wie leicht kann es geſchehen,
Wenn deine Römer erſt den harten Cato ſehen,
Der für die Freyheit kämpft; daß ihr ſo tapfrer Muth
Auf ſeine Seite tritt? Drum ſchone Ruhm und Blut!
Die Liſt iſt ſicherer, als offenbare Waffen.
Ich will dir Catons Kopf ohn alle Mühe ſchaffen:
Dann hegt der Erdkreis nichts, was dir die Wage hält,
Denn biſt du Herr von Rom und Haupt der ganzen Welt.

Cäſar.

Wie frech erkühnſt du dich, durch ſolche Frevelthaten,
Die Bosheit deiner Bruſt ſo ſchändlich zu verrathen?
Pharnaz, du denkſt wohl nicht, daß ich ein Römer bin!
Ich haſſe den Betrug! Kein ſchändlicher Gewinn,
Kann mein geſetztes Herz zur Hinterliſt bewegen;
Und ſollt ich heute noch die Herrſchaft niederlegen.
Geh, ſchäme dich ins Herz, daß du ein König biſt,
Und zum Verräther wirſt. Mein Schwerdt braucht keine Liſt!
Die Götter haben mir bisher den Sieg verliehen;
Soll ich vor Utica zuletzt den Kürzern ziehen;

Wohlan! ich bin bereit, und weiche dem Geſchick,
Und gebe Catons Hand die Freyheit Roms zurücke!
Du aber ſieh dich vor, daß die Verrätherεyen,
Womit du ſchwanger gehſt, dir nicht zum Fall gedeihen.

(Er geht ab.)

Pharnaces.

Er geht? und dankt mir nicht, daß ichs ſo gut gemeynt?
Das iſt der Römer Art! Sie achten keinen Freund.
Wohlan! geh du nur hin! der Stolz ſoll dich gereuen.
Arſenen raub ich doch! Es ſoll mir ſchon gedeihen!

Ende des dritten Aufzuges.

* *

Der vierte Aufzug.

Erſter Auftritt.

Cato. Portius.

Cato.

Und Cäſar iſt nicht hier? Mein Sohn, was meyneſt du?
Was man nicht halten will, das ſage man nicht zu.
Doch, ſo entzieht er mir den Anblick, der mich kränket.
Mein Herz entſetzet ſich, ſo bald es an ihn denket.
O wären wir nur bald mit Schild und Spieß verſehn;
Da ſollt ihm ſchon ſein Recht durch meine Fauſt geſchehn!

Portius.

Indeſſen hat er doch das Bubenſtück entdecket,
Womit Pharnaces ſich nun abermal beflecket.

Cato.

Vergebens zeigt er mir den Meuchelmöder an,
Da ich ſein eignes Thun ihm nicht verzeihen kann.

Die Bosheit hat ihn ſelbſt zu heftig angeſtecket!
So ſehr hat zwar mein Haß ſein Gutes nicht verdecket,
Daß ich nicht angemerkt, daß er voll Großmuth iſt.
Es ſchreckt ihn in der That kein Drohen, keine Liſt;
Im Felde ſieget er, doch kann er auch verzeihen:
Und wär es Rom erlaubt, ein einzig Haupt zu ſcheuen; *
Vielleicht würd er allein der Ehre würdig ſeyn!
Jedoch er reißt Geſetz und Recht und Ordnung ein,
Und ſucht das Sklavenjoch auf deren Hals zu dringen,
Die auch wohl Könige vom Thron zu ſteigen zwingen.
An dieſem Triebe nun nach Herrſchaft, Macht und Reich
Iſt niemand in der Welt dem ſtolzen Cäſar gleich.
Das machts, daß ich nach ihm mit Zorn und Abſcheu blicke!

Portius.

Allein was giebt man ihm für Antwort mit zurücke?

Cato.

Man ſchlägt ihm alles ab! O Himmel! Wie geſetzt
War unſrer Römer Muth! Wie hab ich mich ergetzt:
Als alle ganz beherzt dem Frieden widerſtunden,
Den ſie der Freyheit Roms ſo voller Schmach befunden.
Ihr Herz war unverzagt und hob ſich mehr empor.
Wie brach der Heldenmuth aus jeder Stirn hervor!
Und was erregte nicht des Vaterlandes Liebe,
In jedes Bürgers Bruſt für tugendhafte Triebe!

Portius.

Auch ich, mein Vater, bin mit Fauſt und Stahl bereit,
Und lege den Verſuch von meiner Tapferkeit
Vor deinen Augen ab, um dich und Rom zu ſchützen.

Cato.

Für Rom allein, mein Sohn, laß deinen Degen blitzen:
Für deinen Vater nicht. Und fiel ich ungefähr:
So bleibe du gleichwohl in ſteter Gegenwehr!
Und zeige Cäſarn einſt, daß Cato, auch im Grabe,
Vor aller Tyranney den größten Abſcheu habe.
Du weiſt, daß Hannibal, als er ein Knabe war,
Auf ſeines Vaters Wort bey Opfer und Altar,

* lat. = verehren

Den ſchweren Eid gethan, uns Römer ſtets zu haſſen:
Dich will ich Cäſars Haß und Tod beſchweren laſſen!

Portius.

Ich bin bereit dazu, dieweil ichs ſchuldig bin.
Doch Vater, ſollte wohl der Parther Königinn
Aus Rom entſproſſen ſeyn?

Cato.

Wo haſt du das vernommen?
Denn von dir ſelbſt iſt dirs gewiß nicht eingekommen.

Portius.

Pharnaz entdeckte mirs, als eine Heimlichkeit:
Und ſagte, wie mich dünkt, es wüßte noch zur Zeit
Dieß niemand, außer dir.

Cato.

Was iſt dir dran gelegen?
Erkundigſt du dich auch vielleicht der Liebe wegen?
Haſt du dich auch vergafft? O! wiſſe Portius,
Daß man im Kriege nicht ans Lieben denken muß.
Komm, hilf mir erſtlich Rom und ſeine Freyheit retten!
Alsdann erinnre dich der ſanften Liebesketten.
Wiewohl du irreſt dich! Ob ſie gleich römiſch iſt,
So iſt es doch umſonſt, daß du ihr Freyer biſt.
Da kömmt ſie ſelber her, du ſollſt es bald erfahren.

Der andere Auftritt.

Cato. Portius. Arſene. Phenice.

Arſene.

Ich komme zu dir her, der Römer Blut zu ſparen,
Ich eile Cäſars Schritt aus Luſt zum Frieden vor;
Drum gönne meinem Wunſch nur ein geneigtes Ohr.
Mein Unglück wird ſo lang als Roms Verderben währen.
Das Bürgerblut erweckt mir gar zu viele Zähren.
So bald der Tod den Pfeil auf eure Krieger zückt,
So wird er, wie mich dünkt, in meine Bruſt gedrückt.

Ich muß die Römer mehr als meine Parther lieben,
Vielleicht thu ich zuviel, mit den verkehrten Trieben!
Ich bin als Königinn den Königsfeinden hold,
Die ich, nach meiner Pflicht, recht tödtlich haſſen ſollt.
Mein Herz empört ſich ſtark und murrt ſo ſehr darwieder,
Als trät ich die Natur und ihr Geſetz darnieder.

Cato.

O liebten ſich doch auch die guten Römer ſo!
So würden wir noch einſt nach Schmerz und Unglück froh.
Du haſt ein größer Herz, als Königinnen haben:
Es liegt was Römiſches in deiner Bruſt begraben.
Arſene, glaub es nur, ja mach es offenbar,
Der Götter Fügung ſelbſt erklärt es ſchon für wahr.

Portius ſeitwerts.

(Das hab ich nur gewünſcht! Pharnaz hat nicht gelogen!

Arſene.

Mich dünkt das ganze Heer ergreift ſchon Schwerdt und Bogen.
Der Stillſtand iſt bald aus! darum verlängre ihn;
Selbſt, Cäſar, will ſich hier um meine Gunſt bemühn.

Cato.

Prinzeſſinn, deine Gunſt?

Arſene.

Ich will ſein Herze lenken,
Der Himmel ſcheint mir ja ein großes Reich zu ſchenken:
Der größten Ehrbegier genügt an meinem Thron;
Und ſo bezwing ich dann auch Cäſars Herze ſchon!
Alsdann ſoll er nebſt mir der Parther Reich regieren,
Und Rom wird keinen Zwang von ſeinem Zepter ſpüren:
Der Friede ſoll die Frucht von meiner Liebe ſeyn.

Cato.

Was hör ich! Welch ein Schmerz nimmt Geiſt und Glieder ein!
Du liebeſt Cäſarn ſelbſt? O Himmel! was für Plagen
Soll meine Tugend noch erdulden und ertragen?

Das Glück verſucht an mir faſt alles, was es kann,
Weil ihm mein Widerſtand vielleicht zu Weh gethan.
Ihr Götter! War der Schimpf nicht groß genug zu nennen,
Sie durch die Krone ſchon verſtellt allhier zu kennen?
Und muß es gar geſchehn, daß des Tyrannen Bild
Durch zarte Liebesglut ihr Innerſtes erfüllt!

Arſene.

Was macht dich ſo beſtürzt? Was kann dich ſo bewegen?
Kann das, was ich geſagt, ſo vielen Schmerz erregen?
Was hab ich denn verſehn, daß mich der Zorn betrifft?
Sprich, Cato!

Cato.

Nimm und lies; es iſt Arſacens Schrift

Arſene.

Mit Zittern faß ich hier des Vaters eigne Zeilen:
Es ſcheint ein harter Fall mein Herz zu übereilen.

(Sie öffnet den Brief und lieſt.)

Es würde grauſam ſeyn, wenn ich erblaſſen ſollte,
Und deine Tochter dir noch länger bergen wollte.
Durch ihre Tugenden iſt ſie der Ehre werth,
Die ihr in deiner Huld und Liebe wiederfährt.
Erkenne denn dein Blut, und lieb es in Arſenen:
Und will ſie meinen Thron und Purpur nicht verhönen;
So nimm doch ihrer Hand der Parther Zepter nicht,
Indem ihr Regiment der Welt viel guts verſpricht.

Portius.

Was hör ich? Kann es ſeyn? Die Schweſter Portia,
Die man für todt geſchätzt, ſteht in Arſenen da?

Portia.

Wer? ich? des Cato Kind? Welch plötzliches Entſetzen!
Dieß Glück iſt herrlicher, als Kron und Thron zu ſchätzen.
Mein Vater! Süßes Wort! das mir viel ſchöner klingt,
Als was ein Königreich für ſtolze Titel bringt.
Die Regung der Natur bewog mich, dich zu lieben,
Ein unbekannter Zug hat mich hieher getrieben.

Du

Du weiſt wie deutlich ſich mein Herze ſchon entdeckt,
Obgleich das Schickſal mich in fremden Schmuck verſteckt.
Itzt regt ſich das Geblüt mit freudigem Ergießen;
Bezwinge dich alſo, mich in den Arm zu ſchließen,
Und ſieh mich doch einmal mit Vateraugen an!
Verbanne deinen Schmerz! der Zorn ſey abgethan!
Beſtrafe nicht an mir die Fehler des Geſchickes,
Und würdige dein Kind doch endlich eines Blickes!

Cato.

Ich hab es wohl geſpürt, daß dich mein Schmerz bewegt.
Es war ein heimlich Band in unſer Blut gelegt;
So heftig regten ſich die eingepflanzten Triebe!
Und kurz, ich fühlte ſelbſt die zärtſte Vaterliebe.
Allein, ein Königsthron iſt viel zu ſchlecht für dich;
Und Cäſarn hold zu ſeyn, der größte Schimpf für mich.
Beſieg, als Römerinn, und Tochter, Lieb und Ehre,
Und zeige, daß dein Herz dem Cato angehöre!

Portia.

Ach allzuſchwerer Sieg! Wie hart fällt beydes mir!

Portius.

Was ſäumt denn Portius? dieß Glück gehört auch dir.
Ja, Schweſter, laß auch mich dir in die Arme fallen,
Und ſieh in meiner Bruſt ein Bruderherze wallen.
Ich war dir auch geneigt, als einer Königinn;
Und wünſchte: Wäre ſie doch eine Römerinn!
Nun iſt es zwar entdeckt, doch anders, als ich dachte:
Indem ich ſchon auf dich ganz andre Rechnung machte.

Portia.

Mein Bruder, liebe mich hinführo brüderlich!

Cato.

Was biſt du ſo beſtürzt? Wohlan, entſchließe dich!
Du ſeufzeſt? Schäme dich! Willſt du mein Blut beflecken?
Und deines Vaters Haus in Schimpf und Schande ſtecken?
Ihr Götter! welch ein Schmerz!

Portia.

Mein Vater, laß mich doch!

Cato.

Ich bin dein Vater nicht, wo Cäſars Liebe noch
In deiner Seele brennt. Erſticke ſolche Flammen!

Portia.

Wie konnt ich Cäſars Huld und Liebe doch verdammen?
Ich wußte ja noch nicht, wer mich zur Welt gebracht!
Das Schickſal hat mir ſelbſt dieß Unglück zugedacht.

Cato.

Der Thränenſtrom verräth die Schwäche deiner Seelen,
O! kannſt du nicht einmal die Zärtlichkeit verhölen:
So nenne dich hinfort nur meine Tochter nicht;
Und komme mir durchaus nicht mehr vors Angeſicht!

Portia.

Ach! Ach! kaum hab ich dich als Vater kennen lernen,
Und du willſt mich von dir ſchon wiederum entfernen!
Ich Unglückſelige! der Götter Grauſamkeit
Hat mich bisher verweyſt; du gehſt noch eins ſo weit.
Sprich, muß ein Römer denn, um Rom getreu zu ſcheinen,
In ſeiner Seele gar die Menſchlichkeit verneinen,
Und unempfindlich ſeyn?

Cato.

Was ſagſt du? Rede nun!
Sprich, ſoll denn die Natur der Tugend Eintrag thun?

Portia.

Und muß die Tugend denn Natur und Trieb erſticken?
Wiewohl, es iſt zu hart, dich niemals zu erblicken!
Verbinde, wenn du kannſt, was Rom, was Vaterland;
Was meine Liebe will, durch ein beglücktes Band!
Wo nicht, ſo will ich doch die ſchnöde Flamme dämpfen;
Ich will mein eigen Herz und Cäſars Glut bekämpfen:
Ihr Götter! hört es an: ich bin ganz eifersvoll,
Zu zeigen, wer ich bin, ſo hart mirs gehen ſoll!

Cato umarmet ſie.

Nun nenn ich dich mein Kind. Aus ſolchen Tugendproben,
Erkenn ich mein Geblüt. Ich will und muß dich loben!

Portius.

Mein Vater, Cåſar kömmt: ich gehe = = =

Cato.

Bleibe du:
Du gleichfals, Portia; hört unſern Reden zu.

Der dritte Auftritt.

Cåſar. Cato. Portius. Portia. Phenice.

Cåſar.

Nun Cato, ſoll ich itzt die Gnade herrſchen laſſen?
Wie? oder ſoll ich noch das ſcharfe Rachſchwerdt faſſen?
Was wünſcht der Römer Rath?

Cato.

Dir, was du ihm gedroht,
Das iſt, den Untergang; wo nicht, ſich ſelbſt den Tod.
Der Krieg, der Krieg allein ſoll uns den Ausſchlag geben:
Doch niemand will von uns die Freyheit überleben.
Indeſſen glaube nicht, daß dieſer Mauren Kreis,
Daß uns nur Utica ſo kühn zu machen weis;
Daß wir uns ganz verzagt in Thurm und Wall verſchanzen,
Und du ganz Africa mit Adlern magſt bepflanzen:
Nein, wir erwarten dich und deinen Angriff nicht.
So bald nur morgen früh das erſte Tageslicht
Die Welt beſtralen wird: ſo ſoll durch Glut und Eiſen
Sich lauter Mord und Wuth in deinem Lager weiſen.
Bereite dich dazu!

Cåſar.

Meynt ihr, daß Cåſars Macht
Euch nicht beſtürmen kann, eh ihr vom Schlaf erwacht?
Mein Vorſatz war bisher der Römer Reſt zu ſchonen;
Allein, da Stolz und Grimm ſo reichlich bey dir wohnen,
Als ſchwach die Kräfte ſind: ſo haſt du Schuld daran,
Wenn ich die Blitze nicht zurücke halten kann.
Du zwingſt mich, Utica, und alles zu verſtören!

(Zu Portien.)

Prinzeſſinn, laß mich nur kein hartes Wort mehr hören:
Man will den Frieden nicht, man ſchlägt mir alles ab;
Was nützt der Vorſchlag nun, den ich aus Großmuth gab?
O Himmel, wenn du doch den Frevel ſtrafen wollteſt!

Portia.

Du trotzeſt einen Feind, den du verehren ſollteſt,
Und kennſt doch weder ihn, noch ſeine Kräfte recht:
Doch wiſſe, daß ſein Arm noch deinen Hochmuth ſchwächt.
Es ſteht ihm jemand bey, den du verehren müßteſt,
Ja den du ſcheuen ſolltſt, dafern du ihn nur wüßteſt!

Cåſar.

Wer iſt der Gegner denn, den Cåſar ſcheuen ſoll?

Portia.

Ich ſelber bins.

Cåſar.

Wie das?

Portia.

Vernimms erſtaunensvoll,
In dieſem Cato iſt mein Vater ſelbſt vorhanden!

Cåſar.

Du ſcherzeſt, wie mich dünkt; hab ich es recht verſtanden?
Du willſt bald Königinn, bald Catons Tochter ſeyn:
Das ungereimte Ding will mir durchaus nicht ein!
Nein, ich begreif es nicht.

Portia.

Es muß dir fremde dünken:
Ich ſelber wußt es nicht, und wollt in Ohnmacht ſinken,
So bald ich es erfuhr. So grauſam iſt mein Glück!
Ja, Cåſar, ſo ergrimmt iſt dein und mein Geſchick.
Du liebteſt mich; ich dich. Nunmehr erfolgt die Reue;
Indem ich mich beſchämt vor meinem Siege ſcheue.
Da, wo ich Ruhm geſucht, da find ich lauter Schimpf:
O Schickſal! braucheſt du denn niemals größern Glimpf?
Und muß ich heute denn ſo gar an mir erleben,
Daß Lieb und Unſchuld ſtets einander widerſtreben?

Cåſar.

Cåſar bald zu Portien, bald zum Cato.

Was? ſieht man unſre Lieb als ein Verbrechen an?
Warum verdammt man ſie, da ſie doch nützen kann?
Der Himmel ſucht dadurch die Römer zu verbinden;
Drum ſollteſt du die Glut noch mehr und mehr entzünden.
Warum zertrennſt du doch, was ſelbſt der Himmel paart?
Es ſcheint, der Friedensſchluß ſey bloß für uns geſpart.

Cato.

Viel lieber wollt ich ſie nicht für mein Kind mehr achten,
Und ſie, ja mich zugleich, als Opferthiere ſchlachten.
Nein, Cåſar, glaube nicht, daß mich dein Vorſchlag trügt,
Weil mir Pompejens Fall noch ſtets im Sinne liegt.
Der ward dein Tochtermann, doch dieß vermeynte Glücke
War ſeines Unfalls Grund: Die Eh ward ihm zum Stricke.
Geſetzt alſo, daß ich den Beyfall geben wollt,
Daß Cåſar Portien zur Gattinn haben ſollt:
So würde doch dein Herz ganz unerſättlich bleiben,
Und ſeine Kronenſucht aufs allerhöchſte treiben:
Mich aber hätte dann die Schandthat nur befleckt.

Der vierte Auftritt.

Cato. Cåſar. Portia. Portius. Phenice. Domitius.

Domitius.

Ein unverhoffter Fall hat Burg und Volk erſchreckt.
Pharnaces bricht ins Schloß mit Waffen und Soldaten,
Sein Herz und Antlitz brennt nach lauter Frevelthaten;
Ich hab ihn ſelbſt geſehn; er war ſchon vor der Thür,
Allein es ſtörten ihn drey Römer oder vier:
Man ſah mit gleichem Muth Arſenens Diener ſtreiten;
Wiewohl ihr Widerſtand hat wenig zu bedeuten.

Portius.

Ich will der erſte ſeyn, der den Verräther ſchlägt;
Und, wenn er nicht entläuft, ihn kalt darnieder legt.

Cato.
Ich eile ſelber hin, und ſchone nicht des Lebens.
Domitius.
Es hat nicht mehr Gefahr, drum eilet ihr vergebens.
Pharnaz iſt ſchon erlegt, und ſeine Schaaren fliehn;
Nur Marcus, ach! dein Sohn!
Cato.
Wie? Warum nennſt du ihn?
Hat er mein Haus befleckt? Iſt er verzagt gewichen?
Hat er aus Blödigkeit ſich furchtſam weggeſchlichen?
O Himmel! welch ein Schimpf!
Domitius.
Nein! Herr, ſein Heldenmuth
Erwies ein römiſch Herz und Catons tapfres Blut.
Er kam erhitzt darzu, als ſchon die andern fochten,
Und hat ſich ſelbſt dabey den ſchönſten Kranz geflochten.
Pharnaces drang auf ihn mit bloßem Säbel ein;
Doch alle ſeine Wuth ſchien ganz umſonſt zu ſeyn:
Weil ihm kein Hieb, kein Stoß nach Herzenswunſch gelungen,
Bis deines Sohnes Schwerdt ihm durch die Bruſt gedrungen.
Cato.
Den Göttern ſey gedankt! Allein was ſäumt er nun,
Mir den befochtnen Sieg auch ſelber kund zu thun?
Domitius.
Vernimm nur den Verlauf: o dörft ich es nicht ſagen!
Indem Pharnazes fällt, will er das letzte wagen,
Und ſtößt, da Marcus ſchon mit neuen Feinden ficht,
Von hinten nach ihm zu.
Portia.
Verdammter Böſewicht!
So mußt du doch bey mir zum Brudermörder werden!
Cato.
Vollführe den Bericht.
Domitius.
Drauf ſank er todt zur Erden;

Und ſtarb mit ihm zugleich. Doch ſtarb er als ein Held,
Indem Pharnazes ſich Verräthern beygeſellt.
Mich dünkt, man bringt dir ſchon den Leichnam hergetragen.

Cåſar.

Pharnazes hat ſich ſelbſt durch Trug und Liſt geſchlagen:
Denn die Verrätherey beſtraft ſich allezeit.
So macht es Cåſar nicht. Nein, Treu und Redlichkeit
Soll in dem Treffen ſelbſt den Ueberwinder ſchmücken.
Nun, Cato, es iſt Zeit vor Utica zu rücken.
Du ſchlägſt den Frieden aus; drum rüſte dich zur Schlacht:
Die Götter haben mir die Lorbern zugedacht!
Arſene, lebe wohl! doch werd ich morgen ſiegen;
So ſoll mein Degen gleich zu deinen Füſſen liegen.

Portia.

Geh, Unmenſch! geh, Tyrann! du biſt ein Wüterich!
(Cåſar und Domitius gehen ab. Portia folgt mit Phenicen, doch an der andern Seite.)

Der fünfte Auftritt.

Cato. Portius. Phokas. Artabanus. Die Bedienten, die den todten Leichnam getragen bringen.

Cato.

Ihr Freunde, legt nur hier den Körper recht vor mich,
Damit ich ſehen kann, wie er im Blute lieget;
Und daß der Wunden Zahl, wodurch man ihn beſieget,
Sein Lob erheben mag. Willkommen, liebſter Sohn!
Nun ſpricht dein Vater, auch durch dich, den Feinden Hohn.
Komm her, mein Portius: wie ſchön iſt es zu ſterben,
Wenn wir durch Tugenden uns Tod und Grab erwerben!
Wer ſtürbe nicht gleich ihm für unſer Vaterland!
Begrabe mich dereinſt zu ſeiner rechten Hand,

Daß unſrer Aſche Reſt beyſammen kann verweſen.
Ihr Freunde, welch ein Schmerz, iſt hier bey euch zu leſen?
Wie kömmt es? trauret ihr, da meines Hauſes Pracht
Aufs allerhöchſte ſteigt? Das hätt ich nicht gedacht!
Es wär ein Schimpf für mich, wenn in den letzten Zügen,
Darinn die Freyheit liegt, mein Haus allein geſtiegen,
Mein Glück gewachſen wär.

Artabanus zum Phokas.

O welch ein großer Mann!
Dergleichen wohl die Welt nicht viele zählen kann.

Cato.

Es ſcheint, ihr könnet euch der Thränen nicht erwehren,
Da nur ein Jüngling fällt. Rom, Rom erfordert Zähren!
Der Götter Meiſterſtück, der Helden Vaterland,
Die Herrſcherinn der Welt, die mit gerechter Hand
Tyrannen niederſchlug, und den geplagten Landen
Die Freyheit wiedergab; Rom iſt nicht mehr vorhanden!
O Freyheit! O Verluſt! O edle Vaterſtadt!

(Er wiſchet ſich die Augen.)

Artabanus.

Welch eine Redlichkeit, die ihn erfüllet hat!
Den Sohn beweint er nicht; um Rom vergießt er Thränen!

Cato.

Die ganze Welt muß ſich an Cäſars Joch gewöhnen!
Was Sonn und Mond beſcheint, was wir bisher bezähmt,
Das alles hat ſich ſchon zur Sklaverey bequemt,
Und will für Cäſars Ruhm ſein eigen Blut nicht ſchonen.
Die tapfern Fabier, die großen Scipionen,
Ja ſelbſt Pompejus focht um Cäſars Ruhm allein.
Kurz, alles, alles muß des Räubers Beute ſeyn!
O wundergroßes Rom, wie ſehr biſt du verfallen!

Phokas.

Itzt Cato, rette nur dich ſelber, ſammt uns allen,
Es iſt ſchon hohe Zeit!

Cato.

An mich gedenke nicht:
Ich bin nicht in Gefahr, ob alles fällt und bricht.
Der Himmel läßt mich nicht in Cäſars Hand gerathen,
Es ſey der Wüterich ein Herr von hundert Staaten;
Doch ſoll es nicht geſchehn, daß er ſich rühmen darf,
Er hab auch mich beſiegt. Nichts ängſtet mich ſo ſcharf,
Als euer aller Heil, ihr werthgeſchätzten Freunde!
Wie ſchütz ich immermehr euch alle vor dem Feinde?

Phokas.

Vielleicht verzeiht er uns, wenn wir um Gnade flehn!

Cato.

Ganz recht! drum thut es nur, und ſagt ihm: Was geſchehn,
Das komme bloß von mir. Sagt auch, ich ließ ihn bitten,
Auf eure Tugend ja den Grimm nicht auszuſchütten.

(Zum Artaban.)

Um dich mein Artaban, und um der Parther Reich
Iſts mirs von Herzen leid! Wie rath, und helf ich euch?

Artabanus.

So lange Cato lebt, ſo will ich mit ihm leiden.

Cato.

Komm her, umarme mich, bevor wir uns noch ſcheiden;
Und wird gleich Portia nicht eure Königinn,
Dieweil ſie römiſch iſt, und ich ihr Vater bin:
So unterwerft den Staat nur billigen Geſetzen,
Und laßt durch keine Macht des Landes Wohl verletzen.

(Zu ſeinem Sohne.)

Tritt näher, Portius, du haſt es ſelbſt erblickt,
Wie Ehrſucht, Liſt und Trotz mir oft das Ziel verrückt.
Und wie ich widerſtrebt. Itzt ſiehſt du mich auch weichen,
Da keine Hoffnung iſt den Endzweck zu erreichen.

Geh hin, verbirg dich nur auf das Sabinerfeld,
In deinen Vaterſitz; wo mancher große Held,
Wo unſer Anherr ſelbſt, nachdem er oft geſieget,
Nach alter Römer Art ſein eignes Land gepflüget.
Da lebe tugendhaft, verborgen, ſchlecht und recht;
Sey fromm, den Göttern treu, doch keines Menſchen Knecht;
Denn wo das Laſter herrſcht, da ſind die höchſten Würden,
Die man bey ihnen trägt, die ärgſten Sklavenbürden.

Portius.

Du räthſt mir in der That ein ſolches Leben an,
Das ich auch von mir ſelbſt unmöglich haſſen kann.

Cato zu allen.

Ihr Freunde, lebet wohl! wollt ihr nicht alle trauen,
Könnt ihr nicht ſchlechterdings auf Cäſars Gnade bauen:
So wißt, daß allbereit die Schiffe fertig ſtehn,
Ihr könnt, ſo bald ihr wollt, damit zu Segel gehn.
Mehr kann ich itzt nicht thun, euch insgeſammt zu retten;
Eilt, denn der Sieger kömmt und droht euch ſchon die Ketten!
Lebt wohl, zum letztenmal! Wenn wir uns wieder ſehn,
So wird es zweifelsfrey an einem Ort geſchehn,
Wo uns kein Cäſar wird in unſrer Ruhe ſtören;
Und wo wir nichts von Macht und von Tyrannen hören.

(Er kehrt ſich nach dem Todten.)

Daſelbſt empfängt mein Sohn, der für die Freyheit ſtarb,
Der Tugendliebe Preis, den er ſich hier erwarb.
Da trägt er nun den Kranz, der ſeine Schläfe zieret!
Da ſtimmt der Helden Zahl, die ſonſt die Welt regieret,
Den Menſchen wohlgethan, der feſten Wahrheit bey:
Daß ihr Bemühen nicht umſonſt geweſen ſey!

Ende des vierten Aufzuges.

Der

* *

Der fünfte Auftritt.

Erſter Auftritt.

Cato allein, in tiefen Gedanken ſitzend, und ein Buch in Händen habend. Es liegt neben ihm ein bloßer Degen auf dem Tiſche; und an der Seite ſteht ein Ruhbette.

Cato.

Ja, Plato, du haſt recht! dein Schluß hat großen Schein!
Wahrhaftig! unſer Geiſt muß doch unſterblich ſeyn.
Woher entſtünde ſonſt das Hoffen und Verlangen,
Ein unaufhörlich Glück und Leben zu empfangen?
Wo kömmt das Schrecken her, das uns ſo zaghaft macht?
Woher die kalte Furcht vor unſers Grabes Nacht?
Erbebt die Seele nicht vor ihrem Untergange?
Und was macht ihr ſo ſehr als Gruft und Moder bange?
Ja, ja, es wohnt in uns ein göttlich-hoher Trieb;
Der Himmel macht uns ſelbſt die ſtete Dauer lieb,
Und führt uns aus der Welt in ungleich größre Schranken.
O Ewigkeit! Du Quell entzückender Gedanken!
Durch was für Kümmerniß, Bemühung, Noth und Pein,
Und Wechſel dringet man zu deinen Thoren ein!
Dein Anblick liegt uns zwar ganz offen im Geſichte,
Man ſieht ſehr weit hinaus; allein bey ſchwachem Lichte:
Denn Schatten, Dampf und Nacht verhindern ſtets den Blick,
Und ziehn der Augen Stral allmählich gar zurück.

Hier will ich ſtille ſtehn. Giebt es ein höchſtes Weſen;
(Jedoch Natur und Welt läßt tauſend Proben leſen.
Und ruft: Es iſt ein Gott!) So folgt auch zweifelsfrey,
Daß Gott der Tugend ſtets geneigt und gnädig ſey.

Wem er nun gnädig iſt, der muß auch glücklich werden.
Doch wenn geſchiehts? und wo? Gewiß, nicht hier auf Erden;
Die fällt ja Cäſarn zu, und iſt für ihn gemacht!
Wo denn? = = das weis ich nicht; ſo ſehr ich nachgedacht.

Dieß Eiſen ſoll mir bald den langen Zweifel heben!
Nun bin ich doppelt ſtark; mein Sterben und mein Leben,
Mein Gift und Gegengift liegt beydes da vor mir:
Das eine führet mich im Augenblick von hier,
Das andre lehret mich, ich könne niemals ſterben.
Die Seele bleibt getroſt und ſcheuet kein Verderben;
Mein Geiſt verlacht dieß Schwerdt und höhnt den ſpitzen Stahl.
Die Sonne ſelbſt wird alt, ſo wie der Sterne Zahl
Allmählich ſchwächer ſcheint; Natur und Welt geht unter:
Nur du allein, mein Geiſt, bleibſt ewig jung und munter:
Du lebſt, wenn ſich der Krieg der Elemente regt,
Und aller Körper Bau in Stück und Drümmer ſchlägt.

Welch eine Mattigkeit will meine Bruſt befallen!
Ich fühle ſchon den Schlaf durch alle Glieder wallen.
Mein ſchweres Aug und Haupt iſt von den Sorgen matt,
Und ſehnt ſich nach der Ruh. Wohlan, ich geb ihr ſtatt!
Ich überlaſſe mich dem Schlummer, den ich merke;
Daß mein erwachter Geiſt hernach mit voller Stärke
Die Flucht ergreifen kann; und dann an Kräften neu,
Dem Himmel, den er ehrt, ein würdig Opfer ſey.
Wen ſein Gewiſſen plagt, dem ſtört die Angſt den Schlummer:
Davon weis Cato nichts; kein Laſter macht mir Kummer!
Drum gilt auch in der That mir Schlaf und Tod gleich-viel:
Denn beydes labet mich und ſetzt dem Gram ein Ziel.

(Er legt ſich auf den Arm, um zu ſchlafen.)

Der

Der andere Auftritt.

Cato. Portius.

Cato.

Wer kömmt? wie das mein Sohn? du dringſt dich ſo herein;
Hab ich dirs nicht geſagt, ich wollt alleine ſeyn?
Gehorchſt du mir alſo?

Portius ergreift den Degen.

Ach! was ſoll dieſer Degen?
Mein Vater! laß mir zu, das Mordſchwerdt wegzulegen

Cato will ihn behalten.

Was unterſtehſt du dich? verwegner Jüngling, halt

Portius.

Ach! liebſter Vater, thu dir ſelber nicht Gewalt!
Laß dich der Freunde Heil, Gefahr und Thränen rühren.

Cato.

Willſt du mich ſelber denn in Cäſars Lager führen?
Soll ich ſein Sklave ſeyn? Verräthſt du ſelber mich?
O Sohn, gehorche mir, weich und entferne dich!

Portius läßt den Degen los.

Sieh mich ſo hart nicht an; ich will viel lieber ſterben,
Als ungehorſam ſeyn, und deinen Zorn erwerben.

Cato.

So recht, nun bin ich doch von neuem wieder frey!
Nun Cäſar, komm, und zeuch mit deiner Macht herbey,
Verſperre Thor und Paß; verſchleuß durch deine Flotten
Das Meer und jeden Port: ich will dich doch verſpotten;
Ein Cato öffnet ſich den Weg und Ausgang ſchon!

Portius.

Mein Vater und mein Herr! vergib doch deinem Sohn;
Ein Kummer drückt mich ſehr: vielleicht wirds gar geſchehen,
Daß ich dich dießmal hier zum letztenmal geſehen?

Ach ſtrafe doch nur mich und meine Thränen nicht,
Dieweil ihr heißer Strom ans treuer Seelen bricht.
Verlaß doch, bitt ich dich, was du dir vorgenommen!

Cato umarmet ihn.

Du biſt ſtets deiner Pflicht gebührend nachgekommen:
Drum weine nicht, mein Sohn: es wird noch alles gut!
Die Götter geben mir von neuem guten Muth,
Und ſchützen, voller Huld, auch künftig meine Kinder.

Portius.

Durch dieſen Zuſpruch wird mein herber Gram gelinder.

Cato.

Du kanſt, mein Portius, nun ganz auf mir beruhn:
Was ſich für mich nicht ſchickt, das werd ich auch nicht thun.
Doch geh, mein Sohn, und ſieh, ob deines Vaters Freunde
Schon in den Schiffen ſind, zur Flucht vor unſerm Feinde?
Sieh, ob ſich Wind und See bequem zur Reiſe zeigt?
Dann komm und ſage mirs. Indeß bin ich geneigt,
Mich einen Augenblick im Schlummer zu erquicken.

Portius.

Nun bin ich wieder froh! ich hoff es wird uns glücken!

(Cato legt ſich auf das Bette, um zu ſchlafen, und der innere Vorhang fällt zu.)

Der dritte Auftritt.

Portius. Portia.

Portius.

Ach Schweſter, Portia, ich hoffe noch zur Zeit!
Der Vater lebet noch, der unſrer Sicherheit,
Und Rom ſo nöthig iſt; er will auch ferner leben!
Er hat den Augenblick ſich nur zur Ruh begeben,
Und hat noch, wie es ſcheint, zum Friedensſchluſſe Luſt.
Er hat mich angereizt, daß ich mit ſtarker Bruſt

Die Großmuth üben ſoll; und mir Befehl ertheilet,
Zu ſehn, ob allbereit die Freunde fortgeeilet:
Weil längſt für ſie ein Schiff im Hafen fertig lag.
Mach hier nur kein Geräuſch, damit er ſchlafen mag!

(Er geht ab.)

Portia.

O ihr Unſterblichen! die ihr das Recht beſchützet,
Bewacht ſein Lager doch, und gebt ihm, was ihm nützet.
Verbannt der Sorgen Heer und gebet keinem Traum,
Der ihm die Ruhe ſtört, in ſeiner Seelen Raum.
Erinnert euch, wieviel er gutes ausgeübet,
Und zeigt uns Sterblichen, daß ihr die Tugend liebet!

Der vierte Auftritt.

Portia. Phenice.

Phenice.

Wo iſt denn Cato itzt? dein Vater, Portia.

Portia.

Phenice, nicht ſo laut, wir ſind ihm gar zu nah,
Er ſchläft ein wenig; ſtill! wir möchten ihn ſonſt ſtören,
Indeſſen will ſich ſchon die Hoffnung wieder mehren,
Daß uns des Himmels Huld bald Glück und Ruhe ſchenkt.

Phenice.

Mein ſchwaches Herze klopft, wenn es an ihn gedenkt,
Ich beb und zittre gar, ſo bald ich ihn erblicke.
Er iſt ſo ſtreng und hart und weicht dem Ungelücke,
So wenig als ein Gott! Kein Mittleid nimmt ihn ein,
Denn weil er ſelbſt nicht fehlt, ſo will er nie verzeihn.

Portia.

Ganz recht, den Feinden Roms iſt Cato ſtreng und wilde.
Doch ſeinen Freunden bleibt ſein Herze weich und milde.
Da iſt er voller Güt und ſanfter Zärtlichkeit;
Kurz, der gelindſte Mann! Noch hab ich allezeit,

Seit-

Seitdem das Schickſal mich an dieſen Ort geführet,
Das zärtſte Vaterherz in ſeiner Bruſt geſpüret.

Phenice.

O gieng er itzo nur den Vorſchlag Cäſars ein!
So könnt auch ich nebſt euch vollkommen glücklich ſeyn.
Der Parther Thron und Reich iſt ſchon für dich verloren;
Wer weis, was Cäſar uns für Unglück zugeſchworen!
Zumal, wenn er zwar ſiegt, doch dich, als Catons Kind,
Das ihn nicht lieben kann, nicht auch zugleich gewinnt.

Portia.

Der Himmel ſelber mag für unſer Glücke wachen,
Darauf verlaß ich mich! (Sie weinet.)

Phenice.

Doch was wird Cato machen?
Wer weis, was er beſchließt! Wer weis, was Portius
Auf väterlichen Wink noch unternehmen muß!
Vielleicht gelingt es ihm!

Portia.

Ach blieb er nur am Leben!
Das andre wollt ich gern den Göttern übergeben.
(Sie weint.)

Der fünfte Auftritt.

Phokas. Portia. Phenice.

Phokas.

Wie ſanft, wie ſüße ſchläft ein tugendhafter Mann,
Den ſein Gewiſſen nicht im Schlummer ſtören kann!
Ich kam und habe ſelbſt den Cato liegen ſehen:
Es iſt ihm zweifelsfrey ein harter Fall geſchehen,
Da er den Sohn verlor; doch bleibt er tugendhaft!
Vermuthlich ſtärket ihn der Götter eigne Kraft,
Daß er nicht zaghaft wird, und gleiche Größe zeiget:
Obgleich die ganze Welt ſich ſchon vor Cäſarn beuget.
Ich ſah ihn, Portia, gemächlich hingeſtreckt;
Und da die Phantaſey ihm einen Traum erweckt,

Rief er mit Lächeln aus: Es ſoll dir nicht gelingen!
Nein, Cäſar, nein! du ſollſt, du kannſt mich nicht bezwingen!

Portia.

Es liegt ihm ganz gewiß ſein Kummer noch im Sinn!

Phenice.

Wo will denn, Portia, das ſtete Grämen hin!
Was weinſt du allezeit? Wir dürfen gar nicht ſorgen,
Wenn Cato nur noch lebt, ſo ſind wir ſchon geborgen.

Der ſechſte Auftritt.

Artabanus. Phokas. Portius. Portia.

Artabanus.

Die Reiter ſind zurück, und habens ausgeſpürt,
Wie ſtark das Kriegsheer iſt, das Cäſar bey ſich führt,
Und wie entfernt es ſteht. Man ſieht es deutlich liegen,
Wenn man auf einen Thurm, nach Oſten zu, geſtiegen.
Die Sonne, die bereits allmählich untergeht,
Macht, daß ein Wiederſchein von Schild und Helm entſteht,
Der faſt das ganze Feld mit Gold und Glanz bedecket.
Indeſſen hat der Feind ſein Lager abgeſtecket;
Und Cäſar wartet noch, weil er den Frieden liebt,
Was Catons Antwort ihm für einen Ausſchlag giebt.

Phokas.

Wir werden alſo wohl den Vater wecken müſſen!
Was dünkt dich, Portia? Hier muß er ſich entſchließen.

Der ſiebente Auftritt.

Portius. Artabanus. Phokas. Portia. Phenice.

Phokas.

Dein Anblick, Portius, erſchreckt mich ungemein,
Die Zeitung, die du bringſt, muß groß und wichtig ſeyn
Dein Auge will uns ſchon was unverhofftes ſagen?

Portius.

Ich eilte zu dem Port, wo unſre Freunde lagen,

Die voller Ungeduld auf den erwünſchten Wind,
Bis dieſe Stunde noch nicht abgeſegelt ſind.
Da lief ein Segel ein von des Pompejus Sohne,
Das brachte Zeitung mit, daß er kein Sorgen ſchone,
Die Völker Spaniens um Beyſtand anzuflehn,
Bis er des Vaters Tod gerochen könne ſehn.
Stünd hier ein Cato nur an dieſes Heeres Spitzen;
So würd es uns und Rom vielleicht was mehrers nützen!

(Man höret einen Tumult drinnen.)

Doch, halt! welch ein Geräuſch! Ach laßt mich eilend gehn,
Dem Vater ſelbſt vielleicht in etwas beyzuſtehn:

(Portius läuft hinein.)

Phokas.

Er denkt gewiß an Rom auch mitten in dem Schlummer,
Und bey dem Ungeſtüm von dem empfundnen Kummer,
Erzürnt er ſich vielleicht, daß Rom ſich ſelbſt verſtört.

(Man hört ein neues Gepolter.)

Allein das Poltern wird zum andernmal gehört!
Ihr Götter! ſteht uns bey!

Portia.

Ach hier iſt nicht zu ſäumen?
So ächzt, ſo ſtehnt kein Menſch im Schlafen oder Träumen!
Er liegt in Todesangſt! den Ton erweckt der Tod!

Portius kömmt eilend wieder.

Ach Schweſter Portia! O Anblick voller Noth!
Was wir bisher beſorgt, das iſt nunmehr geſchehen!
Er hat ſich ſelbſt entleibt!

(Sie fällt in Ohnmacht, und Phenice hält ſie.)

Phokas.

Kommt, laßt uns ſelber ſehen,
Denn Worte taugen nichts, wo man nichts weiter thut.

Portius mit bebender Stimme.

Umſonſt! ihr kommt zu ſpät: er lag ſchon voller Blut

Als ich ins Zimmer kam. Ich hub ihn von der Erden,
Und ſatzt ihn in den Stuhl. Er ſchien ſchon blaß zu werden,
Als er ganz matt und kalt die Augen nach mir ſchlug,
Und ſeine Freunde noch zu ſehn Verlangen trug:
Die Diener bringen ihn bereits hieher getragen!
Und weinen insgeſammt, den Unfall zu beklagen.

Portia.

O Himmel! ſteh mir doch in dieſer Stunde bey,
Daß ich ihm wenigſtens im Tode dienſtbar ſey.

Der achte Auftritt.

Cato. Portius. Phokas. Portia. Phenice. Artaban.

Artaban.

Das iſt nun dein Triumph! So, Cäſar, kannſt du ſiegen!

Phokas.

Nun iſt es aus mit Rom, ſo hoch es auch geſtiegen.

Portius.

Mein Vater ſtirb doch nicht.

Cato, den man getragen bringt.

So weit, hier ſetzt mich her.
Getroſt, mein Sohn, getroſt! Das Reden fällt mir ſchwer.
Tritt näher, Portius. Wie ſtehts mit unſern Freunden?
Sind ſie ſchon eingeſchifft? Entkommen ſie den Feinden?
Sprich, ob ich ihnen ſonſt noch irgend dienen kann?
Du aber, rufe nie den Feind um Gnade an.
Verſäume niemals was, die Freyheit Roms zu retten;
Itzt folgt ſie mir ins Grab! Ich ſterbe ſonder Ketten,
Und bin recht ſehr erfreut, daß, da ich frey gelebt,
Ich noch ein Römer bin, indem man mich begräbt.
Dem Beyſpiel folge nach! Du ſtammſt aus meinem Saamen,
Befleiße dich denn auch dem Cato nachzuahmen!

Gehab dich wohl mein Sohn!

(Er umarmt ihn.)

Du aber Portia.

Die ich vorlängſt verlor, itzt wenig Stunden ſah,
Und wiederum verliehr; denk meiner Vaterliebe,
Und folg in allem Thun, dem tugendhaften Triebe,
Der dich bereits erfüllt. Beweine nicht mein Grab;
Rom, Rom, dein Vaterland dringt dir die Thränen ab!
Verdamme Cäſars Glut, die dich zur Sklavinn machet:
Und weil was römiſches in deiner Bruſt erwachet,
So wähle künftig mir den Held zum Tochtermann,
Der den Tyrannen ſtraft und Rom befreyen kann.
Umarme mich, mein Kind! Ihr Freunde, ſeht mich ſterben!
Ihr ſeufzet? thut es nicht! Beweinet Roms Verderben!
Lebt wohl und Rom getreu. Ihr Götter! hab ich hier
Vielleicht zu viel gethan: Ach! ſo vergebt es mir!
Ihr kennt ja unſer Herz, und prüfet die Gedanken!
Der Beſte kann ja leicht vom Tugendpfade wanken.
Doch ihr ſeyd voller Huld. Erbarmt euch! = = Ha!

Artabanus.

Er ſtirbt!

Phokas.

O Schmerz! O harter Fall! Der größte Mann verdirbt,
Den jemals Rom geſehn! Das Ebenbild der Götter,
Und, hätten ſie gewollt, des Vaterlandes Retter.

Portius.

Kommt, tragt den todten Leib vor Cäſars Angeſicht:
Wer weis, ob ihm nicht noch ſein hartes Herze bricht;
Wenn er den Helden ſieht in ſeinem Blute liegen.

Artabanus.

O Rom! Das iſt die Frucht von deinen Bürgerkriegen!

Ende dieſes Trauerſpiels.

Der
Menſchenfeind.
Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen.
Aus dem Franzöſiſchen
Des Herrn Moliere
überſetzt,
von
L. A. V. G.

* *

Perſonen.

Herr von Eigenfels, Liebhaber der Baroneßinn von Stachelberg.

Herr von Gutmannsdorf, des Eigenfels Freund.

Herr von Hochwitz, Liebhaber der Baroneßinn von Stachelberg.

Die Baroneßinn von Stachelberg.

Fräul. Charlotte, ihre Muhme.

Fräul. Caroline, der Baroneßinn gute Freundinn.

Herr von Eginhardt. } Hofleute.
Herr von Gutleben. }

Chriſtian, der Baroneßinn Diener.

Johann, Diener des Herrn von Eigenfels.

Ein Wachtmeiſter.

* * *

Der erſte Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hr. von Eigenfels. Hr. von Gutmannsdorf.

Gutmannsdorf.

Was iſts denn? was fehlt ihnen? Herr von Eigenfels?

Eigenfels. Ich bitte ſie, laſſen ſie mich zufrieden.

Gutmannsd. Aber ſo ſagen ſie mir doch, was für eine Grille? = = = =

Eigenfels. Laſſen ſie mich mit Frieden, ſage ich, und ſuchen ſie einen Winkel wo ſie ſich verbergen können!

Gutmannsd. Man kann die Leute doch aber wohl anhören, ohne daß einem gleich die Galle überlaufen darf.

Eigenfels. Nun! ich will mich aber nun ärgern, und will keinen anhören!

Gutmannsd. Ich kann mich in ihren ſchleunigen Zorn nicht finden! und ob ich gleich ihr Freund bin, ſo bin ich doch der erſte der = = = =

Eigenfels, ſteht plötzlich auf. Ich ihr Freund? ich wäre ihr Freund? ſtreichen ſie das aus ihrem Regiſter aus! Zwar bisher habe ich mich dafür bekannt; Allein was ich jetzt an ihnen bemerkt habe, das ſteht mir durchaus nicht an, und ich ſage es ihnen rund heraus, daß ich nicht weiter ihr Freund ſeyn mag. Ich begehre keinen Platz in einem ſo falſchen verkehrten Herzen!

Gutmannsd. Ich bin alſo ihren Gedanken nach, ja wohl ſehr ſtrafbar?

Eigenfels. Gehen ſie! ſie ſollten ſich zu Tode ſchämen! Nein! was ſie gethan haben, das iſt nicht zu entſchuldigen, und ein jeder ehrlicher Menſch muß ſich daran ärgern. Was? ich ſehe daß ſie einen Menſchen mit Schmeicheleyen überhäufen, ſie erweiſen ihm alle mögliche Zärtlichkeit. Sie biethen ſich ſelbſt und ihre Dienſte mit Eidſchwüren an, ſie erdrücken ihn faſt in der Wuth ihrer Umarmungen: Und wenn ich ſie hernach frage, wer denn dieſer Menſch iſt? ſo können ſie mir ja wahrhaftig kaum ſeinen Namen nennen! So bald er fort iſt, iſt alle ihre Hitze dahin, und gegen mich thun ſie, als wenn er ihnen ganz gleichgültig wäre. Zum Henker! das iſt eine ſchändliche, niederträchtige, verdammte Art ſein Gemüthe ſolcher geſtalt zu verrathen. Und wenn ich jemals ſo unglücklich wäre, es eben ſo zu machen, ſo gienge ich aus Verzweiflung und erhenkte mich am erſten beſten Baume den ich fände.

Gutmannsd. Nun! daß die Sache eben hängenswerth wäre, das ſeh ich doch noch nicht! und ich bitte ſie daher mir es nicht übel zu deuten, daß ich

ein

ein wenig gnädiger mit mir verfahre, und mir deswegen noch zur Zeit kein Leid anthue.

Eigenfels. Das Spaßen ſteht ihnen ſehr ſchlecht an!

Gutmannsd. Nun ſo ſagen ſie mir im Ernſte, was hätte ich denn thun ſollen?

Eigenfels. Ehrlich ſeyn! und als ein ehrliebender Menſch kein Wort vorbringen, das nicht aus dem Herzen kömmt.

Gutmannsd. Wenn aber ein Menſch auf mich zukömmt, und mich mit Freuden umarmet, ſo muß ich ihn ja wohl mit gleicher Münze bezahlen; ſo gut ich kann, auf ſeine Höflichkeiten antworten, und ihm meine Dienſte für ſeine, und meine Verſicherungen für ſeine anbiethen.

Eigenfels. Nein, dieſe närriſche Mode kann ich im Grunde nicht leiden! ich weis daß die meiſten Leute ſie zwar mitmachen; allein ich haſſe nichts mehr, als die lächerlichen Verzückungen, aller ſolcher Complimentenkrämer, die mit ihren leichtſinnigen Umarmungen, ſo freygebig ſind, und mit dem unnützen Geſchwätze kein Ende finden können; die es in der Höfligkeit mit allen Menſchen aufnehmen, und den ehrlichſten Menſchen mit dem Narren über einen Leiſten ſchlagen. Was Teufel habe ich davon, daß mir ein Kerl höflich begegnet; daß er mir ſeine Freundſchaft, ſeine Liebe, Dienſte und Zärtlichkeit zuſchwört; daß er mich überall herausſtreicht, wenn er es mit dem erſten Gecken der ihm nur aufſtößt eben ſo macht? Nein, nein! wer nur einen ehrliebenden Tropfen Bluts im Leibe hat, der begehrt eine ſo ver-

unehrte Hochachtung nicht! und der vornehmſte Mann erweiſt mir mit ſeiner Höflichkeit eine gar ſchlechte Ehre, wenn er mich mit dem ganzen menſchlichen Geſchlechte in einen Klumpen wirft. Die Hochachtung gründet ſich bloß auf einigen Vorzug; und der ehrt gar nichts, der die ganze Welt ehrt. Weil ſie ſich nun von dieſem Laſter unſrer Zeit auch mit anſtecken laſſen, ſo ſind ſie auch ganz und gar mein Mann nicht mehr. Ich bedanke mich für die weitläuftige Gefälligkeit eines Herzens, das unter den Verdienſten keinen Unterſcheid zu machen weis. Ich will von andern Leuten unterſchieden ſeyn; und damit ichs kurzmache, der allgemeine Menſchenfreund iſt niemals mein Werk geweſen.

Gutmannsd. Aber, wenn man doch einmal in der Welt lebt, ſo muß man ja allerdings gewiſſe äuſſerliche Ehrenbezeignngen mitmachen, die unter andern Leuten gebräuchlich ſind.

Eigenfels. Nein! ſage ich. Man ſollte die ſchändliche Art der ſcheinbaren Freundſchaften ohne alle Barmherzigkeit ſtrafen. Ich will, daß man ein ehrlicher Menſch ſeyn ſoll, und daß ſich bey aller Gelegenheit in unſern Worten der Grund unſers Herzens zeige. Dieſes muß reden, und unſre Empfindungen müſſen ſich niemals unter der Larve eitler Wortgepränge verbergen.

Gutmannsd. Es giebt doch gewiße Gelegenheiten, wo ein Menſch der kein Blatt vors Maul nimmt, ſehr lächerlich und unerträglich werden würde. Und gewiß, ihre ſtrenge Gemüthsart mag davon denken was ſie auch will, ſo iſt es doch ſehr gut das inner-

innerſte ſeines Herzens zu verbergen. Wäre es wohl geſcheidt und dem Wohlſtande gemäß, an tauſend Orten und allen Menſchen alles zu ſagen was man denkt? Und muß man denn, wofern uns jemand misfällt, oder uns verhaßt iſt, es ihm ſogleich ins Geſicht ſagen?

Eigenfels. Ja!

Gutmannsd. Was? ſie wolltens der alten Friederike in die Augen ſagen, daß es ſich für ihr Alter nicht ſchickt, ſchön zu thun, und daß ihre Schminke allen Menſchen lächerlich und zuwider iſt?

Eigenfels. Warum nicht?

Gutmannsd. Und dem Gerade zu, daß er zu unverſchämt iſt? und daß dem ganzen Hofe von ſeinem ewigen Erzählen, wie tapfer er ſey, bereits die Ohren wehe thun?

Eigenfels. Ja wohl!

Gutmannsd. Sie ſpotten!

Eigenfels. Ich ſpotte nicht, und ich werde hierinnen keinen Menſchen ſchonen. Sie haben mir den Kopf ſchon zu toll gemacht, und ſo wohl der Hof als die Stadt bringt mir keinen Menſchen vor die Augen, über den mir nicht die Galle überläuft. Ich werde verdrießlich, mürriſch, und ſchwermüthig, wenn ich die Menſchen ſo mit einander umgehen ſehe, wie ſie thun. Alles iſt voller ſchändlichen Schmeicheley, voll Ungerechtigkeit, Eigennutz, Verrath, Betrug ‒ ‒ ‒ Ich kann es nicht länger ausſtehen, ich berſte, und bin geſonnen, mit dem ganzen menſchlichen Geſchlechte zu brechen!

Gutmannsd. Dieſer philoſophiſche Unwillen, iſt ein wenig gar zu wild. Ich muß über ihren bittern Zorn recht lachen, und wir beyde ſind faſt den zween ungleichen Brüdern, in des Moliere ſeiner Schule der Männer, ähnlich.

Eigenfels. Ach! gehen ſie mit ihren abgeſchmackten Vergleichungen.

Gutmannsd. Nein, nein! laſſen ſie vielmehr ihren Groll fahren. Die Welt wird ſich ihnen zu gefallen nicht ändern: und weil ihnen denn die Aufrichtigkeit ſo wohl gefällt, ſo will ich es ihnen nur gerade herausſagen, daß ihre wunderbare Gemüthsart ſie allenthalben lächerlich macht, wo ſie nur hinkommen; und daß ſich viele Leute über ihren erſchrecklichen Zorn wegen der heutigen Sitten, ungemein aufhalten.

Eigenfels. Deſto beſſer! zum Henker, deſto beſſer! das will ich eben haben! Das ſehe ich recht gern, und habe eine große Freude darüber! Ich haſſe alle Menſchen ſo ſehr, daß es mir leid ſeyn ſollte, wenn ſie mich für klug hielten.

Gutmannsd. Sie ſind ja über die menſchliche Natur wohl ſehr böſe?

Eigenfels. Ja! ich haſſe ſie wie den Tod!

Gutmannsd. Sollen den alle arme Menſchen, keinen ausgenommen, ihnen ſo zuwider ſeyn? Es giebt doch auch jetzt noch einige = = = =

Eigenfels. Nein! einer iſt ſo gut als der andere, und ich bin ihnen allen gram! Einige kann ich nicht leiden, weil ſie bösartig und heimtückiſch ſind, und die andern, weil ſie den Boshaften höflich begegnen,

und

und ſie nicht ſo heftig haſſen, als tugendhafte Leute das Laſter haſſen ſollen. Ein Exempel davon giebt die ungerechte Höflichkeit, die man gegen den offenbaren Spitzbuben bezeigt, mit dem ich im Proceſſe liege. Man ſieht ihn auch hinter ſeiner Larve für einen Böſewicht an; er iſt allenthalben für dasjenige bekannt, was er iſt: ſeine blinkende Augen, ſeine gedämpfte Sprache, betrügen nur Kinder, die die Welt nicht kennen. Man weis es, daß dieſer nichtswürdige Kalbskopf ſich durch niederträchtige Künſte empor geſchwungen hat, und daß die Tugend darüber ſchamroth wird, und die Verdienſte murren, daß ein ſolcher Kerl in der Welt ein Anſehn hat erlangen können. Man mache ihn noch ſo arg herunter, man nenne ihn einen Betrüger, einen Ehrloſen, einen verdammten Böſewicht; alle Welt wird es zugeben, kein Menſch hat ein Wort dawider zu ſagen. Und gleichwohl iſt ſein Fratzengeſicht allenthalben willkommen und angenehm; man läuft ihm entgegen, man lachet, und die Beſtie ſchmeichelt ſich allenthalben ein, Ja, iſt wo durch Liſt und Ränke eine Ehrenſtelle zu erjagen, ſo wird er ſelbige den wackerſten Leuten vor dem Maule wegſchnappen. Zum Teufel! dieß ſind lauter Seelenſtiche für mich, daß man mit dem Laſter noch ſo behutſam umgeht! Und manches mal kömmt mir wahrhaftig die Luſt an, von allen Menſchen in eine Wüſte zu laufen.

Gutmannsd. Mein Gott! man bekümmere ſich doch nicht ſo viel um die Sitten dieſer Zeit; man muß der menſchlichen Natur auch was zu gute halten! Man ſehe ſie nicht eben auf der allerſchlimmſten Sei-

te an, und halte ihr auch einige Schwäche zu gut. In der Welt muß man eine verträgliche Tugend haben; allzuviel Weisheit macht einen oftmals auch ſtrafbar: die richtige Vernunft vermeidet alle Ausſchweifungen, und man muß mit Maßen klug ſeyn. Die gar zu große Ehrlichkeit der alten Zeiten beleidigt uns und den jetzigen Zeitlauf gar zu ſehr; ſie begehrt gar zu viel Vollkommenheit von dem Menſchen, und man muß manchmal den Umſtänden und der Zeit nachgeben. Ich ſehe eben ſo gut als ſie, täglich hundert Dinge, die auch wohl beſſer ſeyn könnten, wenn ſie anders wären; aber daß ich bey jedem Schritte gleich voller Zorn nnd Wuth ſeyn ſollte, wie ſie thun, daß ſieht kein Menſch von mir. Ich nehme die Leute ſo mit, wie ſie ſind; ich gewöhne mich an, mir alles gefallen zu laſſen was ſie thun, und ich glaube, daß ſo wohl bey Hofe als in der Stadt, meine Gelaſſenheit eben ſo philoſophiſch iſt, als ihre Galle.

Eigenfels. Aber ihre Gelaſſenheit, mein lieber Herr Moraliſt, dieſe Gelaſſenheit ſage ich, wird die niemals böſe? Wenn z. E. ein guter Freund ſie verrathen muß, wenn man, um ihr Gut zu erſchleichen, ihnen eine Falle baut; ja wenn man endlich allerley böſe Gerüchte von ihnen ausſprengt, würden ſie das alles auch gelaſſen anſehen?

Gutmannsd. Ja, ja, ich ſehe alle dieſe Fehler worüber ſie ſchmälen; ich ſehe ſie aber als Laſter an, die mit der menſchlichen Natur verbunden ſind: und ich kann nicht eben ſagen, daß mich es mehr verdröße einen Menſchen betrügeriſch, ungerecht, eigen-

nützig

nützig zu ſehen, als es mich verdreußt wenn ich gewahr werde, daß der Geyer auf den Raub erpicht, der Affe heimtückiſch, und der Wolf wütend iſt.

Eigenfels. Was? was? ich ſoll mich verrathen, zerreißen, und beſtehlen laſſen, und ſoll nicht = = = = = o Himmel! ich mag gar kein Wort mehr ſagen! ſo ungereimt iſt ihr Vorbringen!

Gutmannsd. Wahrhaftig ſie werden ſehr wohl thun, wenn ſie ſchweigen. Glauben ſie mir, ſchimpfen ſie etwas weniger auf ihren Gegenpart, und wenden ſie mehr Sorgfalt auf ihren Proceß.

Eigenfels. Das werde ich wohl bleiben laſſen, und dabey bleibts.

Gutmannsd. Aber wer ſoll den für ſie ſprechen?

Eigenfels. Wer? die Vernunft, meine gerechte Sache, die Billigkeit!

Gutmannsd. Werden ſie gar keinen Richter beſuchen?

Eigenfels. Nein! Iſt meine Sache etwa unbillig, oder auch nur zweifelhaft?

Gutmannsd. Das gebe ich zu; aber die Ränke ſind mancherley, und = = = =

Eigenfels. Nein! ich werde keinen Schritt drum verlieren, das habe ich mir ſchon vorgenommen. Entweder ich habe Recht, oder Unrecht: eins von beyden!

Gutmannsd. Trauen ſie dem Frieden nicht!

Eigenfels. Ich rühre mich nicht!

Gutmannsd. Ihr Gegenpart iſt angeſehn, und kann durch allerley Künſte = = = =

Eigenfels. Mag er doch!

Gutmannsd. Sie werden ſich ſelbſt hintergehen.

Eigenfels. Immerhin! ich will ſehen was draus werden wird.

Gutmannsd. Aber! = = = =

Eigenfels. So habe ich das Vergnügen meinen Proceß zu verlieren!

Gutmannsd. Aber endlich! = = = =

Eigenfels. Ich werde doch einmal bey meinem Proceſſe ſehen, ob die Menſchen auch wohl unverſchämt genug ſeyn können? ob es ihnen möglich iſt, ſo ruchlos, ſo boshaft, und ſo gottlos zu ſeyn, mir vor den Augen der ganzen Welt unrecht zu thun?

Gutmannsd. O Himmel! welch ein Menſch!

Eigenfels. Ich wollte was rechts drum ſchuldig ſeyn, daß ich meinen Proceß nur ſchon verloren hätte! So ſchön kömmt mir der Streich vor!

Gutmannsd. Wahrhaftig! die Leute würden ſich krank lachen, wenn ſie ſie ſo reden hörten.

Eigenfels. Deſto ſchlimmer für die, die da lachten.

Gutmannsd. Aber ſagen ſie mir doch einmal, mein Herr von Eigenfels, finden ſie den diejenige Aufrichtigkeit über der ſie ſo ſtrenge halten, dieſe Ehrlichkeit, dafür ſie ihr Leben laſſen wollen! finden ſie die hier bey ihrer Geliebten? Ich meines theils, verwundre mich nicht wenig, daß ſie, ungeachtet ſie ſich mit dem ganzen menſchlichen Geſchlechte erzürnt zu haben ſcheinen, ungeachtet daſſelbe ihnen ſo verhaßt iſt; daß ſie dennoch ihre Geliebte aus demſel-

ben

ben erwählt haben. Ja, was mich noch mehr Wunder nimmt, iſt, daß ſie eine ſo ſeltſame Wahl getroffen haben. Die aufrichtige Charlotte iſt ihnen geneigt, die ſpröde Caroline ſieht ſie freundlich an: und gleichwohl ergeben ſie ſich keiner von beyden, ſondern widmen ſich der Baroneße von Stachelberg, deren verbuhltes Gemüth, und verleumderiſcher Geiſt, den heutigen Sitten auf die ſie böſe ſind, nur gar zu ähnlich ſieht. Woher kömmt es, daß, da ſie dieſe an allen andern Menſchen haſſen, ſie ſelbige an ihrer Schönen ertragen können? Sind es denn bey einer Geliebten keine Fehler mehr? Oder ſehen ſie ſie nicht? oder entſchuldigen ſie ſie?

Eigenfels. Nein, nein! die Liebe, die ich zu dieſer jungen Wittwe trage, verſchleußt mir die Augen vor ihren Fehlern nicht: und ich bin, ſo ſehr ſie mich auch in ihren Banden hält, der erſte, dieſelben zu ſehen und zu verdammen. Allein, dem ſey wie ihm wolle, ſo geſtehe ich meinen Fehler; ſie hat die Kunſt ausgefunden, mich zu bezaubern: ich bekenne meine Schwäche, ich ſehe ſie alle an ihr, ich tadle ſie deswegen; allein ſie hält mich wider meinen Willen gefangen. Ihr Reiz iſt zu ſtark, und meine Liebe wird ſie unfehlbar von dieſen Mängeln unſrer Zeit noch reinigen.

Gutmannsd. Wenn ſie das zuwege bringen können; ſo haben ſie was großes ausgerichtet. Sie glauben alſo, daß die Baroneßinn ſie liebt?

Eigenfels. Ja wohl! zum Henker! ich würde ſie nicht lieben, wenn ich nicht glaubte, geliebt zu werden.

Gutmannsd. Wenn ſie ihnen aber ihre Freundſchaft blicken läßt, woher kömmt es denn, daß ſie über ihre Nebenbuler ſo eiferſüchtig ſind?

Eigenfels. Daß macht, ein zärtliches Herz will gern ganz allein geliebt ſeyn. Und ich komme bloß in der Abſicht her, ihr alles zu ſagen was meine Leidenſchaft mir deswegen an die Hand giebt.

Gutmannsd. Was mich betrifft, ſo würde ich, wenn ich mich verlieben wollte, ihre Muhme Charlotte wählen. Sie ſchätzt ſie hoch, und beſitzt ein ehrliches Herz, dieſe Wahl würde ihnen gewiß gemäſſer ſeyn.

Eigenfels. Es iſt wahr, meine Vernunft ſagt mirs täglich, aber die Liebe richtet ſich nicht nach der Vernunft.

Gutmannsd. Ich fürchte ſehr, daß ihre Liebe und die Honffung die ſie ſich machen = = = =

Der andere Auftritt.

Herr von Hochwitz. Herr von Eigenfels. Herr von Gutmannsdorf.

Hochwitz. Ich höre unten, daß die Frau Baroneßinn und Fräulein Charlotte ausgefahren ſind, allerley einzukaufen. Weil mir aber der Diener ſagte, daß ſie beyderſeits hier wären, ſo bin ich heraufgekommen, ihnen mit aufrichtigem Herzen zu ſagen, daß ich eine ganz unglaubliche Hochachtung gegen ſie habe; und daß mich dieſe längſt zu den ſehn-

lichen Wunſche gebracht, unter die Anzahl ihrer Freunde zu gehören. Ich laſſe den Verdienſten gern ihr Recht wiederfahren, und ich ſehne mich recht nach ihrer Gewogenheit. Ich glaube daß ein hef-tiger Freund, und der von meinem Stande iſt, end-lich auch eben nicht zu verachten iſt. Zum Herrn von Eigenfels. Erlauben ſie mir, ich rede mit ihnen!

Eigenfels in Gedanken, als wenn er das vorige nicht gehört hätte. Mit mir?

Hochwitz. Ja, mit ihnen. Misfällt ihnen etwa was ich ſage?

Eigenfels. Das eben nicht! aber ich wundere mich ſehr darüber, und hatte mir die Ehre gar nicht vermuthet.

Hochwitz. Die Hochachtung, in der ſie bey mir ſtehen, darf ſie gar nicht wunder nehmen, und ſie kön-nen ſie von der ganzen Welt fordern.

Eigenfels. Ey, mein Herr = = = =

Hochwitz. Das ganze Land hat nichts aufzu-weiſen, was von ihren Verdienſten nicht übertroffen würde.

Eigenfels. Ey, mein Herr! = = = =

Hochwitz. Ja, was mich betrifft, ſo ziehe ich ſie hier den größten Männern vor.

Eigenfels. Ey, mein Herr! = = = =

Hochwitz. Ich will auf der Stelle des Todes ſeyn, wofern ich lüge! Erlauben ſie mir, mein Herr von Eigenfels, daß ich ſie von Herzensgrunde um-arme, und mir einen Platz in ihrer Freundſchaft aus-bitte. Hier haben ſie meine Hand, verſprechen ſie mir ihre Freundſchaft?

Eigenfels. Ey, mein Herr! ‥‥

Hochwitz. Wie? ſie weigern ſich? ‥‥

Eigenfels. Mein Herr, ſie wollen mir eine gar zu große Ehre erzeigen. Allein die Freundſchaft begehrt was mehr, und man misbraucht ihren Namen, wenn man ſie gegen alle Menſchen verſchleudert. Dieſe Vereinigung muß mit Vorſicht und Bedacht geſchehn, wir müſſen uns erſt näher kennen lernen, ehe wir uns als Freunde verbinden: denn wir könnten wohl eine ſolche Gemüthsart haben, daß uns allen beyden der Handel leid würde.

Hochwitz. Wahrhaftig! ſie reden recht vortrefflich davon; und vermehren dadurch meine Hochachtung. Wir wollen es alſo noch der Zeit überlaſſen, das ſüße Band der Freundſchaft unter uns zu ſtiften; indeſſen aber bin ich ganz der ihrige. Soll ich ihnen etwa bey Hofe hier und da eine Gelegenheit machen; ſo iſt es endlich bekannt, daß ich bey dem Könige ſchon etwas zu ſagen habe: er hört mich gern, und geht wahrhaftig, auf die höflichſte Art von der Welt mit mir um. Kurz ich bin auf alle Art der ihrige; und da ich weis, daß ſie ſehr viel Verſtand beſitzen, ſo komme ich hieher ihnen zum Anfange unſrer ſchönen Freundſchaft, eine kurze Ode zu zeigen, die ich kürzlich gemacht habe, und davon ich gern wiſſen möchte, ob ſie es für gut halten, daß ich ſie drucken laſſe.

Eigenfels. Mein Herr von Hochwitz, ich bin gar nicht geſchickt, von ſolchen Sachen zu urtheilen, überheben ſie mich dieſer Ehre.

Hochwitz. Warum das?

Eigenfels. Ich habe den Fehler an mir, daß ich in ſolchen Fällen ein wenig gar zu ehrlich bin.

Hochwitz. Das will ich eben haben, und ich würde mich ſehr darüber beſchweren, wenn ſie mir ihre Neigung, nicht treulich ſagen wollten, indem ich mich ihnen anvertraue.

Eigenfels. Weil ſie denn ja ſo wollen: meinetwegen! ſo mag es ſeyn.

Hochwitz. lieſt: Ode = = = Es iſt eine Ode. Die Hoffnung = = = Sie iſt an eine Dame gerichtet die mir einige Hoffnung gemacht hatte. Die Hoffnung = = = Es ſind eben nicht die leichteſten, flüßigſten und deutlichſten Verſe; ſondern ſie ſind körnicht und bündig, und mehr für die Nachwelt, als für unſere verwöhnten Zeiten geſchrieben.

Gutmannsd. bey Seite. Du wirſt ſchön ankommen!

Eigenfels. Wir wollen das ſchon ſehen.

Hochwitz. Die Hoffnung = = = ich weis nicht ob ſie vielleicht eine gar zu richtige Schreibart lieben; und ob ihnen meine kühne Wortfügung gefallen wird?

Eigenfels. Wir wollen das alles ſchon ſehen.

Hochwitz. Uebrigens müſſen ſie wiſſen, daß ich ſie in einer einzigen Viertelſtunde gemacht habe.

Eigenfels. Wir wollen ſchon ſehen, mein Herr, die Zeit thut gar nichts zur Sache!

Hochwitz lieſt.

Die Hoffnung ſtellt uns zwar zufrieden,
Und wiegt uns oft den Unmuth ein:
Doch welch ein Schmerz iſt uns beſchieden;
Wenn ſonſt nichts folgt, als ſie allein?
Und wenn, verhüllt in tiefer Nacht,
Kein ferner Glück ſich kennbar macht?

Gutmannsd. Dieſer kleine Anfang hat mich ſchon ganz eingenommen!

Eigenfels leiſe zum Gutmannsdorf. Was? ſie ſchämen ſich nicht, die Strophe zu loben?

Hochwitz lieſt.

Zwar haſt du ſonſt mich angelachet,
Ach aber! hättſt du mich gehaßt!
Und keine Koſten dir gemachet,
Mir, nach der ausgeſtandnen Laſt
Nach ſchwerer, doch verbißner Pein,
Das Nichts der Hoffnung zu verleihn.

Gutmannsd. Wahrhaftig! das iſt allerliebſt niedlich geſagt!

Eigenfels leiſe zum Gutmannsdorf. Wie? was? niederträchtiger Schmeichler! Sie loben die ärgſten Schnitzer?

Hochwitz lieſt.

Verzehrt durch ein zu ewig Warten,
Das den gequälten Geiſt beklemmt,
Muß ich das letzte noch erwarten,
Das ſpät den Schmerz, doch gänzlich hemmt.
Hier macht des Todes letzter Stoß
Den Geiſt von deinen Feſſeln los.

Gutmannsd. Das iſt eine vortrefliche Strophe!

Eigenfels bey Seite. Verräther! du wirſt an deiner Mutterſprache und an der geſunden Vernunſt zugleich zum Mörder!

Hochwitz lieſt.

Der Himmel der das Brod uns treuffelt,
Weis meine Furcht und ſieht dieß Blatt.
Ja ſchönſte Doris! man verzweifelt,
Wenn man zu lang gezweifelt hat.
Der Hunger hat oft den verzehrt,
Den man mit lauter Hoffnung nährt.

Gutmannsd. Der Einfall in den vier letzten Zeilen iſt mit keinem Gelde zu bezahlen!

Eigenfels bey Seite. Du verwünſchter Kerl mit deinem Einfalle! ich wollte daß du einen gehabt hättſt worüber dir Arm und Beine in Stücken gegangen wären.

Gutmannsd. Ich habe nie was körnichters gehört.

Eigenfels. Zum Henker! = = = =

Hochwitz. Sie ſchmeicheln mir und glauben vielleicht, daß = = = =

Gutmannsd. Nein, ich ſchmeichle gar nicht.

Eigenfels bey Seite. Und was thuſtu denn? du Beſtie!

Hochwitz zum Eigenfels. Nun, aber ſie? ſagen ſie mir nunmehro, nach unſrer neuen Abrede, aufrichtig ihre Meynung.

Eigenfels. O! mein Herr, das iſt allemal eine ſehr kützliche Sache! In ſolchen witzigen Stücken will man immer gern gelobet ſeyn. Allein ich ſagte einmal zu jemanden, den ich nicht nennen mag, in-

dem er mir etliche Verſe von ſeiner Arbeit wies, daß ein artiger Menſch allezeit eine große Herrſchaft über die Begierde zu ſchreiben haben müſſe, die bey uns oftmals entſteht: er müßte ſeine Zunge im Zaume zu halten wiſſen, daß ſie dergleichen kleine Zeitkürzungen nicht verplauderte; und man ſetzte ſich durch das gar zu hitzige herleſen ſolcher Arbeiten oftmals dem Gelächter ganzer Geſellſchaften aus.

Hochwitz. Was? wollen ſie mir etwa dadurch zu verſtehen geben, daß ich unrecht = = = =

Eigenfels. Das ſage ich eben nicht. Allein ich ſagte ihm damals, daß ein kalter Vers die Leute ohnmächtig macht; daß ein artiger Cavalier bloß dadurch in Verachtung geräth, und daß die Leute allemal, wenn ſie gleich ſonſt hundert gute Eigenſchaften an ſich hätten, doch immer auf ihrer ſchlimmen Seite angeſehen werden.

Hochwitz. Finden ſie aber an meiner Ode etwas auszuſetzen?

Eigenfels. Das ſage ich eben nicht: allein ich ſtellte ihm vor, wie dieſe Reimſucht zu unſern Zeiten viel brave Leute angeſteckt hätte; um ihn dadurch davon abzuhalten.

Hochwitz. Schreibe ich denn ſchlecht? und bin ich ihm gleich?

Eigenfels. Das ſage ich eben nicht; allein ich ſagte zu ihm: was plagt dich denn für ein Geiſt, daß du nun durchaus reimen muſt? Wer zwingt dich, was drucken zu laſſen? Wenn ja jemanden die Ausgabe eines ſchlechten Buchs zu gute zu halten iſt, ſo ſind es die armen Hungerleider, die ums liebe Brod ſchrei-

ſchreiben. Glaube mir, ſagte ich, widerſtehe dem Schreibkützel. Verheele der Welt dieſen Zeitvertreib; und verderbe dir doch ja nicht, die Schmeicheley ſage was ſie wolle, den Namen eines geſcheidten Menſchen, den du bey Hofe haſt; um dir dafür aus den Händen eines verhungerten Druckers den Titel eines elenden und nichtswürdigen Schriftſtellers anzuſchaffen. Dieß gab ich ihm ſo ungefähr zu verſtehen.

Hochwitz. Nun wahrhaftig! das gefällt mir, und ich denke, daß ich ſie zur Gnüge verſtehe. Kann ich aber nicht etwa wiſſen, was denn eigentlich in meiner Ode = = = =

Eigenfels. Je nu! ihre Ode iſt gut genug, in den Schranck zu legen. Sie haben ſich nach ſchlechten Muſtern gerichtet, und ihr Ausdruck iſt nicht natürlich und fließend. Denn ſagen ſie mir einmal was heißt das: **Die Hoffnung wiegt den Unmuth ein? Und wenn verhüllt in tiefer Nacht kein ferner Glück ſich kennbar macht? hätteſt du dir keine Koſten gemacht mir Hoffnung zu verleihn? Verzehrt durch ein zu ewig warten?** Was heißt das? iſt denn zuewig noch **ewiger** als **ewig?** Was heißt es denn? **Ja ſchöne Doris, man verzweifelt, wenn man ſo lang gezweifelt hat.** Und was heißt denn endlich **das Nichts der Hoffnung?** Dieſe verſteckte Schreibart worauf man ſich heutzutage ſo gar viel zu gute thut, weichet von der Reimigkeit der Sprache, und von der Wahrheit ſelbſt ab; denn die Natur redet niemals ſo. Es ſind lauter zuſammengeſtoppelte Worte, und

lauter Künſteley. Der böſe Geſchmack unſrer Zeiten macht mir hierbey ganz bange, und unſere viel einfältigern Väter hatten ihn ungleich edler und feiner. Ich will ihnen ein altes Lied von Flemmingen vorſagen, welches mir hundertmal beſſer gefällt, als aller ihr neuer Schwulſt.

Wollte ſie nur wie ſie ſollte;
Und ſollt ich nur wie ich wollte:
So wär ich und ſie vergnügt,
Und ſo wär es wohl gefügt.
Möchten wir nicht widerſtreben,
Sondern itzt und für und für,
Ich bey ihr und ſie bey mir
In verglichner Liebe leben!

Die Wortfügung darinn iſt freylich nicht hexenmäßig, und die Schreibart iſt ein wenig alt! aber ſie ſehen doch wohl, daß es dem verborgenen tiefverſteckten Unſinne weit vorzuziehn ſey, der wider die geſunde Vernunft zu Felde liegt; und daß die Leidenſchaft darinn ganz allein das Wort führt.

Wollte ſie nur wie ſie ſollte,
Und ſollt ich nur wie ich wollte:
So wär ich und ſie vergnügt,
Und ſo wär es wohl gefügt.
Möchten wir nicht widerſtreben
Sondern itzt und für und für,
Ich bey ihr und ſie bey mir,
In verglichner Liebe leben.

Sehen ſie, ſo redet das Herz: (zum Herrn von Hochwitz) Ja, ja! lachen ſie nur immerhin! Allen ihren hohen Geiſtern zu Trotze, werde ich dieſe natürliche Schreib-

Schreibart allemal dem verſtrickten, und dunkeln Witze vorziehen; dabey man ſich erſt alle Nerven im Gehirne verrencken muß, ehe man hinter die Kleinigkeit kommen kann: daß der Poet verliebt iſt; und worüber doch die Leute in die Hände klopfen, als wenn es Zucker und Honig wäre.

Hochwitz. Und ich behaupte ihnen daß meine Ode ſchön iſt.

Eigenfels. Sie haben ihre Urſachen, ſie dafür zu halten. Allein nehmen ſie mirs nicht übel, daß ich darinnen nicht ihrer Meynung bin, und mir die Freyheit nehme, meinem Kopfe zu folgen.

Hochwitz. Es iſt mir genug, daß andre Leute ſie hoch halten.

Eigenfels. Das macht daß ſie heucheln können, und ich nicht.

Hochwitz. Glauben ſie denn, daß ſie allein allen Witz gefreſſen haben?

Eigenfels. Das würden ſie ſelbſt glauben, wenn ich ihre Verſe loben könnte.

Hochwitz. Ach! der Ehre will ich mich gern begeben!

Eigenfels. Das werden ſie freylich wohl thun müſſen: ich ſehe keinen andern Rath!

Hochwitz. Ich möchte doch gern einmal ſehen was ſie denn ſelbſt über dieſer Materie aushecken würden?

Eigenfels. Ja, ja! es könnte mir zum Unglücke etwa eben ſo ſchlecht gerathen; allein ich würde es auch wahrhaftig keiner Seele zeigen!

Hochwitz. Sie reden ja wohl ſehr trotzig, und ihr Stolz = = = =

Eigenfels. Suchen ſie ſich ihre Schmeichler wo ſie wollen; ich bin keiner!

Hochwitz. Mein liebes Herrchen, reden ſie beſcheidener!

Eigenfels. O mein großer Patron, ich rede wie ich ſoll!

Gutmannsdorf ſtellt ſich zwiſchen beyde. Ey, ey! das geht zuweit! reden ſie nicht mehr davon meine Herren!

Hochwitz. Ach ja freylich! ich habe unrecht, und gehe davon. Mein Herr von Eigenfels, ich bin ihr gehorſamer Diener!

Eigenfels. Leben ſie wohl, mein Herr!

Der dritte Auftritt.

Hr. von Eigenfels. Hr. von Gutmannsdorf.

Gutmannsd. Nu! da ſehn ſie es! da haben ſie ſich nun mit ihrer gar zu großen Ehrlichkeit, einen rechten Verdruß zugezogen: denn ich ſah wohl daß Hochwitz = = = =

Eigenfels. Sagen ſie mir kein Wort.

Gutmannsd. Aber = = = =

Eigenfels. Weg mit ihnen!

Gutmannsd. Das iſt zu viel, daß = = = =

Eigenfels. Laſſen ſie mich mit frieden!

Gutmannsd. Wenn ich = = = =

Eigenfels. Kein Wort mehr!

Gutmannsd. Aber was denn = = = =

Eigenfels. Ich höre nichts!

Gutmannsd. Aber = = = =

Eigenfels. Schweigen ſie noch nicht!

Gutmannsd. Sie erzürnen = = - =

Eigenfels. Zum Henker! ich kanns nicht mehr ausſtehn! Bleiben ſie da!

Gutmannsd. Sie ſind wunderlich! ich verlaſſe ſie wahrhaftig nicht.

Ende des erſten Aufzuges.

* *

Der andere Aufzug.

Erſter Auftritt.

Die Baroneßinn von Stachelberg. Herr von Eigenfels.

Eigenfels. Wollen mir Eure Gnaden erlauben, daß ich mit ihnen deutſch reden darf? Ich bin mit ihrer Aufführung ſehr ſchlecht zufrieden. Alles was ſie vornehmen verdreußt mich, und es wird wohl am beſten ſeyn, daß wir mit einander brechen. Ja, ich müßte lügen, wenn ich anders redete; es ſey nun wenn es wolle, ſo müſſen wir uns entzweyen: denn unſere Freundſchaft kann nicht beſtehn; und wenn ich tauſendmal Eurer Gnaden das Gegentheil verſpreche, ſo werde ich doch nicht im Stande ſeyn es zu halten.

Die Baroneß. Sie haben mich alſo nach Hauſe begleitet, um ſich mit mir zu zanken?

Eigenfels. Ich zanke mich nicht, gnädige Frau; Allein Dero Gemüthsart treibt ſie an, einem jeden, den ſie nur anſehen, gleich günſtig zu werden. Sie laſſen ſich von gar zu vielen Mitbulern belagern, und das Ding ſteht mir gar nicht an.

Die Baroneß. Iſt es denn meine Schuld daß ich Liebhaber habe? Kann ich es den Leuten wehren, daß ich ihnen gefalle? und wenn ſie ſich alle erſinnliche Mühe geben, mich zu ſprechen; ſo kann ich doch gewiß keinen Stock nehmen und ſie zum Hauſe hinaus prügeln!

Eigenfels. Nein, ſie brauchen dazu keinen Stock, gnädige Frau. Sie brauchen nur ein Gemüthe, das minder geneigt iſt, ihnen allen Gehör zu geben. Ich weis, daß ſie ihre Reizungen nicht ablegen können; aber ihre gute Aufnahme hält auch alle Leute an ſich, die ſich in Eure Gnaden vergaffen, und feſſelt ihre Herzen immer mehr. Die gar zu gute Hoffnung die ſie ihnen machen, hält ſie immer in einem Zirkel um dero Perſon: und wenn ſie nicht ſo gar gefällig zu ſeyn ſchienen, ſo würde dieſer Schwarm bald kleiner werden. Zum mindſten aber ſagen Eurer Gnaden mir nur einmal, warum doch der Herr von Gutleben das Glück hat ihnen ſo ſehr zu gefallen? Wo ſitzt ihm denn das große Verdienſt und die Vortrefflichkeit, die ihm dero Hochachtung zugezogen hat? Thuts etwa der lange Nagel, den er wegen ſeines Harfenſpielens am Finger trägt? hat ihn dieß bey Eurer Gnaden ſo beliebt gemacht? haben ſie ſo wie

die ganze artige Welt der beſondern Schönheit ſeiner Beutelperücke weichen müſſen? Sind es ſeine blanken ſteinernen Schnallen, die ihn bey ihnen beliebt machen? oder iſt es der Brillant unter der Halsbinde, der Eurer Gnaden Sclave iſt, und ſie die ſeinige? Oder iſt es endlich ſeine Art zu lachen, und ſeine mäckernde Sprache die den Weg zu ihrem Herzen gefunden hat?

Die Baroneß. Wie unbillig iſt doch ihre Furcht in Abſicht auf ihn! Wiſſen ſie denn nicht, warum ich ſo mit ihm verfahre? Er kann bey meinem Proceſſe alle ſeine Freunde für mich ſtimmen, und hat mir es auch verſprochen.

Eigenfels. Verlieren ſie ihren Proceß, gnädige Frau, mit ſtandhafter Seele; und ſchaffen ſie mir einen Narren aus dem Wege, der mich ärgert.

Die Baroneß. Aber, ſie werden auch über die ganze Welt eiferſüchtig!

Eigenfels. Das macht, die ganze Welt iſt bey ihnen willkommen.

Die Baroneß. Und das eben ſollte ſie beruhigen, daß meine Gefälligkeit niemanden dem andern vorzieht, ſondern ſich über alle Leute erſtreckt. Sie würden ja gewiß viel mehr Recht zum Unwillen haben, wenn nur einer und der andre bey mir angenehm wäre.

Eigenfels. Aber ich, den ſie der Eiferſucht beſchuldigen, was habe ich nun vor allen dieſen Leuten zum voraus? Sagen ſie mir doch das einmal!

Die Baroneß. Das Glück, von meiner Gegenliebe gewiß verſichert zu ſeyn.

Eigenfels. Allein, wie kann ich das glauben?

Die Baroneß. Ich denke, daß mein Bekenntniß ſie ſchon beruhigen kann, da ich mir die Mühe gegeben, es ihnen zu ſagen.

Eigenfels. Wer iſt mir aber gut dafür, daß ſie nicht heute noch allen andern Liebhabern eben das thun werden?

Die Baroneß. Nun das geſtehe ich! für einen Liebhaber war das verbindlich geredet! Sie ſehn mich doch gewiß für eine rechte allerliebſte Frau an! Indeſſen, damit ich ihnen alle Sorgen auf einmal benehme: ſo ziehe ich hiemit alles, was ich ihnen jemals verſprochen, wieder zurück; und ſo wird ſie künftig niemand mehr hintergehen können, als ſie ſich ſelbſt. Nunmehro können ſie zufrieden ſeyn!

Eigenfels. Muß mich denn der Henker plagen, das ich Sie liebe! Ach! ſollte ich mein Herz jemals aus ihren Händen zurück bekommen; ſo wollte ich hundert Thaler unter die Armen austheilen, und dem Himmel danken. Ich leugne es nicht, ich thue was ich kann mein närriſches Herz von ihnen los zu machen; allein bisher iſt alle meine Mühe vergebens geweſen, und um meiner Sünde willen, muß ich ſie lieben!

Die Baroneß. Es iſt wahr, ihre Liebe gegen mich, hat ihres gleichen nicht!

Eigenfels. Ja freylich! das will ich gegen die ganze Welt behaupten. Die Größe meiner Liebe, kann ſich niemand vorſtellen, und niemals hat ein Menſch mehr geliebt, als ich.

Die Baroneß. Nun! ſo iſt doch ihre Art zu lieben ganz nagelneu. Denn ſie lieben die Leute um ſich mit ihnen zu zanken; ihre Liebeserklärungen beſtehn im Keifen, und in meinem Leben habe ich keinen mürriſchern Liebhaber geſehn.

Eigenfels. Sie haben aber ſchuld an ſeinem Keiſen, und können es enden, ſo bald Sie nur wollen. Erlauben Eure Gnaden, daß wir anjetzt einmal aller unſrer Uneinigkeit ein Ende machen: wir wollen aufrichtig mit einander reden, und ſehen, ob wir = = =

Der andere Auftritt.

Die Baroneßinn von Stachelberg. Hr. von Eigenfels, Chriſtian.

Die Baroneßinn. Was wollt ihr?

Chriſtian. Herr von Eginhardt iſt unten, und will Eurer Gnaden aufwarten, wenn es ihnen gelegen wäre.

Die Baroneß. Ja, es ſoll mir lieb ſeyn. (Der Diener geht ab.)

Eigenfels. Wie? iſt es denn nicht möglich, daß man einmal mit Eurer Gnaden ein Wort allein reden kann? Sind ſie denn immer bereit alle Menſchen vor ſich zu laſſen? und können ſie ſich gar nicht überwinden, im ganzen Jahre nur eine Stunde nicht zu Hauſe zu ſeyn?

Die Baroneß. Soll ich mir denn den Menſchen zum Feinde machen?

Eigenfels. Sie ſind mir nach meinem Sinne viel zu behutſam:

Die Baroneß. Das iſt ein Menſch, der mirs in meinem Leben nicht verziehe; wenn er wüßte, daß ſeine Gegenwart mir ungelegen iſt.

Eigenfels. Und was wäre nun das für ein Unglück? wenn er gleich = = =

Die Baroneß. Je mein Gott! ſolcher Leute Gewogenheit hat man nöthig. Sie haben, ich weis nicht warum, die Erlaubniß bey Hofe frey zu reden; ſie mengen ſich in alles, und können zwar nicht viel helfen, aber ſie können viel ſchaden. Es iſt eine nothwendige Sache, man ſtehe auch ſonſt ſo gut als man wolle, ſich mit dergleichen Großmäulern nicht zu entzweyen.

Eigenfels. Ja, ja! die Zeit wird wohl niemand erleben da es eurer Gnaden an Urſachen fehlen ſollte, alle Menſchen vor ſich zu laſſen, und die Ihre große Vorſichtigkeit = = = =

Der dritte Auftritt.

Die Baroneſſinn. Hr. v. Eigenfels. Chriſtian.

Chriſtian. Herr von Gutleben iſt auch da, eure Gnaden.

Eigenfels thut als wenn er weggehn will. Ey nu ja!

Die Baroneß. Wohin, Herr von Eigenfels?

Eigenfels. Weg!

Die Baroneß. Bleiben ſie.

Eigenfels. Was ſoll ich hier?

Die Baroneß. Bleiben ſie, ſage ich!

Eigenfels. Es iſt mir nicht möglich.

Die

Die Baroneß. Ich will es aber haben!

Eigenfels. Nein, nein! Dergleichen Geſpräche martern mich nur, und das werden ſie doch nicht wollen.

Die Baroneß. Ja, ja, ich wills haben! ich wills nun haben!

Eigenfels. Nein, ich kann unmöglich! = = =

Die Baroneß. Je! nun! meinetwegen, ſo gehen ſie und machen ſie was ſie wollen!

Der vierte Auftritt.

Fräulein Charlotte. Herr v. Gutmannsdorf. Herr von Eginhardt. Herr von Gutleben. Die Baroneſſinn. Herr von Eigenfels. Chriſtian.

Charlotte. Hier bringe ich dieſe Herren mit. Wiſſen eure Gnaden es ſchon?

Die Baroneß. Ja, ich weis es. Chriſtian, gebt Stühle herum! zum Herrn von Eigenfels. Sind ſie nicht weg?

Eigenfels. Nein, gnädige Frau, denn ich will hier vor der ganzen Geſellſchaft ihre Meynung hören, wem ſie gewogen ſind: mir, oder einem von den andern?

Die Baroneß. Schweigen ſie!

Eigenfels. Sie ſollen und müſſen ſich erklären!

Die Baroneß. Sie ſind nicht geſcheidt!

Eigenfels. Nein, nein! ich will es endlich einmal wiſſen!

Die Baroneß. Je!

Eigenfels. Sie müſſen!

Die Baroneß. Ich glaube, ſie ſcherzen.

Eigenfels. Nein, wählen ſie nur, ich mag nicht länger warten.

Gutleben. Zum Henker, gnädige Frau, ich komme aus des Königs Vorgemach, wo der von Windhauſen eine recht lächerliche Figur gemacht hat. Hat denn der Menſch gar keinen Freund, der ihm ein wenig ſagen könnte, daß er ein ganzer Fantaſt iſt?

Die Baroneß. Es iſt wahr, der Menſch macht ſich ſehr lächerlich: man kann ihn an ſeiner ſeltſamen Figur auf hundert Schritte kennen; und wenn man ihn nach etlicher Zeit wieder von neuem ſieht, ſo iſt er noch viel lächerlicher.

Eginhardt. O Himmel! wenn wir von närriſchen Leuten reden wollen; ſo habe ich eben jetzt mit einem Fantaſten zu thun gehabt, der einer von den unerträglichſten iſt. Der großmäulichte Damon iſts, der mich faſt über eine Stunde in der größten Sonnenhitze außer meiner Sänfte gehalten hat.

Die Baroneß. Ja freylich! der hat im Schwatzen was rechtes gethan. Er kann die Kunſt einem mit vielen Worten nichts zu ſagen. Man kann niemals draus klug werden, was er eigentlich haben will: man hört nur ein Geſchrey und weiter nichts.

Charlotte zum Gutmannsdorf. Nun! das fängt nicht übel an! Das Geſpräch fängt ziemlich an dem Nächſten nicht viel Ehre übrig zu laſſen.

Gutleben. Auch der von Tiefenberg, meine gnädige Frau, iſt noch ein feiner Menſch.

Die Baroneß. Ach! der iſt vom Haupt bis zum

Fuße

Fuße lauter Heimlichkeit! Wenn er einem begegnet, ſo wirft er nur einen verwirrten Blick von ſich, und iſt immer geſchäfftig ob er gleich nichts zu thun hat. Alles was er vorbringt, begleitet er mit eigenen Geberden, er martert die Leute mit ſeinen Complimenten bald zu tode. Alle Augenblicke hat er, um das Geſpräch zu verderben, einem ein Geheimniß zu ſagen; und dieß Geheimniß iſt nichts. Aus der mindeſten Kleinigkeit macht er eine große wichtige Sache, und ſagt den Leuten ſo gar den guten Morgen ins Ohr.

Eginhardt. Und der von Pralendorf, meine gnädige Frau?

Die Baroneß. O der Schwätzer! Der macht es immer den großen Herren nach. Er drängt ſich in alle Geſellſchaften, und nennt nichts als Fürſten, Herzoge, und Herzoginnen. Der Stolz hat ihm den Kopf verrückt, und er redet beſtändig von Pferden, Kutſchen, und Hunden; die größten Leute nennt er du, und kein gnädiger Herr kömmt in ſein Maul.

Gutleben. Er ſoll mit der Beliſe ſehr gut ſtehn.

Die Baroneß. Ach! das armſelige Weib! Mit der iſt ja gar nichts anzufangen. Ich ſtehe Höllenpein aus, wenn ſie mich beſucht, und der Angſtſchweiß bricht mir oft aus, was ich ſagen oder reden ſoll: denn ihr ganzes Sprachregiſter ſind zwey Worte, Ja und Nein: und damit hat die Unterredung ein Ende. Kurz, wenn man gleich alle Stadthiſtörchen, alle alte und neue Sachen, ja ſo gar die Moden und das Wetter zu Hülfe nimmt; ſo kann man doch nichts aus ihr herausbringen. Und gleichwohl macht ſie ihren Beſuch, der ſchon an ſich ſelbſt ein Unglück iſt,

auch noch ſo entſetzlich lang, daß man funfzigmal gähnen und nach der Uhr ſehen muß: und doch regt ſie ſich ſo wenig als ein Klotz.

Eginhardt. Was dünkt eure Gnaden vom Hohenmuth?

Die Baroneß. Ach Himmel! der unerträgliche Stolz! Der Narr iſt in ſich ſelbſt ſo verliebt, daß er beſtändig auf den Hof flucht; weil ihm, wie er meynt, niemals Ehre genug widerfährt. Ja es kann kein Amt, kein Titel, und kein Gnadengehalt vergeben werden, daß er nicht meynet, es geſchähe ihm unrecht.

Gutleben. Allein was denken eure Gnaden vom Reichenhof, der mit den beſten und größten Leuten umgeht?

Die Baroneß. Seine größte Tugend iſt ſein Koch! die Leute beſuchen ſeine Tafel, und nicht ihn.

Amalia. Ja, er läßt allemal ſehr ſchön Eſſen machen.

Die Baroneß. Das Eſſen wäre gut genug, wenn nur der Wirth davon bliebe. Seine abgeſchmackte Perſon iſt ein ſehr garſtiges Gericht, und verſalzt einem, nach meinem Bedünken, die ganze Mahlzeit.

Gutmannsd. Man hält ziemlich viel von ſeinem Vetter; was ſagen ſie von ihm, gnädige Frau?

Die Baroneß. Er iſt mein guter Freund.

Gutmannsd. Mir kömmt er als ein ehrlicher, verſtändiger Mann vor.

Die Baroneß. Ja, ja! aber er thut gar zu klug; das kann mich ärgern! Er iſt immer gezwungen, und quält ſich immer, was ſinnreiches zu ſagen. Seitdem er

er ſich aber vollends in den Kopf geſetzt hat, ein Kunſtrichter zu ſeyn, ſo gefällt ihm auch gar nichts mehr. An allem was geſchrieben wird, will er Fehler finden, und meynt ein Ding zu loben, das ſchicke ſich für keinen witzigen Kopf. Es ſieht gelehrt aus, meynt er, wenn man an allem was auszuſetzen hat; die Narren allein müßten bewundern und lachen; und er ſey beſſer als alle andre Leute; darum, weil er nichts lobet. Auch die Geſpräche ſelbſt ſind ihm nicht recht, man redet ihm gar zu niedrig, und alles was geſagt wird, das hört er mit ineinandergeſchlagenen Armen, über die Achſel, und voller Mitleiden an.

Eginhardt. Zum Henker! das iſt ſein leibhaftiges Bild!

Gutleben. Eure Gnaden allein können ſo vortrefflich ſchildern.

Eigenfels. So recht! So recht! nur friſch ihr Herren Hoffreunde! Schont keinen Menſchen! ſchont keine Seele! die Reihe muß an einen jeden kommen! Gleichwohl aber werdet ihr Teufel, keinen von den Leuten gewahr, die hier durchgehechelt worden ſind: ſo lauft ihr ihm entgegen, daß euch die Beine abfallen möchten; ihr drückt ihm die Hände, ihr küßt ihm die Stirne, und ſchwört noch wohl dazu, daß ihr ſein unterthäniger Knecht ſeyd.

Gutleben. Was können wir dafür? Wenn ihnen dieß Geſpräch nicht gefällt, ſo müſſen ſie ſich an die Frau Baroneſſinn wenden.

Eigenfels. Nein, nein! Zum Henker nein! Euer aller niederträchtiges Lächeln lockt ihr dieſe Bosheiten aus dem Munde! Ihre läſternde Gemüthsart wird

ohne Unterlaß von der Herren ihren Schmeicheleyen ernährt. Ich weis es gewiß, ſie würde mit ihrem Durchhecheln bald einpacken, wenn ſie ſähe, daß ſie kein Lob damit verdiente. So haben allemal und überall, wo die Menſchen das Laſter lieben, bloß die verdammten und verwünſchten Schmeichler ſchuld daran!

Gutmannsd. Aber was nehmen ſie ſich denn der getadelten Perſonen ſo ſehr an? ſie würden ja ſelbſt dasjenige an ihnen nicht billigen, was man hier getadelt hat?

Die Baroneß. Mein Gott! Herr von Eigenfels muß immer widerſprechen! Wollen ſie ihn denn zwingen andrer Leute Meynung zu ſeyn? Laſſen ſie ihn doch ſeinen nimmerzufriedenen Geiſt, den ihm der Himmel gegeben hat, an allen Orten geruhig kund machen. Andrer Leute Meynung gefällt ihm nimmermehr; er weis es immer beſſer als die ganze Welt, und würde fürchten, daß man ihn für ein kleines Licht hielte; wenn er irgend einem Menſchen zugeſtände, daß er recht hätte. Die Freude zu widerſprechen iſt ihm ſo angenehm, daß er zuweilen ſich ſelbſt widerſpricht; und ſeine eigenen Meynungen ſind ihm zuwider, wenn ſie nur von einem andern Munde ausgeſprochen werden.

Eigenfels. Ja, ja! wer lachen will, meine gnädige Frau, der wird ihrer Meynung ſeyn. Spotten ſie jetzt nur ſicher über mich.

Gutmannsd. Aber es iſt auch wahr, daß ſie immer, an allem was geredet wird, was auszuſetzen haben: Und ſie haben nun einmal eine Grille im

Kopfe,

Kopfe, daß man in ihrer Gegenwart weder loben noch tadeln darf.

Eigenfels. Ey zum Henker! warum haben auch die Menſchen mein Tage nicht recht? Es iſt allemal vernünftig, daß man über ſie böſe werde. Die Teufel ſind bey aller Gelegenheit entweder im Tadeln gar zu ſcharf, oder im Loben gar zu verſchwenderiſch!

Die Baroneß. Aber = = = =

Eigenfels. Nein, ihro Gnaden, nein! und ſollte mirs das Leben koſten, ſo gefällt mir ihre Art ſich zu ergetzen, ganz und gar nicht! und die Herren verſündigen ſich hier alle mit einander gar ſehr, daß ſie ſie in einer ſolchen Läſterſucht gegen andre ehrliche Leute erhalten.

Gutleben. Ich weis nicht was ſie haben wollen; und wollte es wohl beſchweren, daß ich bisher noch keinen Fehler an der Frau Baroneſſinn geſehen habe.

Eginhardt. Ich ſehe wohl, daß ſie ſehr ſchön und reizend iſt: allein ihre Fehler ſind mir bisher ganz unſichtbar geweſen.

Eigenfels. Ich ſehe ſie aber alle mit einander, und verweiſe ſie ihr ſo oft ich nur kann. Je mehr man jemanden liebt, je minder muß man ihm ſchmeicheln, die wahre Liebe giebt ſich hierdurch am beſten zu verſtehen; und ich gedenke noch alle die niederträchtigen Liebhaber auszurotten, die ſich in alle Grillen ſchicken, und deren ſklaviſche Gefälligkeit allen Ausſchweifungen Weihrauch ſtreuet,

Die Baroneß. Sie wollen alſo, daß ein jeder, der mit ihnen übereinſtimmen will, im Lieben aller Schmeicheley abſagen müſſe, und daß die größte Ehre

im Lieben ſey, wenn man auf den Geliebten wacker ſchmälet?

Charlotte. Die Liebe iſt ſelten auf dieſe Art eingerichtet; die Liebhaber rühmen faſt allezeit ihre Geliebten. Nimmermehr ſehen ſie was ſträfliches an ihnen, und an dem was ſie lieben, iſt alles ſehr ſchön: ſo gar die Fehler werden zu lauter Vollkommenheiten, und es fehlt ihnen nie an ſcheinbaren Benennungen. Sind ſie blaß; ſo ſagt man, ſie glichen dem Jaſmin: ſind ſie ſchwarz, daß man vor ihnen laufen möchte; ſo heißts eine angenehme Brunette: ſind ſie mager; ſo heißts eine vortreffliche majeſtätiſche Geſtalt: ſind ſie fett; ſo iſt alles vollkommen an ihnen: ſind ſie ſchmutzig; ſo heißt die ſchleudrigte Wahrloſigkeit ihrer ſelbſt eine kluge Ueberſetzung ihrer Reizungen. Die Rieſenmäßige muß eine Göttinn heißen; die Zwerginn ein kurzer Auszug der himmliſchen Wunder; die Hochmüthige hat ein kronenwürdiges Herz; die Verſchmitzte iſt klug; die Dumme iſt ehrlich. Die beſtändige Schwätzerinn iſt von aufgewecktem Gemüthe; und die Stumme, die gar niemals das Maul aufthut, iſt beſcheiden. Auf dieſe Art weis ein heftig Verliebter auch ſo gar die Fehler ſeiner Gebietherinn zu loben und zu erheben.

Eigenfels. Und ich behaupte, daß = = =

Die Baroneß. Wir wollen nicht mehr davon reden! ſondern ein wenig in den Garten ſpazieren gehen. Wie? meine Herren, gehen ſie weg?

Gutleben. Ich nicht, gnädige Frau.

Eginhardt. Ich bleibe auch noch hier, wenn ſie mirs erlauben.

Eigen=

Eigenfels. Sie fürchten doch wohl ihr Weggehen recht ſehr! Meinetwegen, meine Herren, mögen ſie gehen wenn ſie wollen; allein ich gehe auch gewiß nicht eher, als bis ſie weg ſind.

Gutleben. Wofern die Frau Baroneſſinn meine Gegenwart nicht übel nimmt, ſo hält mich ſonſt nichts ab, den ganzen Tag hier zu bleiben.

Eginhard. Wenn ich nur noch gegen Abend ein wenig nach Hofe gehen kann, ſo habe ich nichts, was mich ſonſt abhielte hier zu bleiben.

Die Baroneß. Ich glaube ſie ſcherzen alle mit einander.

Eigenfels. Nein, nein! Es iſt Ernſt! es iſt Ernſt! Ich will doch einmal ſehen, ob ich noch endlich derjenige ſeyn werde, den ſie werden gehen heißen.

Der fünfte Auftritt.

Die Vorigen. Chriſtian.

Chriſtian zum Eigenfels. Gnädiger Herr, es iſt ein Menſch draußen, der mit ihnen was nothwendiges zu ſprechen hat.

Eigenfels. Sagt ihm, ich wüßte nichts was ſo gar nothwendig wäre.

Chriſtian. Er ſpricht, er ließe ſich nicht abweiſen, er käme auf höhern Befehl hieher.

Die Baroneß. So gehen ſie doch, und hören was es iſt; oder laſſen ſie ihn herein kommen.

Eigenfels. Was will denn der Narr haben? kommen ſie herein, mein Herr.

Der ſechſte Auftritt.

Die Vorigen. Ein Wachtmeiſter.

Der Wachtmeiſter. Mein Herr von Eigenfels, auf ein paar Worte.

Eigenfels. Sie können mir es nur laut ſagen.

Der Wachtmeiſter. Der Herr Gouverneur läßt ihnen melden, daß er ſie den Augenblick zu ſprechen begehrt, und ihnen alſo andeuten, ſich unverzüglich zu ihm zu verfügen.

Eigenfels. Ich, mein Herr?

Der Wachtmeiſter. Ja, ja! ſie ſelbſt!

Eigenfels. Und was ſoll ich bey ihm.

Gutmannsd. Das wird ihre närriſche Sache mit dem von Hochwitz ſeyn!

Die Baroneß. Wie? was hat er mit dem vor?

Gutmannsd. Ja vor einer halben Stunde haben ſie ſich über etliche Verſe gezankt, die dem Herrn von Eigenfels nicht anſtunden; vielleicht will der Gouverneur die Sache in der Güte beylegen, daß ſie nicht weiter gehe.

Eigenfels. Ich verſtehe mich nimmermehr zu einer niederträchtigen Gefälligkeit.

Gutmannsd. Allein, ſie müſſen doch hingehen. Nur fort = = = =

Eigenfels. Wie will er uns vergleichen? Er kann mich doch, zum Teufel! nicht zwingen die Verſe zu loben, worüber wir uns gezankt haben? Ich bleibe dabey, was ich geſagt habe; ſie ſind elend!

Gutmannsd. O Himmel! ihr Starrkopf wird ſie noch = = = =

Eigenfels. Darauf will ich leben und ſterben, ſie ſind abſcheulich!

Gutmannsd. Sie müſſen aber dießmal ſchon ein wenig nachgeben. Kommen ſie!

Eigenfels. Ich gehe, aber der Henker mit dem Schwerdte ſoll mich nicht auf eine andre Meynung bringen!

Gutmannsd. Kommen ſie, kommen ſie nur erſt hin!

Eigenfels. Wofern er mir keinen königlichen Befehl zeigen kann, daß des Hochwitz ſeine Ode für gut gehalten werden ſoll: ſo bleibe ich wahrhaftig dabey, daß ſie den Teufel nichts taugt, und daß ein Menſch hängenswerth ſey, der ſolche Verſe macht. Zum Gutleben und Eginhardt, welche lachen. Zum Henker, ich dächte nicht, daß es mir ſo lächerlich ließe!

Die Baroneß. Gehen ſie! gehen ſie! und machen ſie, daß ſie zum Gouverneur kommen.

Eigenfels. Ich gehe, gnädige Frau, und komme gleich wieder, unſern Streit vollends auszumachen.

Ende des andern Aufzuges.

* *

Der dritte Aufzug.

Erſter Auftritt.

Herr von Gutleben. Herr von Eginhardt.

Gutleben. Mein liebes Brüderchen! du biſt ja wohl ſehr luſtig; du machſt dir ja auch über keiner Sache einen Kummer. Aber glaubſt du denn auch wohl in der That, daß du große Urſache haſt ſo vergnügt zu ſeyn?

Eginhardt. Wahrhaftig, wenn ich mich von außen und innen betrachte, ſo ſehe ich nicht die mindeſte Gelegenheit zum Verdruße. Ich habe Geld, ich bin jung, und aus einem alten adelichen Hauſe. Der Rang, den mir dieſes giebt, macht mich zu den vornehmſten Bedienungen geſchickt. Was die Tapferkeit betrifft, die Haupttugend ſolcher Leute, wie ich bin; ſo weis man endlich zur Gnüge, daß es mir daran nicht fehlet: und noch neulich habe ich mich aus einem gewiſſen Handel ziemlich beherzt, und wie es einem Cavaliere zukömmt, gewickelt. An Verſtand fehlt mir es auch nicht, und ich kann aus bloßem Naturelle von allen Sachen richtig urtheilen, ohne daß ich ſie verſtehe; und von allen Dingen meine Meynung ſagen. Ich bin geſchickt genug: mein Leib, meine Stellungen, meine Zähne inſonderheit ſind ſchön; und mein Gang iſt einer von den beſten. Was die Geſchicklichkeit, ſich gut zu kleiden, betrifft: ſo

möchte

möchte ich denjenigen ſehen, der ſie mir ſtreitig machen wollte. Ich werde von allen Menſchen ſehr hoch und werth gehalten, das ſchöne Geſchlecht, und mein König lieben mich. Und mit allem dieſem, mein Brüderchen, dünkt mich, daß man eben keine Urſache zum Misvergnügen habe.

Gutleben. Ja, aber wenn dir anderwärts deine Wünſche ſo leicht glücken; warum kömmſt du denn hier mit fruchtloſen Seufzern?

Eginhardt. Ich? ich? mein Brüderchen? Ha, ha! du lieber Menſch! glaube mir, weder mein Gemüth, noch mein Leib laſſen mich lange vergebens ſeufzen! Krüppel, und Dummköpfe, die müſſen den ſtrengen Schönen Jahre lang nachgehen, zu ihren Füſſen ſchmachten; und Thränen und Seufzer zu Hülfe nehmen: damit ihnen endlich die Länge ihrer Dienſtbarkeit dasjenige erwerbe, was ihre geringen Verdienſte nicht auswirken können. Aber wer ſo ausſieht wie ich, mein Brüderchen! der iſt es wahrhaftig nicht gewohnt, ſich mit Hoffnung abſpeiſen zu laſſen! Die allervortrefflichſten Schönen, die wir hier nur haben, ſind, dünkt mich doch auch nicht allein Götter, und ein andrer ehrlicher Menſch iſt alle Tage ſo gut, als ſie. Sie können ſich auch wohl eine Ehre aus der Eroberung eines ſolchen Herzen machen, als meines iſt; und zum mindſten müſſen die Koſten auf beyden Seiten gleich eingetheilt werden.

Gutleben. Du glaubſt alſo, daß du in dieſem Hauſe ſehr wohl ſtehſt?

Eginhardt. Ja, ja! ich denke es, und irre mich wohl nicht eben darinn.

Gutleben. Glaube mir, mein Brüderchen, daß du dich vortrefflich irreſt! du irrſt dich gar gewaltig, mein Herzchen!

Eginhardt. Ja, ja, es iſt wahr! Ach ja! ich irre mich! ich irre mich!

Gutleben. Was Henker kann dir doch dieſe Grille in den Kopf bringen?

Eginhardt. Ich irrre mich!

Gutleben. Worauf verläßt du dich denn ſo ſehr?

Eginhardt. Ach! ich irre mich! ſag ich dir!

Gutleben. Haſt du ſichre Proben von deiner Hoffnung?

Eginhardt. Nein, nein! ich irre mich! ſage ich.

Gutleben. Hat dir die Baroneſſinn etwa eine heimliche Verſicherung gegeben?

Eginhardt. Nein, ſie haßt mich! ſie haßt mich!

Gutleben. Nun ſo ſage mirs doch nur heraus!

Eginhardt. Ich irre mich! ich irre mich!

Gutleben. Ey, vexire mich nicht, und ſags mir, mein Brüderchen!

Eginhardt. Nein, ich bin der unglückliche, und du biſt der glückliche. Meine Perſon iſt verhaßt, und eheſter Tage werde ich mich hängen, oder mir eine Kugel durch den Kopf jagen müſſen.

Gutleben. Nun, höre nur, wollen wir eine Abrede mit einander nehmen? Wer von uns beyden zuerſt eine gewiſſe Probe von der Zuneigung der Baroneſſinn wird aufweiſen können, dem ſoll der andre weichen, und ihn ungeſtört laſſen. Willſt du das?

Eginhardt. Ha! du gefällſt mir mit deinen Vorſchlägen! Ja, ja! du guter Menſch, das verſpreche ich dir! Aber St!

Der andere Auftritt.

Die Baroneſſinn. Herr von Eginhardt. Herr von Gutleben.

Die Baroneß. Sind ſie denn noch hier?

Eginhardt. Die Liebe hält uns zurücke, gnädige Frau.

Die Baroneß. Ich habe eine Kutſche kommen hören, wiſſen ſie etwa wer es iſt?

Eginhardt. Nein, eure Gnaden, wir wiſſen es nicht.

Der dritte Auftritt.

Die Vorigen. Chriſtian.

Chriſtian. Fräulein Caroline kömmt herauf, eurer Gnaden zu beſuchen.

Die Baroneß. Was zum Henker will ſie denn hier?

Chriſtian. Fräulein Charlotte iſt unten ſo lange bey ihr.

Die Baroneß. Was Kuckuck kömmmt ihr an? und was will ſie hier?

Eginhardt. Das iſt eine vollkommene Spröde, und ihr gewaltiger Kaltſinn = = = =

Die Baroneß. Ey, ja! Es iſt lauter Verſtellung! Im Herzen iſt ſie eitel genug, und alle ihr Bemühen geht nur dahin, jemanden zu fangen: aber es gelingt ihr nicht. Sie kann ohne den größten Neid die Liebhaber nicht anſehn, die einer andern anhän=

anhängen, und ihr klein Bißchen Artigkeit, worauf niemand acht haben will, ſchmält immer auf die jetzigen Zeiten. Die grauſame Einöde, die beſtändig bey ihr iſt, bedeckt ſie mit dem Namen der Einſamkeit: und damit ſie ihrer kalten Reizungen Ehre rette, ſo ſchimpft ſie auf die Macht die andre Perſonen beſitzen, und ſie nicht. Indeſſen würde ihr doch ein Liebhaber ſehr willkommen ſeyn, und ſie liebt ſo gar den Eigenfels. Seine Höflichkeiten gegen mich, bringen ſie in den Harniſch, und ſie meynt, es ſey ein Diebſtahl, den ich ihr thue. Ja ihre Eiferſucht, die ſie mir umſonſt zu verbergen ſucht, läßt ſie mich unter der Hand allenthalben empfinden. Kurz ich habe nach meiner Meynung nichts närriſchers geſehen. Sie iſt im höchſten Grade unverſchämt, und . . . . .

Der vierte Auftritt.

Die vorigen. Fräulein Caroline. Fräulein Charlotte.

Die Baroneß. Ach! welch ein Glück iſt es nicht, daß ich ſie wieder einmal ſehe! Wahrhaftig! liebſtes Fräulein, ich wollte ſchon fragen laſſen, ob ihnen etwa was Böſes begegnet wäre?

Caroline. Nein, ich komme, um ihnen von gewiſſen Dingen Nachricht zu geben, die ſie meiner Meynung nach wiſſen müſſen.

Die Baroneß. Ach! das iſt mir überaus angenehm, daß ich ſie wieder ſehe

Caroline. Ich hoffe, daß ſie mich nunmehr für eine gute Freundinn erkennen werden.

Die Baroneß. Wollen ſie ſich nicht ſetzen?

Caroline. Die Freundſchaft meine gnädige Frau erhellet inſonderheit bey ſolchen Gelegenheiten, die für uns am wichtigſten ſind. Da uns aber an nichts in der Welt ſo viel gelegen iſt, als an der Ehre und dem Wohlſtande: ſo will ich ihnen auch jetzt meine Ergebenheit durch eine Nachricht bezeigen, die ihre Ehre betrifft. Ich war geſtern an einem gewiſſen Orte bey ſehr tugendhaften und artigen Leuten, wo unter andern auch von Eurer Gnaden geredet ward: und da kann ich wohl ſagen, daß dero Aufführung nicht das Glück hatte viel Beyfall zu erhalten. Die Menge von Leuten die ſie immer um ſich leiden, dero luſtige Lebensart, und das Gerede, ſo davon entſteht, fanden mehr Tadel als nöthig war; und wurden ſo ſcharf durchgezogen, daß ich ein Mitleiden mit ihnen hatte. Sie können leicht denken, was ich dabey gethan: ich vertheidigte ſie ſo gut ich konnte. Ich ſagte, ſie dächten gewiß nichts Böſes dabey, ja, ich wollte für ihre redliche Abſicht, und für ihre Unſchuld Bürge ſeyn. Allein eure Gnaden wiſſen am beſten, daß es gewiſſe Sachen giebt, die ſich nicht vertheidigen laſſen: und ich mußte endlich ſelbſt zugeben, daß die Art ihrer Aufführung ihnen ein wenig ſchaden thäte; daß die Leute viel übels davon denken müſten, daß man allenthalben das Aergſte davon redet, und daß ſie ſich der Läſterung nicht ſo ſehr bloß ſtellen würden, wenn ſie ihre Aufführung anders einrichteten. Nicht, als ob ich glaubte, daß ſie in der That ſtrafbar wären: behüte mich Gott dafür, daß ich daran auch nur denken ſollte! Allein man glaubt

auch dem mindeſten Scheine des Laſters, und es iſt nicht genug, daß man nur ſelbſt ein gutes Gewiſſen habe. Ich halte ſie für viel zu vernünftig, gnädige Frau, als daß ſie meinen treugemeynten Rath übel aufnehmen ſollten. Sie werden ihn allein meiner Freundſchaft und der Begierde ihnen treu zu dienen, zuſchreiben.

Die Baroneß. Mein Fräulein, ich bin ihnen ſehr vielen Dank ſchuldig. Sie thun mir einen rechten Gefallen, und weit gefehlt, daß ich böſe werden ſollte: ſo will ich ihnen zugleich meine Erkenntlichkeit ebenfalls durch eine Nachricht bezeigen, die auch ihre Ehre betrifft. Denn da ſie mir die Freundſchaft erweiſen, und mir berichten, was man von mir ſpricht; ſo will ich ihrem edlen Beyſpiele folgen, und ihnen auch entdecken, was die Leute von ihnen ſagen. Als ich dieſer Tage an einem gewiſſen Orte zum Beſuche war, ſo fand ich auch Leute, die ungemein tugendhaft und artig waren, und bald von ihnen, mein Fräulein, zu reden anfiengen. Allein ihre Sprödigkeit und ihre große Offenherzigkeit wurden eben nicht gar ſehr gelobet. Ihr angenommenes ernſthaftes Weſen, ihre ewige Rede von Ehre und Tugend, ihre Minen und ihr Geſchrey, ſo bald ſich nur ein Schatten von einer Zote blicken läßt; der ziemliche Grad der Hochachtung die ſie gegen ſich haben, und die mitleidsvollen Augen, womit ſie andre Menſchen anſehen; ihre ewigen Predigten, und ihr ſcharfes Tadeln, von Sachen die ganz unſchuldig und erlaubt ſind: Alles dieß, ward, wenn ich es ihnen ſagen ſoll, einhällig verworfen. Was ſoll doch die beſcheidene Mine,

ſagte man, und die angenommene Ernſthaftigkeit die doch mit allem übrigen nicht übereinſtimmt. Sie kann ſich vortrefflich und nach aller Schärfe aufwarten laſſen: allein ſie prügelt ihre Leute und bezahlt ſie nicht. An allen heiligen Orten thut ſie ſehr andächtig, aber ſie ſchminkt ſich, und wollte gern ſchön ſeyn. Sie läßt über die nackten Schildereyen Vorhänge machen, aber die Mannsleute kann ſie deswegen doch ſehr gern leiden. Ich nahm nun gegen alle dieſe Reden mich ihrer treulich an, und ſagte, es wäre alles lauter Läſterung: aber ſie widerſprachen mir alle, und ſchloſſen einhällig, daß ſie ſehr wohl thun würden, wenn ſie ſich weniger um das was andre Leute thun, und mehr um ihre eigene Aufführung bekümmern möchten. Sie ſagten, man müßte ſich ſelbſt erſt eine lange Weile unterſuchen, ehe man andre Leute tadeln will: wenn man aber andre Menſchen tadeln wollte, ſo müßte man erſt an ſich ſelbſt alle Fehler abgelegt haben; und man thäte überhaupt wohl am allerbeſten, ſich nicht zum Hofmeiſter andrer Leute aufzuwerfen, ſondern einen jeden ſich ſelbſt zu überlaſſen. Nun glaube ich ebenfalls mein Fräulein daß ſie viel zu vernünftig ſind, als daß ſie mir meine Nachricht übel nehmen ſollten. Sie werden ihn eben auch meiner treuen Freundſchaft zuzuſchreiben belieben.

Caroline. Ich weis zwar, daß dergleichen Offenherzigkeit als die meinige war, einem allezeit verdrüßliche Folgen zuzieht, allein die Antwort die Eure Gnaden mir geben, hätte ich mir doch nicht vermuthet; und ſie iſt viel zu bitter, als daß ſie mir nicht zei-

gen ſollte, wie ſehr meine Redlichkeit ihnen misfallen hat.

Die Baroneß. Ach! ganz und gar nicht, und wenn man klug wäre, ſo würden dergleichen gleichſeitige Entdeckungen häufiger geſchehen. Dadurch würde man die große Verblendung heben, darinn einige Leute gegen ſich ſelbſt ſtehen. Es wird alſo nur auf ſie ankommen, mein Fräulein, ob wir dieſes freundſchaftliche Vertrauen ferner ſo fortſetzen wollen, und es uns immer einander getreulich wieder ſagen, was die Leute von uns ſagen und denken.

Caroline. Ach! gnädige Frau von ihnen kann ich nichts Unrechtes hören. Von mir, von mir allein reden die Leute lauter böſes.

Die Baroneß. Mich dünkt mein Fräulein, es ſey keine Kunſt alles zu loben und zu tadeln, und ein jeder hat nach ſeinem Alter oder Geſchmacke recht oder unrecht. Es giebt eine Zeit die ſich zur Luſtigkeit ſchickt, es giebt auch eine da das Sprödethun gut läßt: und das letztere kann man aus Liſt thun, wenn die erſte Schönheit vorüber iſt; denn dadurch bedeckt man allerley verdrüßliche Begebenheiten. Ich ſage nicht, daß ich nicht auch einmal ihrem Exempel folgen ſollte: das Alter bringet alles mit, und man wei s wohl, daß zwanzig Jahre keine Zeit zur Sprödigkeit ſind.

Caroline. Nun gewiß! da kommen ſie mit einem recht wichtigen Vorzuge an den Tag! Sie thun ſich auf ihr Alter doch wohl viel zu gute. Es wird aber von dem meinen ſo gar ſehr wohl nicht unterſchieden ſeyn, daß man uns etwa gar für Mutter und

Tochter anſähe, und ich weis in der That nicht, ob ich ſolche empfindliche Vorwürfe um ſie verdiene.

Die Baroneß. Und ich weis auch nicht, warum ſie aller Orten immer ſo entſetzlich über mich läſtern? Muß ich denn immer alles gethan haben, was ſie verdreußt? Was kann ich denn dafür, daß ſie keine Liebhaber haben? Wenn ſich die Leute in mich verlieben, und mir unaufhörlich ſolche Reden halten, die ſie vielleicht zu ihnen halten ſollten: ſo kann ja ich nicht dafür! ich kann gar nichts dafür, und kann ihnen nicht helfen! Sie können ja thun was ſie wollen, und ich hindere ſie nicht, daß ſie nicht auch ſchön ſeyn könnten.

Caroline. Ach! ich glaube gar, ſie denken etwa, daß man ſich über den anderthalb Liebhabern ärgert, daraus ſie ein Weſen machen, als wenn es ganze Schocke wären; und daß man etwa nicht wüſte, durch was für Künſte man die Herren gewinnen kann. Bilden ſie ſich doch ja nicht ein, daß Leute, die die Welt kennen, etwa ihren größten Vorzügen dieſe Siege zuſchreiben werden. Es glaubt es kein Menſch daß ſie ihrer großen Tugend wegen, um ſie herumſtehen, und daß alles ſo gar engelrein zugehen ſollte. Nein, nein! ſo blind ſind die Leute heut zu Tage nicht mehr. Es giebt Perſonen genung, die auch fähig ſind Herzen zu gewinnen, nnd gleichwohl ihren Liebhabern keine beſtändige Herberge verſtatten; und daraus kann man leicht den Schluß machen, daß in gewiſſen Fällen erſt große Vertraulichkeiten geſchehen müſſen. Die Mannsleute ſchmachten ſelten um unſrer ſchönen Augen halber, zu ganzen Jahren; ſie

laſſen ſich ihre Beſtändigkeit theurer bezahlen. Brüſten ſie ſich alſo nur nicht ſo ſehr mit ihrem Bißchen Reizungen; laſſen ſie von ihrem Hochmuthe ein wenig fallen, und ſehen ſie nicht eben alle anderer Leute über die Achſel an, ſie könnten vielleicht die Künſte alle auch, wenn ſie ihrer Ehre nicht wahrnehmen wollten: und es würde ihnen leicht bewieſen werden können, daß man Liebhaber genug haben kann, wenn man Luſt dazu hat.

Die Baroneß. Nun ſo ſchaffen ſie ſich welche! ſchaffen ſie ſich doch welche an, und laſſen ſie uns einmal ihre Künſte ſehen, daß mans ihnen auch glaubet. Denn ohne = = =

Caroline. Wir wollen nicht mehr davon reden, wir möchten alle beyde zu weit gehen. Und ich würde ſchon Abſchied genommen haben, wenn ich nicht auf meine Kutſche warten müßte.

Die Baroneß. Sie können bleiben, ſo lange ſie wollen, es treibt ſie ja nichts von hier weg. Allein ich will ihnen nicht länger beſchwerlich ſeyn, und ſie in einer beſſern Geſellſchaft laſſen. Der Hr. von Eigenfels der eben herein kömmt, wird ſie angenehmer unterhalten können als ich. Ich muß ein paar Zeilen an eine gute Freundinn ſchreiben, die in einer Stunde fortgehen ſollen, bleiben ſie ſo lange hier mein Herr von Eigenfels, und entſchuldigen ſie meine Freyheit.

Der fünfte Auftritt.

Herr von Eigenfels. Fräulein Caroline.

Caroline. Sie ſehen, daß ſie es ſo haben will! ich ſoll mich, bis meine Kutſche kömmt, mit ihnen unter=

unterreden, und niemals iſt mir etwas gelungen, das mir ſo angenehm geweſen wäre, als dieſe Begebenheit. Ja gewiß, Leute die viel Verdienſte beſitzen, ziehen aller Menſchen Hochachtung an ſich, und ich nehme an allem Theil, was ihnen begegnet, mein Hr. von Eigenfels. Ich wünſchte, daß der Hof nur ſo billig wäre, und ihren großen Verdienſten mehr Recht widerfahren ließe. Sie haben aber recht wenn ſie ſich über ihn beklagen, und ich ärgere mich ungemein, daß er zu ihrem Beſten ſo ſchlecht geſonnen iſt, und ihnen gar nicht beyſteht.

Eigenfels. Mir? und was hätte er für Urſache dazu? Weswegen ſollte ich das von ihm begehren? Was hab ich dem Könige oder dem Lande für Dienſte gethan? Und was beſäße ich denn für große Vorzüge, weswegen es befremdlich wäre, daß ſich der Hof aus mir nichts macht?

Caroline. Je! befördert denn der Hof die Leute allemal nur der Verdienſte wegen? Die Zeit, die Umſtände, die Gelegenheit, das ſind wohl die meiſten Staffeln des Glücks. Und mich dünkt daß dero Verdienſte doch = = = =

Eigenfels. Ey ſchweigen ſie doch von meinen Verdienſten! Was Henker ſind ſie dem Hofe anmuthen? Er müßte viel zu thun haben, wenn er alle Leute, die Verdienſte haben, ausſpähen ſollte!

Caroline. Große Verdienſte machen ſich ſelbſt kundbar, die ihrigen werden an tauſend Orten bewundert: und noch geſtern hörte ich an zween Orten, ein paar vornehme Männer von ihnen mit vieler Hochachtung reden.

Eigenfels. Ey gnädiges Fräulein! welchen Bärenhäuter lobt man denn heut zu Tage nicht! Man menget ja alles unter einander, wie Kraut und Rüben. Alle Menſchen ſind gleich vortrefflich und edel. Es iſt gar keine Ehre mehr, wenn man gelobet wird, die Menſchen möchten an Lobſprüchen faſt erſticken; einem jeden ſpeyt man ſie ins Geſicht, und mein Kammerdiener ſteht in den Zeitungen.

Caroline. Ich wünſchte, daß ſie nur Belieben hätten, ein Amt bey Hofe anzunehmen; da würden ſie ihre Vorzüge recht können ſehen laſſen. Wenn ich nur wüßte, daß ſie Luſt dazu hätten, ſo könnte man ſchon gewiſſe Wege dazu finden. Ich habe endlich noch gute Freunde genug, die mir ſchon etwas zu gefallen thun würden, um ihnen zu helfen.

Eigenfels. Um des Himmels Willen, gnädiges Fräulein! was ſoll ich bey Hofe machen? nach meiner Gemüthsart muß ich ihn fliehen wie die Peſt. Der Himmel hat mir nicht eine Seele gegeben, die ſich mit der Hofluſt vertragen kann. Ich beſitze die gehörigen Eigenſchaften nicht, die man haben muß, wenn man bey Höfen fortkommen und glücklich ſeyn will. Ich bin ehrlich und nehme kein Blatt vors Maul; ich kann die Leute nicht mit Complimenten hintergehen: Wer aber die Kunſt, ſeines Herzens Meynung zu verbergen, nicht verſteht, der wird bey Hofe nicht lange hauſen. Es iſt wahr, man hat bey Hofe mehr Beyſtand, mehr Ehre, und mehr Titel: allein wer nichts damit zu thun hat, der hat auch weniger Kummer und Verdruß; er darf ſich nicht martern, eine ſehr närriſche Perſon vorzuſtellen, und

nicht

nicht tauſend Verdrießlichkeiten ausſtehen; er darf die elenden Verſe dieſes oder jenes Haſen nicht loben; er darf dem und dem Frauenzimmer nicht ſchmeicheln; und die unerträglichen Hirngeburten unſerer jungen Stutzer nicht anhören und verdauen.

Caroline. Nun! es ſey darum; allein in ihrer Liebe wegen beklage ich ſie recht ſehr: und wenn ich ihnen meine Meynung ſagen darf, ſo wünſchte ich ſehr, daß ſie ihr Herz beſſer angebracht hätten. Sie verdienten wohl eine viel würdigere Geliebte, und die Baroneſſinn iſt viel zu ſchlecht für ſie.

Eigenfels. Und ſie, mein Fräulein, denken ſie auch daran, indem ſie mir dieſes ſagen, daß dieſe Baroneſſinn ihre gute Freundinn iſt?

Caroline. Ja; aber ich kann es nicht mehr erdulden, daß ſie ihnen ſo übel begegnet, und mit ihnen ſo ſchlecht verfährt. Ihr Zuſtand geht mir zu Herzen, und ich will es ihnen nur entdecken, daß ſie hintergangen werden.

Eigenfels. Ey ſie ſind gar zu gütig! Für dergleichen Entdeckungen danket ein Liebhaber nicht ſehr.

Caroline. Ja! ſie ſey meine Freundinn, wie ſie wolle, ſo iſt ſie doch nicht werth eines braven Cavaliers Herz zu beſitzen. Sie hat gar keine treue Liebe zu ihnen, es iſt lauter Verſtellung.

Eigenfels. Das kann wohl ſeyn, mein Fräulein, man kann niemanden ins Herz ſehen; aber ihr Mitleiden hätte ſicher die Mühe erſparen können, mir einen ſolchen Argwohn beyzubringen.

Caroline. Je nu! wenn ſie betrogen ſeyn wollen, ſo kann es mir gleich viel gelten! Ich werde ihnen alſo nichts mehr ſagen.

Eigenfels. Es iſt nichts verdrießlicher, als ſolche ungewiſſe Nachrichten, und ich wünſchte, daß man mir nichts ſagen möchte, als was man mir auch beweiſen könnte.

Caroline. Das iſt mir genug; ſie ſollen alſo hinlänglich überführet werden, daß alles wahr iſt, was ich ihnen geſage habe. Sie ſollen es alles ſelbſt ſehen. Begleiten ſie mich nur nach Hauſe, da will ich ihnen eine unleugbare Probe von der Baroneſſinn ihrer Untreue geben. Und wenn ſie fähig ſind, ihr Herz wieder frey zu machen, ſo können ſie es wohl einer Perſon zuwenden, die es beſſer verdienen wird.

Ende des dritten Aufzuges.

*

Der vierte Aufzug.

Erſter Auftritt.

Fräulein Charlotte. Hr. von Gutmannsdorf.

Gutmannsd. Nein, man kann keinen ärgern Starrkopf finden, der ſich weniger zureden, und zum Vergleiche bringen läßt als den Eigenfels. Wir mochten ihm zureden, wie wir wollten, es war alles umſonſt; er blieb bey ſeinem Kopfe. Ich glaube nimmermehr, daß der Gouverneur einen wunderba-

rern Handel gehabt hat. Nein, ſprach Eigenfels, nein, ich wiederrufe mein Wort nicht! Alles will ich zugeben; aber nur das nicht! Was verdreußt ihn denn? und was will er mir ſagen? Iſt er darum unehrlich, daß ſeine Verſe nichts taugen? Was nimmt er meine Worte ſo übel, die er nicht recht verſtanden hat? Man kann ja wohl ein ehrlicher Mann und ein elender Poet zugleich ſeyn. Das verletzt eines Menſchen Ehre und Redlichkeit nicht. Ich halte den Herrn von Hochwitz für einen braven, wackern, vornehmen, artigen, Cavalier, und für alles was ſie wollen: aber ſchreiben und reimen muß er nicht. Ich will ſeine Kutſche, ſeine Kleider, ſeine Livrey, ſeine Art zu reiten, zu fechten, und zu tanzen, das alles will ich loben. Aber ſeine Verſe? gehorſamer Diener: die kann und will und mag ich nicht loben. Wer keine Gabe hat was beſſers zu machen, der laſſe ſich die Luſt zum reimen vergehen: es müßte ihm denn bey Lebensſtrafe anbefohlen ſeyn. Kurz, ſeine ganze Ehrenerklärung, und alles was man von ihm bringen konnte, war, daß er, und zwar nach ſeiner Meynung in ſehr gelinden Ausdrücken, ſagte, mein Herr, es iſt mir leid, daß mein Geſchmack ſo zärtlich iſt: und es wäre mir aus Liebe zu ihnen angenehm geweſen, wenn mir ihre elende Ode beſſer hätte vorkommen können. Darauf mußten ſie ſich nur geſchwinde umarmen, ehe ſie es beyde recht überlegen konnten, was er geſaget hatte.

Charlotte. Er iſt freylich ein ganz beſonderer Menſch, allein, ich geſtehe es, ich halte doch viel auf ihn; und ſeine große Redlichkeit, hat etwas edles und

erhabenes bey ſich. Dieſe Tugend iſt heut zu Tage ſehr ſelten; und ich wünſchte, daß ſie allenthalben ſo anzutreffen wäre.

Gutmannsd. Je länger ich mit ihm umgehe, je mehr wundere ich mich über der Liebe, die er zu der Frau Baroneſſinn trägt. Ich weis nicht, wie er bey ſeiner ſo ſeltſamen Gemüthsart noch hat verliebt werden können: und noch weniger begreife ichs, daß er die Baroneſſinn lieben kann.

Charlotte. Dieß iſt ein neuer Beweis, daß die Liebe ſich nicht allemal an die Gleichheit der Gemüther kehret: denn alle die ſchönen Träume von der Uebereinſtimmung der Herzen, werden durch dieſes Exempel zu ſchanden gemacht.

Gutmannsd. Aber glauben ſie wohl, daß er wieder geliebt werde?

Charlotte. Hum! das kann man ſo gar leicht nicht wiſſen: wie ſoll man das ſchließen können, ob es wahr ſey, daß ſie ihn liebt? Sie weis manchmal ſelbſt nicht recht gewiß, was ſie empfindet; ſie liebt wohl einmal was, ohne daß ſie es recht ſicher weis: ja oftmals glaubt ſie es nicht, und es iſt doch wahr.

Gutmannsd. Ich glaube, daß Eigenfels bey dieſer Dame noch mehr zu leiden finden wird, als er denket. Die Wahrheit zu ſagen, wenn er ſo dächte, wie ich: ſo würde er ſein Herz ganz wo anders hin wenden, und mit viel mehrerm Rechte ſich die Gewogenheit zunutz machen, die eure Gnaden gegen ihn bezeigen.

Charlotte. Ja, ich leugne es nicht, und glaube, daß man in ſolchen Fällen die Wahrheit ſagen müſſe.

Zwar

Zwar widerſetze ich mich ſeiner Liebe nicht, ſondern ich helfe ihm vielmehr bey meiner Muhme; und wenn die Sache bey mir ſtünde, ſo wollte ich ihn ſelbſt mit der Baroneſſinn vereinigen. Allein, wofern, wie es denn nicht unmöglich iſt, es ihm übel gehen ſollte, und er ſich aus Verdruß etwa anders bedächte: ſo ſollte es mir noch nicht zuwider ſeyn, wenn er ſich alsdann erſt zu mir wendete; und ſein erhaltener Korb würde mich nicht hindern, ſein Herz anzunehmen.

Gutmannsd. Und ich meiner ſeits, bin gar nicht wider dieſe Gewogenheit, die ſie gegen ihn blicken laſſen. Ja, wenn er will, ſo kann er ſelbſt eurer Gnaden berichten, was ich ihm in dieſer Sache geſagt habe. Allein, wofern die Baroneſſinn ihn heirathete, und ſie alſo frey blieben, einem Liebhaber ihr Herz zu ſchenken: ſo würde ich mir alle erſinnliche Mühe geben, dero edles Herz zu gewinnen. O wie glücklich wollte ich ſeyn, ſchönſtes Fräulein! wofern ſie mir hierzu die mindeſte Hoffnung machten!

Charlotte. Sie ſcherzen, Herr von Gutmannsdorf.

Gutmannsd. Nein, gnädiges Fräulein, ich entdecke ihnen das Innerſte meiner Seelen. Ich erwarte nur eine Gelegenheit, mich öffentlich zu erklären; und wünſche, daß ſie je eher je lieber kommen möge.

Der andere Auftritt.

Fräulein Charlotte. Herr v. Gutmannsdorf. Herr von Eigenfels.

Eigenfels. Ach! Fräulein, ſchaffen ſie mir recht. Ich bin ſo beleidigt worden, daß alle meine Standhaftigkeit dahin iſt!

Char-

Charlotte. Was haben ſie denn? was iſts? worüber ſind ſie ſo heftig bewegt?

Eigenfels. Etwas, daran ich nicht denken kann, ohne des Todes zu ſeyn. Ja das Ende der ganzen Welt, würde mich ſo nicht erſchrecken, als dieſe Begebenheit. Es iſt geſchehen! Es iſt aus! ich bin dahin! Meine Liebe! = = = ich kann nicht!

Gutmannsd. Erholen ſie ſich erſt ein wenig.

Eigenfels. O Himmel! O Himmel! können denn ſo viel Reizungen mit der aller niederträchtigſten Seele beſtehen?

Charlotte. Aber ſo ſagen ſie doch, was es iſt? = = =

Eigenfels. Ach! es iſt aus! es iſt alles aus! Ich bin = = = ich bin verrathen, ich bin ermordet! Die Baroneſſinn! = = = Kann man es auch wohl glauben? Die Baroneſſinn betrüget mich, und iſt mir ungetreu.

Charlotte. Ey, ey! wiſſen ſie das aber auch gewiß?

Gutmannsd. Vielleicht iſt es nur ſo ein leichter Zweifel, und ihre Eiferſucht macht ihnen etwa ſolche unnütze Gedanken.

Eigenfels. Ey zum Henker! Herr von Gutmannsdorf! mengen ſie ſich nur in ihre eigene Sachen; und nicht in meine. Es wird doch wohl einmal ſicher und gewiß genug ſeyn, daß ſie mich hintergeht, wenn ich es ſchriftlich in meiner Taſche habe. Ja, ja! ſchriftlich habe ichs! ich habe es ſchriftlich: ein Brief, den ſie an den Gutleben geſchrieben, hat mir es leider deutlich genug vor Augen geſtellt. Gutleben, den ſie, wie ich gedacht, aufs ärgſte vermeidet,

und

und den ich unter allen Mitwerbern am wenigſten gefürchtet.

Gutmannsd. Ein Brief kann oftmals ſehr trügen, und iſt nicht allemal ſo gefährlich, als man denkt.

Eigenfels. Laſſen ſie mich mitfrieden, Herr von Gutmannsdorf, ich ſage es ihnen noch einmal! Bekümmern ſie ſich nur um ſich ſelbſt.

Charlotte. Hemmen ſie ihre Heftigkeit, das Unglück wird ſo = = =

Eigenfels. Gnädiges Fräulein, ſie, ja ſie ſelbſt betrifft dieß Unrecht mit, was man mir anthut; zu ihnen nehme ich meine Zuflucht, um mich in dieſem großen Schmerze zu retten. Rächen ſie mich an einer undankbaren und ungetreuen Muhme, die meine Beſtändigkeit ſo ſchändlich verachtet: rächen ſie mich wegen dieſer Sache, die ihnen einen Abſcheu erwecken muß.

Charlotte. Ich ſoll ſie rächen? und wie?

Eigenfels. Nehmen ſie mein Herz von mir an: das iſt die einzige Art die mir übrig bleibt, mich an ihr zu rächen. Ja, ich will die Ungetreue ſtrafen, durch die aufrichtigſten Neigungen, durch die zärtlichſte Liebe, durch die größte Ehrerbiethung, und durch die möglichſte Gefliſſenheit, die ich allezeit gegen eure Gnaden beobachten werde.

Charlotte. Ich habe viel Mitleiden mit ihrem Unſterne, mein Herr von Eigenfels, und ſchlage ihr Anerbiethen eben nicht ab. Allein das Uebel iſt vielleicht ſo groß nicht, als ſie denken; und ſie könnten ſich wohl anders beſinnen. Das Unrecht, welches einem

einem ein angenehmer Gegenſtand anthut, verleitet uns zu vielen Entſchlüßen, davon wir keinen einzigen erfüllen. Man ſehe auch noch ſo viel Gründe zu einer billigen Rache; eine geliebte Schöne wird gar bald unſchuldig. Man vergißt alles Uebel, ſo man ihr anthun wollen; und man weis endlich wohl, wie gar kurz der Zorn eines Liebhabers währet.

Eigenfels. Nein, nein! gnädiges Fräulein, nein, der Schimpf iſt zu groß. Nunmehro iſt kein Rath, ich muß mit ihr brechen! Ich werde meinen Entſchluß nimmermehr ändern, und ich wollte mich eher erſäufen, als ſie noch einmal lieben. Ich will ihr über ihre Bosheit einen derben Verweis geben, ſie recht ſchamroth machen, und ihnen hernach ein Herz bringen, welches von ihren Stricken ganz frey iſt.

Charlotte zum Gutmansdorf. So wollen wir nur lieber gehen, mein Herr von Gutmannsdorf, denn die Baroneſſinn kömmt ſchon; und ich höre dergleichen Unterredungen lieber vom dritten Manne erzählen, als mit eignen Ohren. Leben ſie wohl, Herr von Eigenfels.

Der dritte Auftritt.

Die Baroneſſinn. Herr von Eigenfels.

Eigenfels. O Himmel! iſt es möglich, daß ich mich noch halten kann!

Die Baroneß. Was der Guckuck! was haben ſie nun wieder einmal im Kopfe? Was wollen ſie mit ihren centnerſchweren Herzensſeufzern, und mit

den

den grimmigen Löwenblicken ſagen, die ſie auf mich werfen?

Eigenfels heftig. Was ich damit ſagen will? was ich damit ſagen will? daß die ärgſten Verbrechen deren eine ſchändliche Seele nur fähig iſt, im aller mindeſten nicht mit eurer Gnaden unverantwortlichen Aufführung zu vergleichen ſind; daß das Schickſal, der Teufel ſelbſt, und der ganze Himmel, und die Erde, niemals etwas boshafters hervorgebracht haben, als ſie ſind!

Die Baroneß. Nun, das bekenne ich! das ſind allerliebſte Schmeicheleyen!

Eigenfels. Ey, ſcherzen ſie nur nicht! bey leibe nicht! das Lachen hat jetzt ganz und gar ein Ende! Schämen ſie ſich vielmehr ins Herz hinein, ſie haben es wahrhaftig Urſache; und ich habe unleugbare Zeugen ihrer grauſamen Untreue. Das! das iſt es nun was mich ſo bewegt, wenn ſie es wiſſen wollen! und ich habe Urſache genug gehabt, erbittert auszuſehen. Die vielfältigen Zweifel, worüber ich ſonſt immer ſo viel Verweiſe erdulden mußte, die haben mich endlich auf die Spur dieſes Unglücks gebracht, welches ich ſcheute. Ja, ja! allen ihren Künſten, und aller ihrer Schlauigkeit im Verſtellen ungeachtet, hat mir mein Herz immer zugeſagt, was ich zu fürchten hätte. Aber das mögen ſie ſich ja nicht in den Sinn kommen laſſen, daß ich meinen Verdruß und meinen Betrug ungerächet, und als ein geduldiges Schaf einſtecken werde!

Die Baroneß. Nun? was wirds denn noch werden?

Eigenfels. Ich weis, daß man ſeine Empfindungen nicht in ſeiner Gewalt hat, daß die Liebe ſich bey keinem Menſchen erzwingen läßt, daß man nie ein Herz mit Gewalt eingenommen, und daß eine jede Bruſt Freyheit hat, ſich ihren Sieger zu wählen. Ich würde mich auch im geringſten nicht beklagen können, wenn ſie mir noch unverholen ihre Meynung herausgeſagt hätten; und wenn, nachdem ſie meine Liebe ſo gleich verworfen, mein Herz ſich über niemanden, als das Schickſal beklagen können. Allein, daß Eure Gnaden mein Feuer mit einer betrüglichen Hoffnung genähret, iſt ein Verrath; das iſt eine verwünſchte Falſcheit, die nimmermehr genug geſtrafet werden kann, und ich kann meiner Rachbegier nunmehro alles erlauben. Ja, ja! fürchten ſie alles von mir! Erzittern ſie nunmehro! ich bin meiner ſelbſt nicht mehr mächtig! ich bin ganz raſend! meine Vernunft beherrſchet mich nicht mehr, nach der gefährlichen Wunde die ſie mir beygebracht haben. Ich weiche der Wuth eines gerechten Zornes, und ſtehe ihnen gar für nichts, was ich thun könnte.

Die Baroneß. Was zum Henker! haben ſie denn für Urſache, mich ſo anzufahren? haben ſie denn gar ihr Bißchen geſunde Vernunft verloren?

Eigenfels. Ja wohl! freylich, freylich, habe ich ſie verloren, als ich aus ihren falſchen Augen zum erſten male das Gift geſogen, welches mich jetzt erſticket! und als ich mir es in den Sinn kommen ließ, in den verrätheriſchen Reizungen die ſie an ſich hatten, nur ein Fünkchen Redlichkeit zu vermuthen.

Die Baroneß. Ueber was für ein Unrecht be= ſchweren ſie ſich denn?

Eigenfels. Ach! welch ein falſches Herz beſitzen ſie nicht! das weis die Verſtellungskunſt recht aus dem Grunde! Aber ich habe Mittel genug, es be= ſchämt zu machen. (Er zieht einen Brief aus der Ta= ſche:) Da! ſehen ſie doch einmal den Brief an! Iſt das nicht ihre Hand? Ich denke, daß mir ein ſolcher Liebesbrief Zeuge genug ſeyn wird, und daß ſie mir zum mindeſten darauf gar nichts werden einzuwen= den haben.

Die Baroneß. Und alſo iſt das alles, was ſie ſo in den Harniſch bringt?

Eigenfels. Wie? Sie erröthen über dieſem Schreiben nicht einmal?

Die Baroneß. Und weswegen ſollte ich darüber roth werden?

Eigenfels. Was? ſie wollen nicht nur falſch ſeyn, ſondern auch noch keck thun. Wollen ſie etwa leugnen, daß es von ihnen ſey, weil es nicht unter= ſchrieben iſt?

Die Baroneß. Je, was hätte ichs Urſache meine Hand zu leugnen? Ja, ja, der Brief iſt von mir!

Eigenfels. Was? Und ſie werden nicht einmal über dem Unrechte roth, welches mir darunter ge= ſchieht.

Die Baroneß. Sie ſind doch wahrhaftig nicht recht geſcheidt!

Eigenfels. Wie? Sind ſie ſo kühn gegen die= ſen unleugbaren Beweis? Alle die Schmeicheleyen die dem von Hochwitz darinnen gegeben werden, die

beleidigten mich alſo nicht? und beſchimpften Eure Gnaden nicht? Nein!

Die Baroneß. Von Hochwitz? und wer hat es ihnen denn geſagt, daß der Brief an ihn ſeyn ſoll?

Eigenfels. Die Leute, von denen ich ihn heute bekommen habe. Allein geſetzt auch, er wäre an einen andern: habe ich mich alsdann nicht eben ſo wohl zu beklagen? ſind ſie deswegen ſchon unſchuldig?

Die Baroneß. Wenn der Brief nun aber zu allem Unglücke an ein Frauenzimmer wäre; was würde denn für ſie und mich, für ein Schimpf darinnen ſeyn.

Eigenfels, ſpöttiſch. Ey! nicht doch, der Einfall gefällt mir! das iſt ein artig Kunſtſtückchen! darauf hätte ich mich doch in dreyen Jahren nicht beſonnen! Nun bin ich überzeugt! Was will ich mehr ſagen? Ich darf nicht muxen! (bitter) Dörfen ſie wohl ſolche grobe Kunſtgriffe zu Hülfe nehmen? Und halten ſie mich denn für ſo gar einfältig? Laſſen ſie doch einmal ſehen, mit was für Liſt Sie eine ſo offenbare Lüge bemänteln wollen! Und wie ſie es anſtellen wollen, dergleichen verliebte Ausdrücke, als in dieſem Briefe ſtehen, auf ein Frauenzimmer zu deuten? z. E. beſchönigen ſie mir doch dieſe Worte einmal = = =

Die Baroneß. Nein! nun beliebt mirs nicht! Es kömmt mir doch wirklich ſehr lächerlich vor, daß ſie ſich eine ſolche Herrſchaft über mich anmaßen, und unverſchämt genug ſeyn können, mir ſo viel Thorheiten unter die Augen zu ſagen!

Eigenfels. Nu! nu! werden eure Gnaden nicht

böſe

böſe, und ſagen ſie mir einmal wie dieſe Worte auf ein Frauenzimmer gehen können?

Die Baroneß. Nein, ich wills aber nicht thun! und es iſt mir gleich viel, was ſie von mir denken oder nicht!

Eigenfels. Haben ſie nur die einzige Gnade! ich möchte es doch gern wiſſen, ob der Brief an ein Frauenzimmer ſeyn kann?

Die Baroneß. Nein! er iſt an den Herrn von Hochwitz, und ſie ſollen es glauben! Ich wills ſo haben! Es iſt ein ſehr angenehmer Cavalier; er iſt mir immer recht willkommen: alles was er ſagt bewundre ich; ich ſchätze ihn hoch; und ſie können von der ganzen Sache nichts denken, das nicht wahr wäre. Gehen ſie, thun ſie, machen ſie was ſie wollen! Ich hindere ſie ja gar nicht! aber machen ſie mir den Kopf nicht länger warm!

Eigenfels. O Himmel! kann man auch wohl was grauſamers erſinnen! und iſt man je mit einem zärtlichen Herzen ſo barbariſch umgegangen! Was? ich habe ein Recht böſe auf ſie zu ſeyn? ich komme und beſchwere mich; und ich, ich ſelbſt werde geſcholten? Man treibt meinen Schmerz und meinen Argwohn aufs höchſte? man läßt mich alles glauben, und macht ſich aus allem eine Ehre? Und mein verrätheriſches Herz iſt gleichwohl noch ſo niederträchtig, daß es ſeine Ketten nicht brechen will! und gegen den undankbaren Gegenſtand keinen heftigen Zorn faſſen kann? Ach Ungetreue! wie trefflich wiſſen ſie ſich meine Schwachheit zu Nutze zu machen, und die gar zu große Heftigkeit derjenigen Liebe zu ihrem Beſten an-

zuwenden, die aus ihren verrätheriſchen Augen entſtanden iſt! Zum mindſten reinigen ſie ſich doch nur wegen eines Verbrechens, welches mich zu Tode martert, und hören ſie auf ſich mit Fleiß für ſchuldig auszugeben! Geben ſie mir zu erkennen, wofern es möglich iſt, daß der Brief ganz unſchuldig ſey, meine Zärtlichkeit wird ihn auf das gelindeſte auslegen helfen. Beſtreben ſie ſich nur dießmal mir ihre Treue zu bezeigen, und ich will mir alle mögliche Mühe geben es ihnen zu glauben.

Die Baroneß. Gehen ſie! ſie ſind nicht recht geſcheidt mit Ihrer Eiferſucht, und verdienen nicht, daß man ſie ſo liebt wie man thut. Ich möchte doch wohl wiſſen, was mich zwingen ſollte, mich gegen ſie zu verſtellen, oder zur Lügen Zuflucht zu nehmen? Wenn mein Herz mich zu einem andern lenkte, ſo möchte ich doch ſehen, warum ich es nicht auch ihnen ſelbſt gerade heraus ſagen könnte? Was? Iſt es ihnen nicht genug, daß ich ſo gütig geweſen, ihnen mein Wort zu geben? und kann mich dieß nicht vor ihrem Verdachte ſchützen? Muß ich dieſen leichtſinnigen Argwohn nicht übel nehmen? Und da das Herz eines Frauenzimmers ſich ſchon viel Gewalt anthut, wenn es jemanden frey geſteht, daß es ihn liebet; da die Beſcheidenheit unſers Geſchlechts, die beſtändige Feindinn unſerer Neigungen, ſich dergleichen Erklärungen heftig widerſetzt: ſo ſollte ein Liebhaber der alle dieſe Schwürigkeiten überſteigen geſehen, ein ſolches Orakel gewiß nicht ungeſtraft in Zweifel ziehen. Gehen ſie! ſie verdienen mit ſolchem Verdachte meinen Zorn! und ſie ſind es nicht werth, daß

man

ſich viel aus Ihnen mache. Ich handle recht dumm, und erzürne mich über mir ſelbſt, daß ich ihnen noch einiger maßen gewogen bleiben kann. Ich ſollte ja freylich meine Hochachtung einem andern zuwenden; damit ſie ein Recht bekämen ſich über mich zu beklagen.

Eigenfels. Ach Grauſame ich habe ja wohl eine ganz ausgelaſſene Gefälligkeit gegen ſie! Unfehlbar hintergehen ſie mich mit ihren ſüßen Worten; allein es ſchadet nicht! ich muß meinem Schickſale folgen, mein ganzes Gemüthe hänget ihnen an; und ich will noch weiter ſehen, wie ihr Herz beſchaffen iſt, und ob es ſo boshaft ſeyn kann mich zu hintergehen?

Die Baroneß. Nein, nein! Sie lieben mich nicht, wie man lieben ſoll!

Eigenfels. Und was wäre denn meiner Liebe zu vergleichen? Es liebt eure Gnaden mein Herz ſo heftig, daß es ihnen zuweilen gar was Böſes wünſcht.

Die Baroneß. Eine ganz vortreffliche Liebe!

Eigenfels. Ja. Ich wollte, daß kein Menſch ſie liebenswerth fände; daß ſie in die elendeſten Umſtände geriethen; daß ſie von ihrer Wiegen an, keinen Häller im Vermögen gehabt hätten; daß ſie aus dem ſchlechteſten Hauſe entſproſſen, und ihr Vater ein Schuſter oder Schneider wäre: damit hernach mein Herz und meine Liebe ihnen allen dieſen Schaden reichlich erſetzen könnte; und ich die Ehre und Freude haben könnte, daß ſie alles mir und meiner Liebe zu verdanken hätten.

Die Baroneß. Nun! das iſt eine neue Mode, einem gewogen zu ſeyn! Der Himmel behüte mich jemals

mals vor der Gelegenheit = = = Was? zum Henker! da kömmt ihr Diener in einem närriſchen Aufzuge!

Der vierte Auftritt.

Die Baroneßinn. Hr. v. Eigenfels. Johann mit Stiefeln und einer Capuſe, und einem großen Ranzen auf dem Rücken, in dem über dem Rocke geſchnallten Degengehenke hat er einen großen Zettel ſtecken. Er redet durchgehends ſehr eilfertig und ängſtlich.

Eigenfels. Was zum Teufel iſt das für ein Aufzug? Was haſtu? Was iſt dir?

Johann. Gnädiger Herr = = =

Eigenfels. Nun?

Johann. Ach! es ſteht gar nicht gut!

Eigenfels. Warum?

Johann. Es ſteht mit uns ſehr, ſehr ſchlecht!

Eigenfels. Was?

Johann. Soll ich es laut ſagen?

Eigenfels. Ja, geſchwinde.

Johann. Steht nicht etwa noch jemand da? He? = = =

Eigenfels. Was das für ein Trödler iſt! willſtu reden?

Johann. Gnädiger Herr! wir müſſen fort.

Eigenfels. Wie? was?

Johann. Bey Nacht und Nebel, mit Sack und Pack.

Eigenfels. Und warum?

Johann. Unſers Bleibens iſt nicht hier!

Eigenfels. Warum?

Johann. Ohne Abſchied, ohne ein Wort zu ſagen müſſen wir fort.

Eigenfels. Sage mir nur, was du im Kopfe haſt?

Johann. Ich habe im Kopfe, daß wir einpacken und aufſitzen müſſen.

Eigenfels. Kerl! ich ſchmeiße dir den Kopf in Stücken, wo du nicht ordentlicher heraus ſagſt, was vorgegangen iſt.

Johann. Ein ſchwarzer, garſtiger, finſtrer, ſauertöpfiſcher, mürriſcher, ruſtiger = = =

Eigenfels drohend. He!

Johann. Mann, hat uns einen Zettel in die Küche gelegt, darauf was geklecket iſt; aber man müßte der Teufel ſelber ſeyn, wenn man es leſen wollte. Unfehlbar betrifft es ihren Proceß; aber der Henker mag wiſſen, wie es heißt.

Eigenfels. Nun was hat aber der Zettel, du Spitzbube! mit der Abreiſe zu thun, die du im Kopfe haſt.

Johann. Das will ich ihnen nun eben ſagen. Eine Stunde darauf kam ein gewiſſer Herr, der ſie ſehr oft beſuchet, und fragte ſehr hitzig nach ihnen. Da er ſie aber nicht fand, ſo ſagte er mir ins geheim, weil er weis daß ich ihnen ſehr treu diene: ich ſollte ihnen nur ſagen = = = Aber, wie hieß der Herr doch ſchon? = = =

Eigenfels. Je du Hund! nun wirſtu wohl wieder auf den Namen ſtudieren! Sprich! was hat er geſaget?

Johann. Er iſt zum mindſten ihr guter Freund, das iſt genug. Er ſagte mir, daß ihre Gefahr, gnädiger Herr, ſie von hier zu gehen nöthigte: denn ſie ſtünden in Gefahr, beym Kopfe genommen zu werden.

Eigenfels. Aber wie ſo? hat er dir nichts deutlicher geſaget?

Johann. Nein! er forderte nur Feder und Dinte, und ſchrieb einen Zettel, (er ſuchet in allen Taſchen den Brief) daraus ſie, wie ich denke, das ganze Geheimniß wohl erklären werden können.

Eigenfels. Nun ſo gieb ihn her! geſchwind.

Johann. Den Augenblick! (Er ſuchet ihn lange, und da er ihn nicht finden kann: ſo packet er ſeinen Ranzen aus, worinn er allerley alte Lumpen hat, und ſchmeißt ſie über das ganze Theater:

Die Baroneß. Was muß doch das ſeyn?

Eigenfels. Ich weis es wahrhaftig nicht! ich denke doch aber, daß mir der Zettel Licht geben wird. Wirſtu bald fertig ſeyn, du närriſche Beſtie?

Johann der alles noch einmal durchſucht. Ach gnädiger Herr! ich habe ihn zu Hauſe auf dem Tiſche liegen laſſen. (läuft fort:)

Eigenfels. Ich weis nicht was mich abhält, daß ich dem Hunde = = =

Die Baroneß. Werden ſie nicht böſe; ſondern gehen ſie vielmehr ſelbſt hin zu ſehen, was es iſt.

Eigenfels. Es iſt als ob Himmel und Erden alle meine Mühe, eure Gnaden zu ſprechen, zu ſchanden machen wollten. Damit ich aber dennoch meinen

nen Zweck erhalten möge, ſo erlauben ſie mir, ihnen noch vor Abends wieder aufzuwarten.

Die Baroneß. Es ſoll mir angenehm ſeyn; zumal da ich gern dieſe jetzige Begebenheit beſſer wiſſen möchte. Leben ſie indeſſen wohl!

Ende des vierten Aufzuges.

* *

Der fünfte Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hr. von Eigenfels. Hr. von Gutmannsdorf.

Eigenfels. Ich ſage ihnen, daß mein Entſchluß ganz feſt iſt.

Gutmannsd. Aber die Sache ſey nun auch noch ſo ſchlimm; ſo ſehe ich doch noch nicht, daß ſie deswegen = = = =

Eigenfels. Nein! Sagen ſie und reden ſie mir nur nichts mehr dawider: nichts wird mich davon abwenden. Unſere Zeit iſt gar zu ſehr verderbt, und ich will mich aller menſchlichen Geſellſchaft entziehen. Was? man ſieht, daß die Ehre, die Billigkeit, das Recht und die Geſetze ſelbſt, alle wider meinen Beklagten ſind? Man geſteht auch überall, daß meine Anklage gerecht iſt, und indeſſen, da ich mich auf meine gute Sache verlaſſe; ſo werde ich durch den Ausgang betrogen. Ich habe recht; und ich verliere meinen Proceß. Ein Spitzbube, deſſen Schandthaten

thaten alle Menſchen wiſſen, der kömmt ſiegend aus einer ſchändlichen Läſterung. Alle Ehrlichkeit weichet ſeiner Tücke, er behält Recht, da er mir das Meſſer an die Kehle ſetzt. Das Gewichte ſeiner affenmäßigen Geberden, wohinter lauter Betrug und Lügen ſtecken, wirft das Recht und die Gerechtigkeit über den Haufen. Sein Bubenſtück wird durch einen Befehl gekrönt, und das iſt noch nicht genug! nun machet mich auch der Böſewicht gar zum Verfaſſer eines elenden Buches, welches in den Händen der Leute iſt, deſſen Durchleſen ſchon ſträfflich iſt, und welches die härtſte Strafe nach ſich ziehen ſollte. Der Herr von Hochwitz hilft dieſe Lügen befeſtigen; er, den man am Hofe für einen ehrlichen Kerl hält, und dem ich nichts gethan habe, als daß ich aufrichtig geweſen bin. Warum kömmt er und zwingt mich ſeine Verſe anzuhören, und ihm meine Meynung davon zu ſagen? Ich gehe ehrlich mit ihm um, und da ich weder ihn, noch die Wahrheit hintergehen will; ſo hilft er jetzo eine erdichtete Schuld auf mich wälzen, und iſt mein ärgſter Feind geworden, der mir es ſein Lebenlang gedenken wird, daß mir ſeine Ode nicht vortrefflich vorgekommen iſt. Zum Teufel! ſind die Menſchen ſo beſchaffen? verleitet ſie der Ehrgeiz zu ſolchen Thaten? Iſt das die Ehrlichkeit, der tugendhafte Trieb, die Gerechtigkeit, und der Schutz, die man bey ihnen findet? Nein! das läßt ſich nicht länger ausſtehen! Man mißt mir das Maaß der Plagen zuvoll! ich will aus dieſem Kerker, aus dieſer Mordgrube fort. Und wenn ihr Böſewichter unter einander dergeſtalt nach Wolfsart verfahren wollet, ſo ſollet ihr mich niemals unter euch wiederſehen!

Gut-

Gutmannsd. Mich dünkt, ihr Anſchlag iſt ein wenig gar zu hitzig gefaſſet; und das ganze Unrecht iſt ſo groß nicht, als ſie es hier machen. Was ihr Widerſacher wider ſie angegeben, hat doch gleichwohl nicht ſo viel Gehör gefunden, daß man ſie feſt geſetzet hätte. Seine Lügen zernichtet ſich von ſelbſt, und das iſt ein Streich, der ihm wohl noch ſchaden könnte.

Eigenfels. Ihm? ach von ſolchen Streichen beſorget er nichts; er hat Erlaubniß, ein abgefeimter Spitzbube zu ſeyn: und weit gefehlet, daß dieſe Lügen ihm ſchaden ſollte; ſo wird man ſehen, daß er morgen Gnadengehalt und Titel dafür bekommen wird.

Gutmannsd. Nun! nun! Sie können es doch nicht leugnen, daß man dem Poſſen, den er ihnen zugedacht, und ſeiner Lügen kein Gehör gegeben hat. Von dieſer Seite alſo haben ſie ſchon nichts zu fürchten: und was ihren Proceß betrifft, darüber ſie ſich beſchweren könnten; ſo iſt es ihnen ja erlaubt, wider das letzte Urtheil noch einmal zu appelliren, und ‒ ‒ ‒

Eigenfels. Nein! ich will es dabey laſſen. Er thue mir ſo viel Unrecht als er wolle, ſo werde ich es wohl bleiben laſſen, zu appelliren; und ihn widerrufen zu laſſen. Die Gerechtigkeit iſt darinnen gar zu offenbar verletzet; und ich will, daß die Nachwelt dieſes ſaubere Stückchen unſerer heutigen Richter ſehe: damit ihr ein ſo herrliches Zeugniß von der Verderbniß unſerer Zeit, und der jetztlebenden Menſchen nicht aus den Händen gehe. Es koſtet mich zwanzig tauſend Gulden; allein, für dieſe Summe habe ich nunmehro auch ein ewiges Recht, die Ruchloſigkeit

loſigkeit der menſchlichen Natür zu verfluchen; uud euch alle mit einander, bis in mein Grab zu haſſen.

Gutmannsd. Aber, bedenken ſie doch nur = = =

Eigenfels. Aber! aber! ihre Mühe iſt ganz umſonſt. Was können ſie mir hierwider einwenden? Sollten ſie wohl ſo unverſchämt ſeyn, mir offenbar ins Geſichte, alle dieſe Gottloſigkeiten zu entſchuldigen?

Gutmannsd. Nein! ich gebe ihnen ja Recht. Es geht freylich alles nach dem Nutzen und nach allerley Ränken: die Liſt allein behält heute zu Tage überhand, und die Menſchen könnten allerdings beſſer ſeyn, als ſie ſind. Allein, iſt ihre Ungerechtigkeit nun auch gleich ein wichtiger Grund, ihren Umgang, ganz und gar zu meiden? Das ſehe ich doch noch nicht! Alle dieſe Fehler geben uns in unſerm Leben Gelegenheit, die Philoſophie zu üben. Das iſt die ſchönſte Arbeit für die Tugend: und wenn alle Menſchen vollkommen wären, wenn alle Herzen aufrichtig, gerecht und gelehrig wären, ſo würden uns die meiſten Tugenden unnütze ſeyn; weil ſie uns nur dazu dienen, das Unrecht andrer Menſchen gelaſſen zu ertragen. Denn ſo wie ein recht tugendhafter Menſch = = =

Eigenfels. Ich weis, daß ſie ganz vortrefflich reden. Sie haben immer alle Taſchen voller Sittenlehren; aber ſie verlieren Zeit und Mühe mit ihren Predigten. Die Vernunſt ſaget mir, daß es für mich am rathſamſten ſey, wenn ich mich der Welt entziehe: denn ich habe meine Zunge nicht gnugſam im Zaume, und ſtehe nicht für alles was mir entfahren könnte; da würde ich mir nur noch immer mehr Händel zuziehen. Alſo ſchweigen ſie nur, und laſſen

ſie mich in der Stille die Baroneſſinn erwarten; ſie muß auch mit in meinen Entſchluß willigen. Dabey will ich ſehen, ob ſie mich recht liebet; und dieſe Stunde wird michs lehren.

Gutmannsd. So kommen ſie ſo lange hinauf zu Fräulein Charlotten.

Eigenfels. Nein, ich bin anjetzt gar zu verdrießlich. Gehen ſie allein hinauf, und laſſen ſie mich hier, in dieſem kleinen Winkel, meinem Verdruße nachſinnen.

Gutmannsd. In ſolcher Geſellſchaft wartet es ſich nicht gut. Ich will Fräulein Charlotten bitten, daß ſie herunter komme.

Der andere Auftritt.

Die Baroneſſinn. Herr von Hochwitz. Herr von Eigenfels, im Winkel.

Hochwitz. Ja, gnädige Frau, ſie müſſen wiſſen, ob ſie mich durch ein ſo ſchönes Band auf allezeit mit ſich verbinden wollen? Ich muß von ihrem Herzen eine völlige Gewißheit haben; ein Liebhaber bleibet in ſolchen Stücken nicht gern zweifelhaft. Hat meine Zärtlichkeit das Glück gehabt, ihnen zu gefallen; ſo dörfen ſie ſich gar nicht ſcheuen, es mir zu ſagen. Die einzige Probe aber, die ich mir davon ausbitte, iſt, daß ſie den von Eigenfels, nicht ferner um ſich leiden, daß ſie ihn mir aufopfern, und ihm dero Haus verbiethen.

Die Baroneß. Aber, was haben ſie für Urſa-

chen ihn ſo zu haſſen, da ſie ihn mir ſonſt ſo ſehr gelobet haben?

Hochwitz. Das gehört nicht hieher, gnädige Frau. Ich will wiſſen, wie ſie geſinnet ſind. Erwählen ſie nach eignem Gefallen, ihn oder mich. Mein Entſchluß erwartet nur den ihrigen.

Eigenfels ſpringt aus ſeinem Winkel hervor. Ja, ja! Er hat Recht! Er hat Recht! gnädige Frau. Sie müſſen einmal wählen, und was er von ihnen bittet, das begehre ich auch. Mich treibet ein gleicher Trieb, und dieſelbe Urſache hieher. Ich muß von ihrer Liebe überführt werden: denn die Sache leidet weiter keinen Aufſchub, und dieſe Stunde noch muß ich Antwort haben.

Hochwitz. Ich begehre gar nicht, mein Herr von Eigenfels, ihr Glück durch meine Liebe zu unterbrechen.

Eigenfels. Und ich begehre von dem Herzen, der gnädigen Frauen, nicht das mindeſte Stückchen mit ihnen zu theilen.

Hochwitz. Scheint ihr meine Liebe ſchlechter zu ſeyn, als die ihrige = = = .

Eigenfels. Wo ſie die mindeſte Neigung zu ihnen hat = = = =

Hochwitz. So will ich weiter nichts von ihr begehren.

Eigenfels. So ſchwöre ich, daß ich ihr nicht mehr vor die Augen kommen will.

Hochwitz. Gnädige Frau, reden ſie ohne Scheu!

Eigenfels. Sie können ſich jetzt ganz offenherzig erklären.

Hochwitz. Sie dörfen uns nur ſagen, wohin ihr Herz ſich lenket.

Eigenfels. Einen von uns beyden können ſie erwählen, und damit gut!

Hochwitz. Wie? dieſe Wahl bekümmert ſie noch?

Eigenfels. Wie? ſie ſtehen in Zweifel und können ſich nicht entſchließen?

Die Baroneß. Mein Gott, wie ungelegen iſt mir ihre Ungeduld; ſie bezeigen wahrhaftig alle beyde ſehr wenig Vernunft! Ich weis ſchon, was ich für eine Wahl zu treffen habe; und mein Herz ſteht deswegen gar in keinem Zweifel. Es weis ſchon mit wem von ihnen beyden es zufrieden iſt, und nichts iſt geſchwinder gethan, als einen von ihnen dem andern vorzuziehen. Aber, die Wahrheit zu ſagen; ſo iſt es mir verdrüßlich, ihnen dieſen Vorzug ſelbſt unter die Augen zu ſagen. Mich dünket ſolche beleidigende Erklärungen, die ſchicken ſich ſehr ſchlecht in der Leute Gegenwart. Die Herzen erklären ſich ohnedieß allezeit durch eine gewiſſe Sprache, daß man eben nicht nöthig hat, mit den Leuten gerade zu zu brechen; und es iſt doch ſchlimm genug, wenn ein Liebhaber ſeinen Korb gleich auf die feinſte Art bekömmt.

Hochwitz. Nein, ein freyes Geſtändniß beleidiget mich niemals, und ich für mein Theil willige gar gern darein.

Eigenfels. Und ich fordre es, und begehre es, und wills haben und wiſſen! Eben daß es bekannt werde, was ſie denken, das freuet mich am meiſten

hier-

hierbey; und meinetwegen dörfen ſie niemanden von uns ſchonen. Ich weis ja leider! daß es ihre Hauptkunſt iſt, alle Menſchen zu Freunden zu erhalten; aber man führe mich nicht weiter bey der Naſe herum; man mache die Sache aus! Entweder eure Gnaden reden deutſch mit uns, oder ich nehme ihre Weigerung für meinen Abſchied an. Ich werde ein ſolches Stillſchweigen ſchon zu erklären wiſſen, und alles Uebels was ich denke, in dem Falle für geſaget annehmen.

Hochwitz. Ich bin ihnen, mein Herr von Eigenfels für ihre Hitze ſehr verbunden; und denke eben das, was ſie ſagen.

Die Baroneß. Wie quälen ſie mich mit ihren Grillen! Iſt es auch einigermaßen nur billig, daß ſie ſo darauf dringen? Und ſage ich ihnen nicht, was mich zurück hält? Charlotte ſoll mein Zeuge ſeyn.

Der dritte Auftritt.

Die Vorigen. Fräulein Charlotte. Herr von Gutmannsdorf.

Die Baroneß. Fräulein, hier ſetzen mir ein Paar Leute zu, die ſich unfehlbar mit einander beredet haben. Sie begehren alle beyde mit gleicher Hitze, daß ich ihnen ſagen ſoll, welchen von beyden ich liebe. Und daß ich durch einen Ausſpruch in ihrer beyder Gegenwart, dem einen alle Dienſte verbiethe, die er mir weiter leiſten könnte. Sagen ſie einmal, Fräulein Charlotte, iſt das wohl erhöret?

Charlotte. Das müſſen ſie mich nicht fragen, gnädige Frau, ſie könnten vielleicht mit meinem Ausſpruche übel zufrieden ſeyn, und ich halte es mit den Leuten die ihre Meynung frey heraus ſagen.

Hochwitz. Eure Gnaden wehren ſich umſonſt.

Eigenfels. Es wird ihnen niemand in ihrer Liſt beyſtehen.

Hochwitz. Sie müſſen, ſie müſſen reden, und gerade heraus bekennen.

Eigenfels. Schweigen ſie nur nicht länger.

Hochwitz. Es braucht ja nur ein Wort, ſo ſind ſie mich los.

Eigenfels. Und ich verſtehe gar, was ſie denken, wo ſie nicht reden.

Der vierte Auftritt.

Die Vorigen. Fräulein Caroline. Herr von Eginhardt. Herr von Gutleben.

Eginhardt. Gehorſamer Diener, gnädige Frau, verzeihen ſie, daß wir uns die Freyheit nehmen, ſie wegen einer gewiſſen Sache zu befragen.

Gutleben. Es iſt uns ſehr angenehm, die drey Herren hier zu finden: unſer Anbringen geht ſie auch mit an.

Caroline. Meine gnädige Frau, ſie werden ſich über meiner Gegenwart zwar wundern, allein dieſe Herren haben mich ſo ſehr gebethen mitzukommen. Sie kamen beyde zu mir, und beklagten ſich heftig über einer Sache, die ich ihnen faſt nicht glauben kann. Ich habe von dero Gemüthe eine gar zu gute Meynung, als daß ich ihnen eine ſolche Bosheit zutrauen ſollte. Meine Augen ſelbſt, haben ihrem Zeugniſſe nicht glauben wollen; und da unſere kleine

Zwiſtigkeit meine Freundſchaft dennoch nicht aufhebt, ſo habe ich mit hieher kommen wollen, um ſelbſt mit anzuhören, daß Eure Gnaden unſchuldig ſind.

Eginhardt. Ja, gnädige Frau, verſuchen ſie es einmal, mit Gelaſſenheit, ſich aus dieſem Netze zu ziehen. Iſt nicht dieſer Brief von ihrer Hand an den Herrn von Gutleben geſchrieben?

Gutleben. Nein, es iſt an den Herrn von Hochwitz.

Eginhardt. Meine Herren, es ſind Stiche darinn, die nur gar zu deutlich auf ſie gehen, und ich zweifle nicht, daß ihre Höflichkeit ſie nicht die Hand wird haben kennen lehren; aber folgendes iſt wohl werth, daß man es lieſt: (Er lieſt:)

Sie ſind doch ein ſonderbarer Menſch, daß ſie auf meine Munterkeit ſchmälen, und mir vorrücken, ich wäre niemals froher und aufgeräumter, als wenn ich ſie nicht ſähe. Nichts iſt unbilliger als dieß! und wofern Sie nicht bald kommen, und mir dieſes Unrecht abbitten, ſo verzeihe ich es Ihnen in meinem Leben nicht. Unſer großer, dicker Hauptmann = = =

Ewig Schade! daß er nicht hier iſt.

Unſer großer dicker Hauptmann, über den ſie ſich zuerſt beklagen, iſt ein Menſch der mir ganz zuwider iſt. Und ſeitdem ich ihm zugeſehen, daß er drey ganze Viertelſtunden in einen Brunnen geſpieen, um Cirkel zu machen, ſo habe ich alle Luſt zu ihm verloren. Unſer kleines Männchen = = =

Das bin ich, ohne Ruhm zu melden!

Unſer

Unſer kleines Männchen betreffend, der mir geſtern eine Stunde lang die Hand gehalten; ſo finde ich, daß in der ganzen Natur nichts kleiners ſey, als ſeine Wenigkeit, und ſein ganzes Verdienſt iſt nicht größer als er. Der andere mit den eignen Haaren = = = =

Die Reihe iſt an ſie, Herr von Eigenfels!

Der andre mit den eignen Haaren, gefällt mir zuweilen, weil er ſo gar abgeſchmackt iſt; aber hundertmal iſt er mir auch ungemein beſchwerlich. Und was den Poeten anbelanget = = =

Das ſind ſie nunmehro Herr von Hochwitz.

Und was den Poeten anbelanget, der durchaus witzig ſeyn will, und aller Welt zu Trotze ſchmieren muß: ſo kann ich mir unmöglich die Mühe geben, ſeine Sachen anzuhören. Seine Reime ſind mir ſo ekelhaft, als ſeine Proſe. Glauben ſie alſo nur, daß ich nicht allezeit ſo vergnüget bin, als ſie es wohl denken; daß ich ihnen ſehr viel zu ſagen habe, und daß man ein Vergnügen noch einmal ſo ſehr empfindet, wenn die Leute dabey ſind, die man liebet.

Gutleben. Nunmehro kömmt die Reihe auch an mich. Hören ſie nur.

Eginhardt lieſt. Der von Gutleben, davon ſie mir ſagen, iſt eben der allerletzte, dem ich gewogen ſeyn möchte. Es iſt recht närriſch von ihm, daß er ſich es nur träumen läßt, man liebe ihn; eben ſo wunderlich als es von ihnen iſt, das ſie das Gegentheil glauben. Wechſeln ſie, wenn ſie beyde vernünf-

tig ſeyn wollen, dieſe ihre Meynungen mit einander, und kommen ſie ſo oft zu mir, als es möglich iſt, und helfen ſie mir die Laſt von der Gegenwart der andern ertragen.

Gutleben. Nun, gnädige Frau, das iſt ja ein rechtes Muſter von einem edlen Gemüthe! und ſie werden ſeinen rechten Namen wohl wiſſen. Es iſt ſchon gut! wir wollen alle beyde gehen, und den ſchönen Abriß ihrer Seelen an allen Orten kund machen. (geht ab:)

Eginhardt. Ich hätte ihnen viel zu ſagen, gnädige Frau, und es würde mir an Materie nicht fehlen; allein ſie ſind meines Zornes nicht werth; und ſie ſollen ſchon noch erfahren, daß die kleinen Herren beſſere Herzen zu ihrem Troſte finden können, als das ihrige iſt. (geht ab.)

Hochwitz. Was? gehen ſie ſo mit mir um, gnädige Frau? da ſie mir doch ſo viel Zärtlichkeiten geſchrieben haben? und verſprechen ſie ihr Herz allen Menſchen, die Reihe herum? Gehen ſie! ich bin zu einfältig geweſen; aber ich werde es nicht mehr ſeyn. Sie thun mir eine rechte Wohlthat damit, daß ſie ſich zu erkennen geben. Ich nehme mein Herz mit Freuden an, welches ich hierdurch wiederfinde, und bin genug gerächet, weil ſie ſo viel daran verlieren. (Zum Eigenfels) Mein Herr, ich hindere ſie weiter gar nicht, und ſie können ihre Sachen mit der Frau Baroneſſinn nur zu Stande bringen. (geht ab.)

Caroline. Nun wahrhaftig! das iſt der boshafteſte Streich, den ich jemals gehöret habe, ich kann es nicht verhelen, ich bin ungemein gerühret davon. Kann

man

man wohl ein ärgeres Verfahren ſehen, als das ihrige iſt, gnädige Frau? Ich nehme mich der andern Herren gar nicht an; aber Herr von Eigenfels, der ſein ganzes Glück in Eure Gnaden geſetzt; ein ſo verſtändiger und verdienſtvoller Cavalier, der ſie faſt angebethet hat, den können ſie = = = =

Eigenfels. Mein gnädiges Fräulein, mengen ſie ſich nur in unſre Händel gar nicht. Laſſen ſie mich ſelbſt dafür ſorgen, und geben ſie ſich gar keine Mühe darum. Mein Herz iſt nicht im Stande ihre Mühwaltung zu vergelten, daß ſie ſich hier meiner annehmen: und ich werde zum mindeſten niemals an ſie denken, wofern ich mich durch eine andere Wahl zu rächen ſuchen ſollte.

Caroline. Ey, ey! ſachte, ſachte! mein Herr von Eigenfels! was träumt ihnen denn, daß ſie mir ſo zureden? Meynen ſie denn etwa, daß man ſich um ſie reißen wird? ſie bilden ſich wahrhaftig rechte große Berge von ſich ſelbſt ein; wenn ſie ſich ſo etwas in den Sinn kommen laſſen. Die Körbe, die die gnädige Frau austheilet, ſind nun eben keine Waare, wornach man ſich das Maul ſehr wird wäſſern laſſen! Irren ſie ſich nicht ſo ſehr, und laſſen ſie ein wenig nach; ſolche Leute als ich bin, gehören nicht für ſie. Sie thun am beſten, daß ſie hier noch ferner hin lieben, und ich freue mich ſchon über einem ſo allerliebſten Paare. (Geht ab)

Eigenfels zur Baroneß. Nun! ſie ſehen, ich habe zu allem geſchwiegen, was hier vorgieng, und alle andere zuerſt reden laſſen. Habe ich mich nun genugſam in Banden gehalten? Und kann ich anjetzt = = =

Die Baroneß. Ja, ſie können alles ſagen. Sie

haben Recht, ſich aufs höchſte zu beklagen, und mir alles vorzurücken, was ſie wollen. Ich habe unrecht, das geſtehe ich, und mein beſchämtes Gemüthe, ſuchet weiter gar keine Entſchuldigung gegen ſie. Aller andern Zorn die hier waren, habe ich nicht geachtet; aber vor ihnen geſtehe ich meinen Fehler. Sie haben unfehlbar Recht in ihrem Unwillen, ich weis wie ſträflich ich ihnen vorkommen muß. Alles zeuget wider mich, daß ich ſie betrogen habe; und daß ſie mich mit gutem Grunde haſſen können. Thun ſie es auch nur! ich muß mir es gefallen laſſen!

Eigenfels. Und iſt es mir möglich? Ungetreue! kann ich wohl in ſoweit zum Herrn meiner Zärtlichkeit werden? Ja, wenn ich gleich viel drum gäbe, daß ich ſie haſſen könnte; ſo habe ich doch ein verſtocktes Herz in mir, das will es nicht thun! (zur Fräul. Charlotte und dem Herren von Gutmannsdorf. Sie ſehen was eine närriſche Zärtlichkeit wirken kann; ſie beyde ſind Zeugen meiner Schwachheit! aber, ſie wiſſen nicht, daß dieß noch nicht alles iſt, und ſie werden ſehen, daß ich bis zum Ende ungeſcheidt handeln werde. Sie werden ſehen, daß es vergeblich ſey, ſich weiſe zu nennen, und daß der Menſch im Herzen immer ein Menſch bleibt. (zur Baroneßinn) Ja, Falſche! ich will ihre Bosheiten vergeſſen, und deren Grund in meiner Seele entſchuldigen. Ich will ſie mit dem Namen einer Schwachheit bedecken, oder glauben, daß ſich ihre Jugend durch das Laſter dieſer Zeit verführen laſſen. Aber! Sie müſſen in den Anſchlag willigen, den ich gefaſſet habe, alle Menſchen zu fliehen, und ſich den Augenblick entſchließen, mit mir in diejenige Einöde zu ziehen, in welcher ich

künftig mein Leben zubringen will. Durch dieſes Verfahren allein, werden ſie bey allen Menſchen ihre bisherige Aufführung rechtfertigen. Hernach wird mir es erlaubt ſeyn, auch nach einer ſolchen Bosheit, die ein jedes redliches Gemüth verabſcheuet, dieſelben allezeit zärtlich zu lieben.

Die Baroneß. Ich? ich ſollte der Welt entſagen, ehe ich alt wäre? und mich mit ihnen in eine Wüſteney lebendig vergraben?

Eigenfels. Wenn es einmal ihre Pflicht iſt, mich ſo zu lieben, wie ich ſie liebe: was fragen ſie hernach nach der ganzen Welt? Haben ſie denn nicht genug, wenn ſie mich haben?

Die Baroneß. Die Einſamkeit iſt einer zwanzigjährigen Seele gar zu ſchrecklich. Zum mindeſten iſt mein Herz nicht ſtark und groß genug, einen ſolchen Entſchluß zu erwählen. Wenn ſie ſonſt Luſt haben, ſich mit mir zu verbinden: ſo will ich = = = =

Eigenfels. Nein, nein! jeƶt verabſcheue ich Eure Gnaden! ich haſſe ſie! und dieſe abſchlägige Antwort ſchwächet meine Liebe noch mehr, als alles vorige: weil ihre Zärtlichkeit ſo weit nicht geht, alles in mir zu beſiƶen, ſo wie ich alles an ihnen beſiƶen würde. Gehen ſie! ich mag ſie nicht! Und dieſer große Schimpf entlediget mich auf ewig ihrer Ketten. (Die Baroneßinn geht ab, und Eigenfels ſpricht weiter zur Charlotte) Gnädiges Fräulein, dero Schönheit iſt mit tauſend Tugenden gezieret, und ich habe noch nie eine Falſchheit an ihnen geſpüret. Ich halte ſeit langer Zeit, ſchon ſehr viel auf ſie; aber erlauben ſie mir, daß ich in dieſer Hochachtung immer weiter fortfah-

ren dörfe, und daß mein Herz, bey ſeiner jetzigen Verwirrung, ſich die Ehre dero Jaworts noch nicht ausbitte. Ich ſehe, daß ich derſelben gar zu unwürdig bin, und fange an zu merken, daß mich der Himmel zu einem ſo ſchönen Bunde nicht auserſehen gehabt; ja, daß es für ſie viel zu ſchlecht iſt, jetzund ein Herz anzunehmen, daß ſich ihnen entzogen hat. Und = = =

Charlotte. Bleiben ſie immer bey ſo guten Gedanken, mein Herr v. Eigenfels! meine Hand iſt ſo verlegen nicht, um einen der ſie haben will: und hier iſt gleich ihr guter Freund, der Herr von Gutmannsdorf, der, wenn ich ihm ein gut Wort gäbe, mein Jawort herzlich gern annehmen würde.

Gutmannsd. Was könnte ich mehr wünſchen, als dieſes, mein ſchönſtes Fräulein! und ich wollte mein Leben für dieſes Glück geben.

Eigenfels. Ich wünſche, daß ſie zur Erhaltung eines beſtändigen Vergnügens Lebenslang dieſe Zärtlichkeit gegen einander empfinden mögen! ich aber, der ich auf allen Seiten verrathen werde, dem ein jeder Unrecht thut, will aus einer Mördergrube gehen, wo das Laſter herrſchet, und auf dem Erdboden herumwallen, bis ich ein Fleckchen treffe, wo es erlaubt iſt, ein ehrlicher Kerl und ein Anhänger der Tugend zu ſeyn! (geht ab)

Gutmannsd. Kommen ſie, gnädiges Fräul. um alles mögliche zu thun, daß er ſeinen Anſchlag nicht ins Werk richte.

Ende dieſes Luſtſpiels.

Der Cid,

Ein Trauerſpiel,

in fünf Aufzügen,

aus dem Franzöſiſchen

des Herrn Corneille

überſetzet.

* *

Perſonen dieſes Trauerſpiels.

Ferdinand, erſter König in Caſtilien.

Urraque, Infantinn von Caſtilien.

Diego, Vater des Roderichs.

Gomes, Graf von Gormas, Vater der Chimene.

Roderich, Liebhaber der Chimene.

Sancho, ein andrer Liebhaber der Chimene.

Arias, **Alonzo**, castilianiſche Edelleute.

Chimene, Tochter des Grafen Gomes.

Leonore, Hofmeiſterinn der Infantinn.

Elvire, Hofmeiſterinn der Chimene.

Ein Edelknabe.

Der Schauplatz iſt zu Sevilien, im königlichen Schloſſe. Die Handlung währet von Nachmittage, die Nacht durch, bis auf den andern Morgen.

* * *

Der erſte Aufzug.

Erſter Auftritt.

Chimene. Elvire.

Chimene.

Elvire, ſage mir, und zwar auf dein Gewiſſen,
Worzu mein Vater ſich am Ende wird entſchließen?

Elvire.

Sein Schluß ſetzt mich faſt ſelbſt vor Freuden außer mir,
Denn er liebt Rodrichen, beynahe mehr als ihr;
Und wird, zum Ueberfluß, euch ernſtlich anbefehlen,
Daß ihr ihn ohn Vorzug ſollt zum Gemahl erwählen.

Chimene.

Wohlan, ſo ſage mirs, doch ein vor allemal,
Wodurch verſicherſt du dich dieſer ſeiner Wahl?
Und wie gedenkſt du mir die Hoffnung zu gewähren?
An guten Dingen kann ſich niemand müde hören,
Und unſre Liebe braucht noch manchen Unterricht,
Eh' ſie recht Wurzeln faßt, und öffentlich ausbricht.
Was ſprach er denn darauf, als du nur Roderichen,
Den Sancho aber nicht, bey ihm heraus geſtrichen?
Weis er den Unterſchied, den man bey ihnen ſieht,
Und daß mein Herze bloß, mich nach dem erſten zieht?

Elvire.

Nein, was dieß anbelangt, ſo iſt er faſt betrogen:
Er meynet, euer Herz, ſey beyden gleich gewogen,

Und werde mit der Zeit nur dem eröffnet ſtehn,
Auf den die Neigungen, von ihm, als Vater, gehn.
Die Ehrerbiethigkeit ſchien ihm das Herz zu rühren,
Ich konnte ſolches leicht umſtändlich an ihm ſpüren;
Und weil ihr mich ſo ſehr um die Eröffnung plagt,
So hört, was er von euch, und ihnen, hat geſagt:
Chimene, ſprach er, weis recht, wie ſie ſoll, zu leben.
Denn beyde laſſen uns etwas vor Augen ſchweben,
So ihrer würdig iſt; ſie beyde legen ihr,
Ein tapfres, adliches, und treues Stammhaus für.
Sie beyde ſind noch jung, an deren ganzem Weſen,
Man ein Regiſter kann von großen Ahnen leſen.
Jedoch, hat Rodrich was, in dem Geſichte ſtehn,
Woraus viel Deutungen von großer Tugend gehn.
Was er zu thun vermag, iſt aus den großen Thaten
Der Ahnen, ſo die Welt verehret, zu errathen.
Sein eigner Vater war gewiß zu ſeiner Zeit,
Eh noch das Alter kam, ein Kern der Tapferkeit,
Dem es in allem Thun an Anſehn nie gefehlet,
Und deſſen Größe noch ganz Spanien erzählet.
Der Sohn wird hoffentlich dem Vater ähnlich ſeyn:
Liebt ihn mein Kind, ſo geb ich meinen Willen drein.
Er wollte mich noch mehr, als dieſes, wiſſen laſſen;
Doch wegen kurzer Zeit war es nur kurz zu faſſen.
Und dieſes wenige, was er geſaget hat,
(Denn ſeiner wartete, damals der große Rath)
Kann uns ſchon allbereit zu der Verſicherung bleiben,
Daß er nichts wiedriges euch meyne vorzuſchreiben.
Man ſagt: der König ſucht jetzt einen großen Mann,
Dem er von ſeinem Prinz die Aufſicht geben kann.
Dieß Amt wird zweifelsfrey der Gormas wohl erreichen,
Denn, weil an Tapferkeit ihm niemand zu vergleichen.
So wird ſich auch vielleicht wohl niemand unterſtehn,
Ihm, im Begehren nur, darinnen gleich zu gehn.
Don Rodrich aber will von euren Liebesſachen
Den Vortrag ebenfalls bey ſeinem Vater machen.

Nun urtheilt, ob es nicht nach Wunſche wird geſchehn,
Und ob ihr euch nicht bald vergnüget werdet ſehn?

Chimene.

Ich weis nicht was für Angſt mir alle Luſt verbeuth,
Und was für Uebel mir mein Herze prophezeyt.
Das Schickſal ändert oft ein Werk, im Augenblicke,
Und ich befürchte viel, bey meinem größten Glücke.

Elvire.

Das Schickſal wird es ſchon nach eurem Wunſche karten.

Chimene.

Es gehe, wie es geh, ſo muß ichs nun erwarten.

(Sie gehen ab.)

Der andere Auftritt.

Urraque. Leonore. Der Edelknabe.

Urraque.

Lauf, Page! hole mir Chimenen, lauf! und ſprich:
Mein Auge wünſche ſie zu ſehn, und wundre ſich,
Daß ſie nicht eher läßt von ihrer Ankunft ſagen.

(Der Edelknabe geht ab.)

Leonore.

Prinzeſſinn, was heißt doch das wiederholte Fragen?
Wann ihr Chimenen ſeht iſts immer einerley:
Wieweit mit Rodrichen ihr Werk gekommen ſey?

Urraque.

Ich frage ſie mit Fleiß, weil ich zu ihrem Lieben,
Die Flammen meiſtentheils gezwungen aufgetrieben.
Denn, daß ſie Rodrich liebt, hab ich allein gethan,
Durch meinen Vorſpruch nahm ſie wiederum ihn an.
Da ſie nun beyderſeits mir alles danken müſſen,
So möcht ich dieſes Werk auch gerne bald beſchließen.

Leonore.

Leonore.

Allein ihr ſehet mir verdrießlich und verſtört,
Wenn man was glückliches von dieſen beyden hört.
Je höher ihre Luſt und ihr Vergnügen ſteiget,
Je mehr ſich der Verdruß in euren Augen zeiget.
Stimmt aber Herz und Mund bey euch wohl überein,
So kann ihr Glücke ja nicht euer Unglück ſeyn.
Wiewohl ich bin vielleicht im Fragen zu verwegen.

Urraque.

Weil mir mein Schweigen nur mehr Schmerzen will erregen,
So höre, was bisher, mich dießfalls hat verletzt,
Und welcher Sturm noch jetzt an meine Tugend ſetzt:
Die Liebe, der die Welt muß zu Gebothe leben,
Macht, daß ich Rodrichen zwar anderwerts vergeben;
Doch ſelbſt auch lieben muß.

Leonore.

Wie? liebt ihr Rodrichen?

Urraque.

Sieh nur, wie ſich, wenn ich den Ueberwinder nenn,
Mein Herz voll Unruh zeigt.

Leonore.

Verzeiht mir, dieſe Flammen
Muß ich, ſo ſehr ich euch ſonſt ehre, wohl verdammen.
Ein bloßer Edelmann genießet allzuviel,
Wann ihm ein Königs Kind das Herz eröffnen will.
Wißt ihr wohl, wer ihr ſeyd? ich muß euch weiter fragen,
Was wird das Königreich, was wird der König ſagen?

Urraque.

Ich weis dieß alles wohl, und eh' ich etwas thu,
Das meinen Stand verletzt, verſichert, ſo ſollſt du
Mich in dem Grabe ſehn. Man pflegt in Liebesſachen
Die Gleichheit der Geburt zwar ſonſt nur zu verlachen,

Und jedes Zeitenbuch bläſt mir Exempel ein,
Dadurch auch ich vielleicht entſchuldigt könnte ſeyn.
Mein Ehrgeiz aber läßt ſich nicht ſo leicht betrügen,
Und meine Tapferkeit macht, daß die Sehnſucht biegen,
Und unten liegen muß. Ich bin ein Kronenkind,
Drum lieb ich keinen Stand, als wo auch Kronen ſind.
Und weil die Zeit vielleicht den Vorſatz könnte ſchwächen,
Laß ich an meiner ſtatt Chimenen ihm verſprechen.
Ich geb ihr, was ich ſelbſt will, doch nicht haben kann,
Und zünde, daß mein Feur verlöſcht, ein anders an.
Verwundre dich nicht mehr, wenn du mich ſiehſt bemühen,
Das halbverknüpfte Band bey ihnen zuzuziehen.
Bey ihrer Ruhe hat auch meine Ruhe ſtatt:
Denn wer nur etwas noch von Hoffnung übrig hat,
Der läßt das Lieben nicht; ſo doch gar leicht vergehet,
Wenn es einmal entblöſt von dieſer Nahrung ſtehet.
Wo ſich Chimene nun an Rodrichen vermählt,
So iſt die Hoffnung todt; und ich bin ungequält;
Ach! aber bis dahin von Jammer eingenommen.
Denn Rodrich iſt mir ſchon zu nah ans Herz gekommen.
Da jag ich ihn zwar fort: doch, wenn er nun ganz nah
Zum Fliehen kömmt, ſo heiſts: ach! wär er wieder da.
Bedenk es doch, wie ſehr man mit ſich ſelbſten ringet,
Wenn uns der Liebe Macht, um den zu ſeufzen zwinget,
Den man verachten muß. O unerhörte Pein,
Es theilet ſich mein Geiſt in zwey Parteyen ein;
Iſt auf der einen Macht und Luſt zu überwinden,
So läßt die andre doch ſich gleichfalls mächtig finden.
Und Rodrichs Hochzeitfeſt, wie es auch kommen mag,
Iſt mir in aller Art ein rechter Sterbetag.
Ich fürcht und wünſch es doch: es quälet mich mein Hoffen,
Wenn ſolches gleich dabey, fehlt, oder eingetroffen.
Von Lieb und Ehrgeiz wird mir Jammer zugericht,
Es gehe ſelbiges gleich vor ſich oder nicht.

Leonore.

Wenns ſo beſchaffen iſt, ſo darf ich nichts mehr ſagen,
Als euch und euer Glück aufs äußerſte beklagen.
Ich, die ich kurz zuvor euch ganz entgegen war,
Bin nun mit euch voll Leid. Doch weil bey der Gefahr,
Wo ſonſten meiſtentheils die Menſchen willig gleiten,
Die Tugend neben euch mit allem Ernſte ſtreiten,
Und denen Regungen ſich widerſetzen will:
So lebet nur getroſt, die Zeit verändert viel!
Der Himmel wird dabey auf eurer Seite bleiben,
Und alle Traurigkeit, wie ihr es wünſcht, vertreiben.

Urraque.

Mein größtes Hoffen iſt, der Hoffnung los zu ſeyn.

Der dritte Auftritt.

Die Vorigen. Der Edelknabe.

Der Edelknabe.

Chimene ſtellet ſich, Prinzeſſinn, bey euch ein.

Urraque.

Geht, laſſet ſie doch nicht ſo lang alleine ſtehen.

Leonore.

Und ihr gedenket hier im Kummer fortzugehen?

Urraque.

Nein! ob mir dieſer Gang gleich nicht zur Luſt gereicht,
So folg ich, wenn der Schmerz nur aus den Augen weicht,
Doch euch ohnfehlbar nach. Gerechter Himmel! ſage,
Wenn ändert ſich einmal die unerhörte Plage?
Nimm von mir Ehr und Ruh nicht ungetheilet hin,
Laß andre glücklich ſeyn, daß ich auch glücklich bin.
Schaff ein Vermählungsfeſt, ſo ihrer drey vergnüget,
Bey mir, wenn die Vernunft nach vielem Streite ſieget,

Dort durch ein feſtes Band, und löſe mir darauf
Die Bande, die ich nicht darf tragen, wieder auf.
Wiewohl nun iſt es Zeit, daß ich Chimenen finde,
Und meine Traurigkeit an ihr Geſpräche binde.

(Sie gehen ab.)

Der vierte Auftritt.

Gomes. Diego.

Gomes.

So thut des Königs Gunſt was euer Herz begehrt,
Und giebt euch ſolch ein Amt, das mir gewiß gehört?
Ihr ſollt den jungen Prinz forthin in Aufſicht nehmen?

Diego.

Es hat ſich dieſer Wahl der König nicht zu ſchämen:
Weil jedermann dadurch ſehr deutlich ſehen kann,
Daß er, dafern jemand was rühmliches gethan,
Es zu belohnen ſucht.

Gomes.

Doch mir ſagt dieſes Wählen,
Daß Könige ſo wohl, als andre Menſchen, fehlen;
Und daß ein Mann, der ſich durch Tapferkeit und Fleiß
Verdient und nützlich macht, auch nichts zu hoffen weis.

Diego.

Wir wollen dieß Geſpräch, wenns euch gefällt, aufheben.
Verdienſt und Gunſt hat mir zugleich das Amt gegeben;
Wenn auch von hoher Hand, wie hier, etwas geſchieht:
So iſt, wers tadeln will, dabey umſonſt bemüht.
Ich aber kann durch euch noch mehr Vergnügen finden,
Laßt mein und euer Haus ein heilig Band verbinden.
Ihr habt ein einzig Kind, ich einen einzgen Sohn,
Die wünſchen beyderſeits, = = jedoch wir wiſſens ſchon.
Laßt ſie durch uns vergnügt, durch ſie uns Freundſchaft machen.

Gomes.

Ein ſo beglückter Sohn, muß auf viel größre Sachen,
Bey der Vermählung ſehn. Ich glaub es nimmermehr,
Daß ihm das Herze nicht bey dieſer hohen Ehr
Gewachſen ſollte ſeyn. Ihr ſelbſt müßt euch beſtreben,
Dem Prinzen, den ihr führt, vollkommne Lehr zu geben:
Wie man ein Land regiert, und zum Gehorſam bringt;
Durch Wohlthun einen Theil, durch Furcht den andern zwingt;
Wie man zur Kriegeszeit die Heere ſelber führet;
Bey aller Müh und Noth, nichts vom Verdruße ſpüret;
Wie man bey Tag und Nacht ſich auf dem Pferde trägt,
Und endlich auf den Schild, an ſtatt des Küſſens legt:
Wie man den Sturm anſtellt, daß alle Mauren wanken;
Und daß wirs ganz allein dem Oberhaupte danken,
Wann alles glücklich geht. Verſuchts, und bringet ihn
Durch euer Beyſpiel mehr, als durch die Lehr dahin.

Diego.

Er leſe, fehlt ihm noch ein Beyſpiel, das der Neid
Selbſt nicht zu tadlen weis, die Thaten meiner Zeit!
Da wird er ſchon genug dergleichen Proben finden,
Wie man ein ganzes Land kann glücklich überwinden;
Wie man die Mauren bricht, und ſeine Völker ſtellt,
Daß alles biegt und bricht, und uns der Sieg zufällt.

Gomes.

Ein Beyſpiel, das man ſieht, thut immer größre Dinge.
Für Prinzen iſt die Lehr aus Büchern zu geringe:
Und zeigt mir doch nur was von eurer Jugend an,
Bis zu der jetzgen Zeit, das ich nicht auch gethan.
Was ihr geweſen ſeyd, bin ich den Augenblick,
Ich gehe weiter fort, ihr aber kommt zurück.
Vor meines Degens Kraft muß Mohr u. Chriſt ſich biegen,
Es kann Caſtilien, wenn man mich nennet, ſiegen.
Könnt ich nicht ſo beherzt vor allen Feinden ſtehn,
Ihr würdet allerſeits in ihren Feſſeln gehn.

Ein=

Ein jeder Tag läßt mich faſt neuen Ruhm erreichen,
Durch die unzählbaren, erworbnen Siegeszeichen.
O! ſchade, daß der Prinz den Vortheil nicht genießt,
Und unter meiner Hand mit bey dem Fechten iſt.
Wie glücklich könnt er da, bey ſo viel Wunderwerken,
Die Art, den ſtärkſten Feind zu überwinden, merken.
Wie würd er! ‗ ‗ ‗

Diego.

Es iſt wahr, ihr dient dem König wohl,
Und ich weis ebenfalls, wie man euch ehren ſoll:
Indem ihr unter mir die Tapferkeit vor dieſen,
Im Streit und im Befehl, mehr als zu viel erwieſen.
Man ſetzt euch darum auch an meine Stelle hin:
Und kurz: ihr ſeyd nunmehr, was ich geweſen bin.
Indeſſen kann man doch aus dieſem allen ſchließen,
Daß uns der König muß zu unterſcheiden wiſſen.

Gomes.

Das iſt der Unterſcheid: ihr nehmt was mir gehört!

Diego.

Nein! wems der König giebt, der iſts am meiſten werth.

Gomes.

Wers recht verwalten kann, ſoll auch das Amt erreichen.

Diego.

Doch ihr erhaltet nichts: das iſt ein böſes Zeichen!

Gomes.

Ein alter Schmeichler macht den klügſten Herren blind.

Diego.

Nur hier nicht; denn er ſieht, daß hier Verdienſte ſind.

Gomes.

Und endlich war man euch, weil ihr nun alt, geneiget.

Diego.

Der König liebt nur den, der ſich beherzt erzeiget.

Gomes.

Drum ſollte man auf mich bey dieſer Würde ſehn!

Diego.

Weil ihrs nicht würdig ſeyd, ſo iſt es nicht geſchehn.

Gomes.

Wer ſolls nicht würdig ſeyn?

Diego.

Ihr!

Gomes.

Das iſt zu verwegen,
Für ſolche Höflichkeit bedankt man ſich mit Schlägen.

(Schlägt nach ihm.)

Diego.

Da du mir unverdient dergleichen Schimpf erweiſt,
So gehe weiter fort, zertrenne Leib und Geiſt.

(Geht auf ihn mit dem Degen los.)

Gomes.

Du Unvermögender, wirſt mich nicht ſehr erſchrecken!

Diego.

O Himmel! läſſet mich die vorge Kraft nun ſtecken?

Gomes.

Nun hört das Streiten auf: ſieh! hier liegt dein Gewehr:
Geh, hole doch fein bald den Untergebnen her.
Der leſe nun, fehlt ihm ein Beyſpiel, das der Neid
Selbſt nicht zu tadeln weis, die Heldenthat von heut:
Erzähl ihm ſelbige, und was ſonſt vorgegangen,
Und ſprich, daß er durch dich wird wenig Ruhm erlangen.

(Er geht ab.)

Der fünfte Auftritt.

Diego allein.

O Angſt! o Raſerey! o Alter! böſe Laſt,
Die du mich bis hieher darum geſparet haſt,
Daß ich am Ende noch den ärgſten Schimpf erleben,
Und jeden Lorberkranz, den mir die Welt gegeben,
Verwelket ſehen muß. O Hand! o böſe Hand!
Die du mir manchen Ruhm vor dieſem zugewandt,
Die du das Königreich mehr als einmal beſchirmet,
Und manchen Donnerkeil, der auf den Thron geſtürmet,
Zurück gewieſen haſt. Was ſoll ich von dir ſagen,
Da du dich für mich ſelbſt willſt deiner Pflicht entſchlagen?
O allzu grauſames Erinnern vorger Zeit!
So vieler Jahre Ruhm fällt durch die Heftigkeit
Des heutgen Tages hin: Bey meiner neuen Ehre,
Stieg ich, damit mein Fall nur deſto größer wäre.
Und der erhöhte Glanz gehöret nicht für mich,
Graf Gomes führet ihn, gefangen fort mit ſich.
Ich bin ganz außer mir, und weis nicht, was ich mache.
Leb ich, wo iſt die Ehr? ſterb ich, wo iſt die Rache?
Komm, Graf, und nimm den Prinz und tritt an meine ſtatt,
Dieß Amt kömmt keinem zu, den man geſchimpfet hat.
Dein ſtolzer Eifer kann mirs ins Geſichte ſchreiben,
Daß mich nebſt dir kein Menſch deſſelben werth wird gläuben.
Und du mein ehemals geliebtes Inſtrument,
Mit dem ich manchen Sieg den Feinden abgerennt;
Mein Degen, weil du mich für dieſesmal verlaſſen,
Und dich nicht gerne läßt in kalte Hände faſſen;
Bleib nur, ich bin geſchimpft, bleib nur von mir entwandt,
Und geh zu meiner Ruh, in eine beßre Hand.

Der ſechſte Auftritt.

Diego. Roderich.

Diego.

Mein Rodrich, haſt du Herz?

Roderich.

Laßt jemand anders fragen,
Er ſoll es wahrlich ſehn!

Diego.

Nun endet ſich mein Klagen,
Dein ganz gerechter Zorn hält meinen Jammer auf.
Es zeiget ſich mein Blut durch deinen Lebenslauf,
Und deine Jugend ſcheint mich wieder zu verjüngen:
Du wirſt mir dergeſtalt die Ehre wieder bringen.
Komm, räche mich!

Roderich.

Wo denn?

Diego.

Da, wo man mich verletzt,
Und deiner Ehr zugleich den ſchwerſten Streich verſetzt.
Ich bin, bedenk es nur, in das Geſicht geſchlagen:
Der Thäter hätte nicht das Leben weggetragen,
Dafern mein Alter nicht zu unvermögend wär.
Drum komm, du werther Sohn! an meine Stelle her,
Ergreif den Stahl, womit mirs weiter nun nicht glücket.
Such den verwegnen Feind, und wenn du ihn erblicket;
So tödt ihn, oder ſtirb: weil unſer Schimpf allein
Durch dieſes Frevlers Blut kann abgewaſchen ſeyn.
Verſichre dich, du haſt mit keinem Mann zu kämpfen,
Bey dem das Feuer leicht, und ohn Gefahr zu dämpfen.
Es iſt ein Mann, dem ich ſelbſt voller Blut und Schweis
Im Streiten zugeſehn; der ſo zu fechten weis,

Daß

Daß ganze Glieder fliehn, und oftermals Armeen,
Wenn er ſich ihnen zeigt, beſchämt zurücke gehen:
Der in der Welt ſonſt nichts, als Ruhm erworben hat.
Und, daß du alles weiſt, der mehr als ein Soldat,
Mehr als ein Oberhaupt aus Billigkeit zu nennen.

Roderich.

Wer iſts?

Diego.

Du wirſt ja wohl Chimenens Vater kennen.

Roderich.

Chi = = = =

Diego.

Sage mir kein Wort! ich weis dein Leiden wohl,
Jedoch der iſt nicht werth, daß er noch leben ſoll,
Der einen Schimpf verdaut: und die Beleidigungen,
Die von geliebter Hand in unſer Herz gedrungen,
Sind des Beſtrafens wohl am allererſten werth.
Kurz, du verſtehſt nun ſchon was mich und dich beſchwert.
Drum räche mich und dich! mehr mag ich dir nicht ſagen.
Erweiſe, daß du nicht aus meiner Art geſchlagen,
Vielmehr die wahre Kraft von meinen Lenden biſt.
Verbeßre, was durch mich durchaus verderbet iſt;
Und wenn ich mein Geſicht durch Thränen wäßricht mache,
So geh, und lauf, und flieh: fragſt du, wohin? Zur Rache.

Der ſiebente Auftritt.

Roderich allein.

Mein Geiſt iſt durch den ſchärfſten Streich,
Ganz unverhofft und doch bis auf den Tod gerühret;
Wie übel wird von mir die Rache fortgeführet!
Der Jammer machet mich den Ueberwundnen gleich.
Da ich ſchon ziemlich nah beym Liebeshafen bin,
Fällt alle Hoffnung hin.

Mein Herze will mit dem, was es jetzt thut,
Das Denken bloß verhöhnen.
Bald ſpricht es: geh, hole deinem Vater Blut;
Bald nein! es iſt beym Vater der Chimenen.

Ich habe mit mir ſelbſt zu thun,
Weil Ehr und Lieb in mir einander wiederſprechen:
Räch ich des Vaters Schimpf, ſo wird die Liebe brechen;
Daß erſte treibt mich an, daß andre heißt mich ruhn.
O allzu ſchwere Wahl! ich kann vor meinen Flammen
Die Ehre nicht verdammen,
Und gleichwohl auch nicht beyde gänzlich fliehn.
Wo iſt Rath zu entlehnen?
Ich will mich nicht des Vaters Schimpf entziehn,
Doch ehr ich auch den Vater der Chimenen.

Ach Vater! Liebſte! Lieb und Ehr!
Ihr allerwertheſten Tyrannen meines Herzens!
Ihr ſtürzt mich in den Stand des Schimpfes oder Schmerzens:
Bin ich von einem los, ſo tritt das andre her.
Wie übel ſchickt ſich doch, der Liebe Macht und Quälen,
Zu einer tapfern Seelen?
Und du mein Stahl, dich ſeh ich traurig an,
Du wirſt das Unglück krönen.
Fehlſt du, ſo iſts um meinen Ruhm gethan,
Triffſt du, ſo ſtirbt der Vater der Chimenen.

O Tod! ſtell dich als Mittler ein,
Hier treibt die, ſo mich liebt; der, der mich hat gebohren.
Folg ich der Rache nach, ſo geht die Gunſt verloren;
Geſchieht es nicht, ſo werd ich ihr verächtlich ſeyn.
Sie muß mich dergeſtalt, ich kann es leicht erkennen,
Falſch oder unwerth nennen.

Mein

Mein Unfall macht aus allen Mitteln Gift,
Und läßt ſich nicht verſöhnen.
Stirb, Rodrich, ſtirb! weil dich die Noth betrifft,
Zum wenigſten in Gnaden bey Chimenen.

Doch Rodrich, nein, wo denkſt du hin?
Willſt du denn Leib und Ruhm zu gleicher Zeit begraben?
Und auf den Leichenſtein die ſchlechte Grabſchrift haben:
Er ſtarb, weil ihm der Schimpf aus Liebe leidlich ſchien!
Die Liebe ſoll in mir den Beyfall zwar erwerben,
Doch mich nicht gar verderben.
Sie iſt für mich jetzund ganz unbequem,
Drum lebe wohl, du Schöne!
Laß mir die Ehr, weil ich dich ohnedem
Verlieren muß, hochwertheſte Chimene.

Wohlan, dieß iſt und bleibt mein Schluß:
Ich bin dem Vater mehr als meiner Braut verbunden,
Drum ſterb ich durch den Streit, an Jammer oder Wunden.
Wie billig iſts, daß ich mein Leben opfern muß?
Es kam ja bloß von ihm: was heißet dieß Verziehen,
Ich ſollte billig fliehen.
Allein mein Herz, das ſich zur Ehre lenkt,
Will auch mich überthönen.
Und ruft mir zu! dein Vater iſt gekränkt,
Lauf, räche dich, am Vater der Chimenen.

Ende des erſten Aufzuges.

Der andere Aufzug.

Erſter Auftritt.

Graf Gomes. Arias.

Gomes.

Ich will zwar unter uns bekennen und geſtehn,
Daß ich bloß um ein Wort ſo weit nicht ſollte gehn:
Doch was geſchehen iſt, wird wohl geſchehen bleiben.

Arias.

Des Königes Befehl wird euch ſchon weiter treiben,
Denn er nimmt höchſt erzürnt ſelbſt Theil an dieſer That.
Sein Anſehn, das dabey zugleich gelitten hat,
Wird nun mit aller Macht auf die Gnugthuung dringen:
Und was gedenket ihr denn endlich vorzubringen,
Das euch entſchuldiget? Ein jeder kann ja ſehn,
Daß dieſer, dem von euch ein ſolcher Schimpf geſchehn,
Den Ehren nach, ſehr hoch, und über euch geſetzet;
Die Art des Schimpfes auch womit ihr ihn verletzet,
Faſt größer nicht kann ſeyn. Drum denkt an eure Pflicht,
Und widerſetzet euch des Königs Willen nicht.
Ihr müßt euch ſchon zu dem, was er befiehlt, bequemen.

Gomes.

Der König mag mir nur das Leben lieber nehmen!

Arias.

Nun fehlet ihr durch Trotz und durch Vermeſſenheit.
Der König liebt euch noch: nur, daß zu rechter Zeit
Sein Zorn gedämpfet wird. Der Wink iſt euch gegeben,
Ihr wißt, was er geſagt: wollt ihr nun widerſtreben?

Gomes.

Gomes.

Ein kleiner Eigenſinn, ſchickt ſich für mich ganz wohl,
Dafern mein Anſehn nicht zu Grunde gehen ſoll.
Man wird zwar höhern Orts es gnädig nicht empfinden;
Allein, ſo lange ſich bey mir Verdienſte finden,
Die kaum zu zählen ſind: ſo lange bleib ich frey.

Arias.

Mein Herr, ihr ſchmeichelt euch gewiß zuviel dabey,
Wenn gleich ein Unterthan nach äußerſtem Vermögen,
Mehr als man hoffet, thut: ſo thut er doch deswegen,
Nichts mehr, als was ſein Amt und ſeine Pflicht begehrt;
Und iſt noch lange nicht ſo großer Gnade werth:
Daß ſich der König ſoll nach ſeinem Willen zwingen.
Dergleichen Meynung kann euch um das Leben bringen.

Gomes.

Ich meyne nichts, als nur, was die Erfahrung ſpricht.

Arias.

Kennt ihr des Königs Zorn, und fürchtet ſolchen nicht?

Gomes.

Man ſtrafet nicht ſo fort, Perſonen, meinesgleichen,
Wenn ihre Fehler gleich den höchſten Grad erreichen:
Denn wo ich fallen ſoll, ſo fällt der ganze Staat.

Arias.

Laßt doch den eitlen Wahn, der euch verblendet hat!

Gomes.

Der Zepter, der durch mich, in ſichrer Hand kann ruhn,
Wird mir ja nimmermehr dafür Gewalt anthun:
Und dieſer Kopf, der mich will ins Verderben jagen,
Soll auch ſein Kronengold nicht allzu lange tragen.

Arias.

Herr, nehmt den guten Rath, den man euch giebet, an,
Und faßt euch, wie ihr ſollt,

Gomes.

Gomes.

Ich hab es ſchon gethan.

Arias.

Und was für Antwort ſoll ich meinem Herren bringen?

Gomes.

Sagt nur, ich kann mich nicht, mich zu beſchimpfen, zwingen.

Arias.

Denkt! was der König will, muß unverrückt geſchehn,

Gomes.

Mein Herr, ſchweigt nur, ihr ſollt mich unverändert ſehn.

Arias.

So lebet wohl, und laßt euch noch dieß eine ſagen:
Der Donner kann gar leicht in euren Lorber ſchlagen.

Gomes.

Davor fürcht ich mich nicht.

Arias.

Ich aber deſto mehr.

(Er geht ab.)

Gomes.

Wenn Don Diego doch nicht ſo bemühet wär!
Wer nie den Tod geſcheut, wird nicht vom Drohen ſterben.
Mein Geiſt ſieht unverzagt das äußerſte Verderben:
Und wenn der König mir den Glücksaltar zerbricht,
So jagt er dennoch mich vom Ehrentempel nicht.

Der andere Auftritt.

Gomes. Roderich.

Roderich.

Herr Graf, nur auf ein Wort.

Gomes.

Ganz gern.

Roderich.

Hab ichs errathen,
Daß du Don Diego kennſt?

Gomes.

Gomes.

Ach ja!

Roderich.

Doch ſeine Thaten,
Sind dir hingegen wohl nicht ſonderlich nicht bekannt:
Voraus, daß man ihn ſonſt den Tapferſten genannt?

Gomes.

Vielleicht!

Roderich.

Und kannſt du wohl aus meinem Feuer ſchließen,
Daß es von ihm herſtammt?

Gomes.

Was hilft mich dieſes Wiſſen?

Roderich.

Vier Schritte weiter hin geb ich hiervon Bericht.

Gomes.

Verwegner junger Menſch!

Roderich.

Ach! übereil dich nicht!
Von edlen Seelen hat, bereits in jüngern Jahren,
Man öfters, wie du weiſt, viel Tapferkeit erfahren.

Gomes.

Doch, da man dich noch nie geſehn vom Leder ziehn,
Wer machet deinen Arm denn wieder mich ſo kühn?

Roderich.

Meinsgleichen kennet man vom erſten Augenblicke,
Und Proben werden da zum beſten Meiſterſtücke.

Gomes.

Kennſt du mich denn?

Roderich.

Ach ja! ich weis, daß alle Welt,
Vor deinem Namen bloß, erſchrocken niederfällt.

Die

Die Siegeszeichen, die dein Haupt mit Ruhm kann tragen,
Vermögen ganz allein mich furchtſam umzuſchlagen.
Ich weis, daß du ſtets ſiegſt, und nie beſieget biſt,
Bey mir hingegen nichts, als Muth und Hoffnung iſt.
Doch wer den Vater rächt, dem muß ſein Werk gelingen,
Dein unbezwungner Arm iſt doch wohl zu bezwingen.

Gomes.

Die Großmuth, welche man im Reden ſpüren kann,
Hat durch die Augen ſich bey dir ſchon kund gethan.
Bey keinem Spanier wird man ſie beſſer finden:
Drum meynt ich auch mit dir die Tochter zu verbinden.
Ich weis, du liebeſt ſie, und machſt dich ihrer werth,
Weil dieſe Neigung nicht die Pflicht der Tugend ſtört.
Da deiner Ehren Gluth die Flammen niederſchläget,
Die eine Leidenſchaft zuerſt bey dir erreget:
Und weil mirs ſelbſt dadurch nicht am Beweiſe fehlt,
Daß ich durch dich für ſie am glücklichſten gewählt.
Allein, es jammert mich, bey aller deiner Tugend,
Und ſo viel Tapferkeit, zugleich auch deine Jugend.
Ich mag ſo ungleich nicht mit dir zu Felde gehn,
Es möchte ſonſt gar ſchlecht ums Meiſterſtücke ſtehn:
Und mir kann auch ein Sieg nicht großen Ruhm erwerben,
Wo man faſt ohn Gefahr ſoll einen Feind verderben.
Ich würde dergeſtalt mir ſelbſt zur gröſten Pein,
Wenn dich mein Arm erlegt, der Ueberwinder ſeyn.

Roderich.

Dergleichen Reden ſind für dießmal ganz vergebens,
Schonſt du nicht meiner Ehr, ſo ſchon auch nicht des Lebens.

Gomes.

So komm denn gleich von hier,

Roderich.

Ich wünſche nichts ſo ſehr.

Gomes.

Gomes.

Biſt du des Lebens ſatt?

Roderich.

Wird dir der Tod ſo ſchwer?

Gomes.

Komm, du thuſt wohl daran, ein Sohn ſoll nicht mehr leben:
Wenn ihm des Vaters Schimpf kann Sterbensregeln geben.

Der dritte Auftritt.

Urraque. Chimene. Leonore.

Urraque.

Chimene, ſtelle doch einmal das Klagen ein,
Und laß doch wiederum das Herze ruhig ſeyn.
Die Wolke, die dein Glück verdeckt, geht bald vorüber,
Man hat auf Wind und Sturm die Stille noch viel lieber.
Was unterbrochen wird, verändert ſich doch nicht.

Chimene.

Ich aber weis gewiß, daß Glück und Hoffnung bricht.
Kann bey ſo ſchöner Still dergleichen Sturm entſtehen:
So wird mein Liebesſchiff gewiß zu Grunde gehen,
Da ich beym Hafen bin. Ja wohl, man liebte mich,
Ich liebte wiederum, die Aeltern gaben ſich:
Doch eben zu der Zeit, da ich es hier erzählet,
Kömmt der verwünſchte Streich, der mich zu tode quälet;
Der alles was ich nur gewünſcht, zu Boden reißt,
Und mich von jetzund an nicht weiter hoffen heißt.
O Ehrſucht! ſoll ich dich nicht lebenslang verfluchen?
Weil deine Tyranney die gröſten Helden ſuchen:
Und weil mein Auge bloß durch dich gezwungen iſt,
Daß es in ſeiner Noth vor Thränen faſt zerflieſt.

Urraque.

Urraque.

Laß dich nicht ohne Noth den Jammer ſo erweichen,
Was bald entſteht, das pflegt auch bald vorbey zu ſtreichen:
Es macht der Väter Zank allhier zwar viel Geſchrey;
Allein, der König weis ihn auch, und legt ihn bey.
Und weil mein Herz zugleich bey deinem Jammer weinet,
So glaube, daß es dich, nie zu verlaſſen meynet.

Chimene.

Des Königes Vergleich wird hier gar wenig thun:
Der Schimpf iſt allzu groß; wer wollt ihn heißen ruhn?
Gewalt und Klugheit ſelbſt vermögens nicht alleine;
Vertragen ſie ſich gleich, ſo iſts doch nur zum Scheine.
Im Herzen wird der Haß wohl unaufhörlich blühn,
Und eine ſchlimme Frucht zuletzt zuſammen ziehn.

Urraque.

Doch, ein Vermählungsfeſt, von zwey ſo lieben Kindern,
Kann bey den Vätern ſchon den ſtarken Grimm vermindern.
Vielleicht erzählt man bald, daß hier ein Händeſchlag,
Vier Seelen auf einmal an ſich zu ziehn vermag.

Chimene.

Dergleichen kann ich zwar wohl wünſchen, doch nicht glauben:
Mein Vater giebt nicht nach, Diego kann nicht bleiben,
So wie er jetzo iſt; drum bin ich traurens voll,
Bey dem, was ſchon geſchehn, und was geſchehen ſoll.

Urraque.

Don Diego iſt zu alt, du kannſt die Sorge ſparen.

Chimene.

Doch Rodrich hat viel Herz!

Urraque.

Der iſt zu jung an Jahren

Chimene.

Chimene.

Bey edlen Seelen zeigt die Tapferkeit ſich bald.

Urraque.

Hingegen biſt auch du ſein beſter Aufenthalt,
Ein einzig Wort von dir kann ihn gar bald bewegen,
Und ſeine Liebe wird die Rache niederlegen.

Chimene.

Ach! folget er mir nicht, ſo hab ich neue Pein!
Folgt er, ſo wird ſein Thun der Welt verächtlich ſeyn:
Er thue dergeſtalt, gleich was er will, von beyden:
So werd ich doch gewiß dabey nicht wenig leiden.
Beym erſten wird in mir der Liebe Noth erweckt,
Beym andern aber Spott, durch allzu viel Reſpect.

Urraque.

Zum wenigſten kannſt du mit hocherhabnen Sinnen,
Die alles was uns quält, nicht achten, viel gewinnen.
Doch höre, ſcheinet dir, das Mittel nicht bequem,
Daß ich Don Rodrichen hier in Verwahrung nehm;
Und durch Verordnungen den tapfern Vorſatz binde,
Daß er ſich künftig nichts zu wagen unterwinde.

Chimene.

Ach! könnte dieß geſchehn, ſo wär ich Sorgen frey.

Der vierte Auftritt.

Die Vorigen. Der Edelknabe.

Urraque.

Geh, Knabe, hole mir Don Rodrichen herbey.

Der Edelknabe.

Er und der Grafe ſind.

Chimene.

Nun wird die Noth anfangen.

Urraque.

Wie denn?

Der Edelknabe.

Vor kurzer Zeit, vom Schloſſe weggegangen.

Chimene.

Allein?

Der Edelknabe.

Ja, ganz allein: es ſchien, ſie hatten Streit.

Chimene.

O Weh! ſie ſind nunmehr, vermuthlich ſchon zu weit.
Prinzeſſinn, lebet wohl! ich muß geſchwinde gehen.

Der fünfte Auftritt.

Urraque. Leonore.

Urraque.

Und ich kann dem, was mich verwirrt, nicht widerſtehen.
Chimene macht mir leid, und Rodrich iſt mir lieb.
Die faſt erſtickte Gluth merkt einen neuen Trieb:
Wenn die Vermählung ſich bey ihnen ſoll zerſchlagen;
So fang ich wieder an zu hoffen und zu klagen.
Ihr Trennen ſcheinet mir zwar ein Verdruß zu ſeyn:
Doch heimlich geb ich ſchon den Willen völlig drein.

Leonore.

Wird nun der hohe Sinn, den ihr ſonſt ſtets empfunden,
Durch einen Augenblick ſo ſchändlich überwunden?

Urraque.

O! warum ſageſt du, daß dieſes ſchändlich heißt,
Was durch und durch bey mir die Herrſchaft an ſich reißt?
Die Herrſchaft, der ich nicht die Hoffnung ab kann zwingen,
Die mir ſo manche Luſt will in Gedanken bringen,

Und die mir Rodrichen aufs neu ins Herze ſetzt;
Weil ihn Chimene doch ſchon für verloren ſchätzt.

Leonore.

So wollt ihr auf einmal den tapfern Vorſatz brechen,
Und ſaget: die Vernunft hat weiter nichts zu ſprechen?

Urraque.

Ach! die Vernunft hilft nichts, wenn ein verliebtes Gift
Die armen Sterblichen, wie eine Seuche, trifft.
Und wenn ein Kranker ſchon die Krankheit ſcheint zu lieben,
So iſt für ſeine Noth kein Mittel übrig blieben.

Leonore.

Man merkt es wohl, ihr liebt den Schmerz, der euch beſchwert,
Indeſſen ſag ich doch: kein Rodrich iſt es werth.

Urraque.

Warum nicht? Höre nur, was meine Liebe ſaget,
Wenn ſie ſich an das Herz mit Schmeicheleyen waget:
Wenn Rodrich, ſaget ſie, die Oberhand behält,
Daß ein ſo großer Feind von ihm bezwungen fällt;
So kann ich ohne Schimpf, ihn zum Gemahl erwählen:
Es kann ihm ja hierauf an keinem Orte fehlen.
Wie manches Königreich wird ihm hierauf, allein
Durch eingejagte Furcht, zu dienen willig ſeyn!
Er darf mit ſeiner Macht nur vor Granada gehen,
So wird ihm jedes Thor, daſelbſt eröffnet ſtehen.
Ergiebt ſich nun ſodann das ganze Mohrenland;
Thut Arragonien nicht ſtarken Wiederſtand;
Kann er in Portugal mit ſeiner Macht eindringen,
Das Meer und was dran liegt zu dem Gehorſam bringen;
Hierauf nach Africa mit vielen Lorbern gehn,
Und als der gröſte Held ſich überall erhöhn:
So darf ich ohne Scheu bey ſeinen großen Ehren,
Wenn er zurücke kömmt, mich wohl für ihn erklären.

Leonore.

Ihr gehet ziemlich weit: wenn aber ohngefähr,
Der Zweykampf ganz und gar nicht fortgegangen wär?

Urraque.

Es iſt gewiß genug was Rodrichen betroffen;
Denn ſein Entfernen läßt uns wohl nichts anders hoffen.

Leonore.

Wohlan! es ſey alſo; er ſoll im Streite ſtehn:
Wird denn ſein Glück ſo weit, als das Vertrauen, gehn?

Urraque.

Was ſagſt du? mein Verſtand hat freylich abgenommen,
In was für Noth werd ich noch durch die Liebe kommen!
Drum gehe nur mit mir, und lindre meine Pein,
Laß mich, ſo lang ich noch verwirrt bin, nicht allein.

(Sie gehen ab.)

Der ſechſte Auftritt.

Ferdinand. Arias. Sancho. Alonzo.

Ferdinand.

So läßt Graf Gomes ſich ſein Thun noch nicht gereuen,
Und meynet, daß ich ihm, den Frevel ſoll verzeihen?

Arias.

Ich hab ihm vorgeſtellt, was mir befohlen war,
Doch er gehorchet nicht, und rennet nach Gefahr.

Ferdinand.

Soll ſich ein Unterthan ſo unvernünftig wagen,
Des Königes Befehl, recht in den Wind zu ſchlagen?
Weis denn der Freche nicht, es ſey dieß allzuviel,
Wenn er mir gleichſam ſelbſt Geſetze geben will?
Und wenn er tauſendmal ſo viel beym Kriegesheere,
Als er jetzt iſt, ja Mars, und noch viel größer wäre:
So ſollt es dennoch nicht in ſeiner Macht beruhn,
Was ihm befohlen wird, zu laſſen und zu thun.
Ich habe voller Glimpf bisher mit ihm verfahren,
Nun aber iſt es Zeit mein Anſehn zu bewahren.

Und

Und weil ers nicht erkennt; ſo bringet ihn alsbald,
Lebendig oder todt, in ſichern Aufenthalt.

Sancho.

Die Zeit wird nach und nach ſchon ſeine Hitze ſtillen,
Jetzt denkt er an den Streit, und macht ſich hundert Grillen.
Den erſten Augenblick im Zorn, iſt ohnedem,
Ein jedes tapfres Herz, zur Reue nicht bequem.
Er ſieht wohl, daß ſein Thun ganz anders ſollte gehen:
Nur dieſes fehlt ihm noch, er will es nicht geſtehen.

Ferdinand.

Sagt weiter nichts davon, weil der, mit Unbedacht
Für ihn zu reden ſucht, ſich gleichfalls ſtrafbar macht.

Sancho.

Mein König wolle mir, nur noch ein Wort vergönnen.

Ferdinand.

Ihr werdet garzuviel für ihn nicht ſagen können.

Sancho.

Nur dieſes, daß bey ihm, durch manche Heldenthat,
Die Eigenliebe ſich ſo feſt geſetzet hat:
Daß er nicht ohne Müh zur Niedrigkeit zu bringen;
Und noch viel weniger zu einer That zu zwingen,
Die ihm nachtheilig iſt: Denn wär ſein Herze klein,
So würde ſolches ganz nicht widerſpänſtig ſeyn.
Mein König gebe nur Befehl, daß er mit Waffen,
Dazu er ſich gewöhnt, ſoll die Gnugthuung ſchaffen:
So bin ich ganz gewiß, es wird alsbald geſchehn,
Und niemand ſoll darauf ihn widerſpänſtig ſehn.

Ferdinand.

Ihr redet allzuviel; doch eurer Jugend wegen,
Will ich euch dieſesmal mit Strafe nicht belegen:
Dergleichen Zweykampf iſt auf keine Weiſe gut,
Ein kluger König ſchont der Unterthanen Blut.

Und muß, wenn er ſein Amt, als Haupt recht will verwalten,
Die Glieder insgeſammt, beſchützen und erhalten.
Die Sache kann alſo, nicht wie ihr denket, ruhn.
Ihr ſprecht wie ein Soldat, ich muß als König thun.
Nächſt dieſem wird man wohl kein Nachtheil daraus ſchließen,
Daß ihr, wenn Könige befehlen, folgen müſſen.
Ich, ich bin ſelbſt geſchimpft, indem er einen Mann
Beleidiget, zu dem ich meinen Prinz gethan.
Wer ſich nun meiner Wahl verwegen widerſetzet,
Der hat mehr als zuviel die Majeſtät verletzet.
Sagt weiter nur kein Wort. Doch habt ihr nicht gehöret,
Was für ein Kriegesheer ſich wider uns empöret?
Läßt ſich der Mohr vielleicht von neuem wieder ſehn?

Arias.

Der Mohr, wenn er bedenkt, was ohnlängſt nur geſchehn,
Und ihm begegnet iſt, verfähret allzu kühn,
Wenn er ſich neue Noth ſucht übern Hals zu ziehn.

Ferdinand.

Gutwillig läßt er wohl es nicht dabey bewenden,
Daß Andaluſien nun ganz in unſern Händen.
Dergleichen ſchönes Land, das ihm ſo lange Zeit
Zuvor gedienet hat, ſieht er voll Haß und Neid.
Ich bin deswegen hier, und muß den Schluß wohl faſſen,
Auf eine kurze Zeit Caſtilien zu laſſen,
Damit, wenn ohngefehr der Africaner Sinn
Auf neue Kriege geht, ich in der Nähe bin.

Arias.

Ich glaube, der Verluſt, den ſie bisher empfunden,
Macht, das der Kriegesgeiſt wohl gröſtentheils verſchwunden.
Drum braucht man keine Furcht,

Ferdinand.

Auch keine Sicherheit,
Denn der liebt die Gefahr, der gar kein Schrecken ſcheut.

Du weiſt ja, wie ſo leicht der Feind kann zu uns kommen,
Wenn das verfloßne Meer von neuem zugenommen.
Damit nun in der Stadt, wo ſchon die Rede geht,
Daß wir belagert ſind, kein blinder Lerm entſteht:
So laßt auf jede Poſt die Wachen doppelt ſtellen,
Und macht euch ſonſt gefaßt, damit in allen Fällen
Nichts unterlaſſen wird; wodurch man ſolcher Noth
Wohl vorzubeugen weis. Genug.

Der ſiebente Auftritt.

Die Vorigen. Alonzo.

Alonzo.

Der Graf iſt todt.
Don Diego hat den Schimpf durch ſeinen Sohn gerochen.

Ferdinand.

Als man das erſte Wort bey mir davon geſprochen,
Sah ich es zum voraus, und wollte Mittler ſeyn.

Alonzo.

Nun ſtellt Chimene ſich in Vorgemächern ein,
Bey eurer Majeſtät um Schutz und Recht zu bitten.

Ferdinand.

Ihr Unfall iſt mir leid: doch was der Graf erlitten,
Iſt ein verdienter Lohn der allzu freyen Hand;
Wo Unbedachtſamkeit die Klugheit überwand.
Inzwiſchen ſcheint mir doch ſein Fall das Herz zu rühren;
So einen braven Mann kann ich nicht gern verlieren:
Und ob er gleich zuletzt viel böſes hat gethan,
So ſeh ich doch zugleich die vorgen Zeiten an.
Die laſſen mich von ihm ein klares Zeugniß leſen,
Das er gewiß noch wohl was beßers werth geweſen.

Der achte Auftritt.

Die Vorigen. Chimene. Diego.

Chimene.

Mein König, ſchafft mir Recht!

Diego.

Mein König, hört auch mich!

Chimene.

Ich falle vor euch hin.

Diego.

Dergleichen thu auch ich.

Chimene.

Hört meine Klagen an!

Diego.

Laßt mich dagegen ſagen.

Chimene.

Ein kühner Jüngling hat die tapfre Hand geſchlagen,
Worauf ſich euer Thron am allermeiſten ſtützt.
Mein Vater iſt entleibt!

Diego.

Ich aber bin geſchützt.

Chimene.

Ein König ſoll das Blut getreuer Diener rächen.

Diego.

Ja, wenn ſie ſich nicht ſelbſt den Hals durch Bosheit brechen.

Ferdinand.

Erhebt euch beyderſeits, und ſtört einander nicht,
Chimene, dieſer Fall, der dir das Herze bricht,
Betrübt mich ebenfalls. Erklär mir dein Begehren:
Don Diego, euch will ich nach dieſem gleichfalls hören.

Chimene.

Chimene.

Mein Vater lebt nicht mehr! es iſt mit ihm geſchehn!
Mein eignes Auge hat ſein tapfres Blut geſehn.
Das Blut, ſo euer Haupt und unſer Land beſchirmet:
Das Blut, ſo in den Feind, nach Löwenart, geſtürmet,
Das Blut, ſo ganz verſtockt, und darum traurig fließt,
Weil es ſo ſchlimm, und nicht für euch vergoſſen iſt.
Das Blut, das niemals noch zur Kriegeszeit gefloſſen,
Wird unter Fried und Ruh von Rodrichen vergoſſen.
Ich Unglückſelige! kam auf den Zweykampfsplan,
Und traf ihn ſelbſt halb todt, bereits entſeelet an.
Mein König, zürnet nicht, der Jammer heißt mich ſchwei-
gen,
Und meine Thränen ſind hiervon die ſtärkſten Zeugen.

Ferdinand.

Chimene, ſey getroſt, und ſtille deine Pein!
An des entleibten Statt, will ich nun Vater ſeyn.

Chimene.

Der allerbeſte Troſt iſt ſchon dadurch gefunden.
Als ich nun zu ihm kam, wars Leben ſchon verſchwunden:
Aus ſeiner Seiten lief das Blut, und ſtellte mir,
Im Sande, deutlich gnug der Rache Nothdurft für.
Die Wunde zitterte, und wollte gleichſam ſagen:
Gerechter König! laß dir meine Noth vortragen.
Weil ich die Klage ſelbſt nicht überreichen kann:
So nimm ſie durch den Mund der einzgen Tochter an.
Nun hat die Majeſtät ja nimmer zugegeben,
Daß man ſo boshaft ſoll vor ihren Augen leben;
Und daß ein junger Menſch, von eitler Kühnheit voll,
Den allertapferſten im Lande tödten ſoll.
Wenn dieſe Frevelthat ganz ungeſtrafet bliebe,
Wer würde künftig wohl, dem Könige zu liebe,
Rechtſchaffne Dienſte thun? Drum rächet, rächt zugleich
Des werthen Vaters Blut! vornehmlich aber euch.

Des Reiches Wohlfahrt ſcheint euch dazu anzutreiben,
Ich unterſteh mich nicht dergleichen vorzuſchreiben;
Nehmt die Gerechtigkeit zum einzgen Mittler ein,
Und laſſet Blut durch Blut ſo fort beſtrafet ſeyn.
Dieß Opfer darf für mich nicht ganz allein geſchehen;
Nein, ganz Caſtilien wünſcht ſolches anzuſehen:
Dieweil der Sonnen Licht noch keinen Mann beſcheint,
Der es mit ihm ſo treu, als wie mein Vater meynt.

Ferdinand.

Diego, redet auch.

Diego.

Wär ich vor vielen Jahren,
Eh noch mein Alter kam, zur Todtengruft gefahren:
So hätte man gewiß mir rühmlich nachgeſagt,
Das Unglück habe ſich niemals an mich gewagt.
Ich, als das Kriegeshaupt, war voller Ruhm und Ehren,
Und niemand konnte mich dabey mit Nachdruck ſtöhren:
Weil Arragonien, ja ſelbſt das Mohrenland,
Nichts als Verwunderung bey meinem Streiten fand.
Doch, da ich nun ſo hoch bey Fremden war geſtiegen,
Kömmt ein Caſtilier und ſtöret mein Vergnügen.
Graf Gomes, welchem es ganz unerträglich ſchien,
Daß man bey Hofe mich ihm ſuchte vorzuziehn,
That, was noch keiner Hand zuvor bey mir gelungen:
Es ward durch ſeinen Schimpf mein vorger Ruhm bezwungen.
Mein Unvermögen gab ihm allzuviel Gewalt,
Und damals ſah ichs ein, daß man auch garzu alt
Auf Erden werden kann: ich hätte mich deswegen
Auch voller Spott u. Schmach ins Grabmaal müſſen legen;
Dafern der Himmel mir nicht einen Sohn geſchenkt,
Der die Beleidigung vollkommen abgelenkt:
Als er mir ſeinen Arm zum Streiten gleichſam lehnte,
Und durch des Grafen Blut des Vaters Herz verſöhnte.

Mein König, wo er nun dadurch in Strafe fällt,
O! ſo beſtraft nicht ihn; ſtraft den, ders angeſtellt:
Ich, ich bin ſchuld daran! hat er den Tod verbrochen;
So werde mir dafür das Leben abgeſprochen.
Ihr wißt ja, daß man nur das Haupt, dafern ein Glied
Etwas geſündigt hat, dafür zur Strafe zieht;
Drum laſſet auch an mir, was er verdient, geſchehen.
Chimene wird mein Blut mit größrer Freude ſehen,
Als wenn ihr Rodrich ſtirbt; den ſie mit viel Verdruß,
Als ihren beſten Freund, gezwungen haſſen muß.
Das ganze Königreich kann großen Vortheil finden,
Wenn Rodrich leben bleibt, und durch ſein Ueberwinden
Vielfachen Nutzen ſchafft: Da ich hingegen nun
Des Lebens müde bin, und gerne möchte ruhn;
Ich, der ich meine Zeit mit Freuden kann beſchließen,
Da mich des Grafen Tod dem Schimpfe hat entriſſen.

Ferdinand.

Die Sache ſcheinet mir ſehr wichtig, und iſt werth,
Daß mein geheimer Rath darinnen bloß verfährt.
Chimene, laſſet euch von Sanſchen heim begleiten,
Don Diego ſoll noch nicht von unſerm Hofe ſchreiten:
Hingegen Rodrichen ſucht auf, und zieht ihn ein.

Chimene.

Mein König, laßt ihn doch ſehr ſcharf beſtrafet ſeyn!

Ende des andern Aufzuges.

Der

* *

Der dritte Aufzug.

Erſter Auftritt.

Roderich. Elvire.

Elvire.

Was haſt du denn gethan? wohin willſt du nun fliehen?

Roderich.

Wohin mich fernerweit mein Unglücksſtern wird ziehen.

Elvire.

Doch welche Kühnheit hat dich auf den Schluß gebracht,
In ſo ein Haus zu fliehn, das du voll Leid gemacht?
Willſt du des Grafen Leich vielleicht noch mehr verderben,
Nachdem du ihn entleibt?

Roderich.

Sein Leben war mein Sterben;
Drum mußte ſo ein Streich von meiner Hand geſchehn.

Elvire.

Doch ſolche Mörder hab ich niemals noch geſehn,
Die des Entleibten Haus für ihre Freyſtadt halten.

Roderich.

Bey mir ſoll es den Platz des Richterſtuhls verwalten.
Ich bin kein Flüchtiger; ich ſuche meiner Noth,
Die mich zum tödten zwang, nunmehro ſelbſt den Tod.
Holt nur Chimenen her, macht ſie, nebſt meinen Flammen,
Zur Oberrichterinn, und laſſet mich verdammen:
Ich nehm es ganz gewiß für eine Wohlthat an,
Wenn mich ihr Mund verdammt, die Hand ertödten kann.

Elvire.

Elvire.

Geh, geh, der erſte Zorn hat allzuviel Vermögen!
Komm der Chimenen ja darinnen nicht entgegen:
Sie dürfte ſonſt gewiß, bey der ganz neuen Pein,
Mehr, als du meynſt, erhitzt, und nicht zu ändern ſeyn.

Roderich.

Ach! alles leid ich gern von dieſem ſchönen Kinde;
Es iſt verdienter Lohn, wenn ich den Zorn empfinde,
Vielleicht wird ihr dadurch der größte Dienſt gethan,
Wenn ſie mich alſobald zur Rache finden kann.

Elvire.

Nein, denn man hat ſie gleich an unſern Hof genommen:
Von dar wird ſie wohl ſtark begleitet wieder kommen.
Drum, Rodrich, mache dich ums Himmels willen fort!
Bedenk es ſelbſten nur, ob du nicht dieſen Ort
Durch deine Gegenwart mit tauſend Schmach belegeſt?
Du, der du noch das Blut des Grafen an dir trägeſt!
Was ſpräche nicht der Neid, wenn man voritzo dich
Hier ſollte bey uns ſehn? Nur fort! ſie zeiget ſich.

(Er verbirget ſich.)

Der andere Auftritt.

Sancho. Chimene.

Sancho.

Chimene, laſſet ja die Schmach nicht ungerochen!
Die Thränen und der Zorn, die euer Herz durchbrochen,
Sind mehr, als zu gerecht; und ob euch zwar mein Fleiß
Im Reden weder Troſt noch Schutz zu geben weis;
So ſag ich doch ſo viel: dafern euch dieſer Degen
Zur Rache tüchtig ſcheint; ſo hat ihn eurentwegen
Die Liebe ſchon gezückt. Straft die Beleidigung!
Mein Arm iſt, wenn er euch ſoll dienen, ſtark genung.

Chimene.

Chimene.

Ich Unglückſelige!

Sancho.

Wollt ihr euch nicht entſchließen?

Chimene

Der König ſorgt dafür, der wird mir helfen müſſen.

Sancho.

Des Königs Rache ſieht ſehr weit verſchoben aus,
Und wenns ſo lange währt, wird endlich wenig draus.
Wie manches Thränenmeer wird unterdeß entſtehen?
Laßt einen Edelmann mit ihm zu Felde gehen:
Das iſt der beſte Weg, da man ſein Recht erlangt.

Chimene.

Doch auch der letzte Weg, wenn ſonſten alles wankt.
Solls nun mit meiner Sach am Ende dahin kommen;
So bleibet euch hernach die Freyheit unbenommen.

Sancho.

Mein Wünſchen geht dahin: und weil ich hoffen kann;
So treff ich allbereit recht viel Vergnügen an.

Der dritte Auftritt.

Chimene. Elvire.

Chimene.

Nun krieg ich Luft. Die Noth, ſo faſt mein Herz durchſchnitten,
Ganz frey und ohne Zwang in euern Schooß zu ſchütten.
Ihr herben Seufzer, kommt! kommt nur mit Macht herbey!
Und macht euch unverweilt von eurem Kerker frey.
Ach weh! mein Vater iſt entleibt, und Rodrichs Degen,
Da er die Probe macht, kann dieſen Held erlegen?

Fließt,

Fließt, meine Thränen, fließt! laßt ganze Ströme ziehn,
Mein halbes Leben nimmt die andre Hälfte hin:
Und dieſe zwinget mich, daß ich, o Ungelücke!
Auch jene, ſtehts bey mir, zum frühen Grabe ſchicke.

Elvire.

Stellt euren Geiſt in Ruh.

Chimene.

Wie übel redeſt du,
Wenn die Gedanken ſo voll Unruh ſind, von Ruh!
Ich werde lebenslang zugleich beweinen müſſen,
Den Vater, und auch den, der ihn der Welt entriſſen.
O unerhörte Quaal! der Mordthat bin ich feind:
Der Mörder aber iſt mein allerliebſter Freund.

Elvire.

Wird Rodrichs Liebe denn noch ſtets von euch vertreten?

Chimene.

Die Liebe? Das iſt nichts. Ich muß ihn faſt anbethen.
Er, als mein Abgott, ſagt, wenn Zorn und Eifer ſpricht:
Verfolge dieſen Feind, ſchlag den Geliebten nicht.
In meinem Herzen wird ein neuer Streit erreget,
Weil Rodrich ſich daſelbſt mit meinem Vater ſchläget:
Da jagt er ihn bald fort, bald muß er ſelbſten fliehn,
Und macht, daß ich bald ſo, bald ſo geſinnet bin.
Wiewohl, ein ſolcher Streit des Zornes und der Güte
Zertheilet nur das Herz, nicht aber mein Gemüthe:
Das bleibet, wie es ſoll, das denkt an ſeine Pflicht;
Das folgt der Heucheley verblendter Liebe nicht;
Das geht der Ehre nach, ohn ferneres Bedenken:
Denn Rodrichs Unfall kann mich zwar nicht wenig kränken,
Doch denk ich allemal bey dieſer fremden Noth,
Daß ich Chimene bin, und an des Vaters Tod.

Elvire.

Wohlan, ſo rächet euch.

Chimene.

Chimene.

O allzuſchweres Rächen!
Da ich aus Noth und Zwang mir ſelbſt muß widerſprechen.
Ich ſuche ſeinen Tod, und wünſche, daß der Tag,
Der dieſen Wunſch erfüllt, niemals erſcheinen mag.

Elvire.

So dürft ihr euch ja ſelbſt nicht ſo unmenſchlich quälen.
Ihr könnet ja zur Ruh den ſichern Weg erwählen.

Chimene.

Giebſt du mir nun den Rath zur Unempfindlichkeit,
Da meines Vaters Blut ſtets Rache, Rache! ſchreyt?
Meynſt du, ich werde mich zu lauter matten Thränen,
Die mir die Heucheley herausgepreßt, gewöhnen?
Die Ehre ſchreibt mir ſchon ganz andre Dinge für;
Die Macht zu ſchweigen iſt nun weiter nicht bey mir.

Elvire.

Allein geſetzt, daß euch die Liebe hieße ſchweigen;
So würde ſolches doch gar keine Fehler zeigen.
Ihr habt das Recht geſucht, laßt ihm den freyen Lauf,
Das iſt mehr, als zuviel; und dringt nicht weiter drauf!
Was nützen euch denn wohl zu hoch geſpannte Sinnen?

Chimene.

Die Ehre ſteht im Spiel, die muß durchaus gewinnen.
Man ſchmeichle mir nur nicht mit der Entſchuldigung:
Für edle Seelen iſts noch lange nicht genung.

Elvire.

Inzwiſchen könnet ihr doch Rodrichen nicht haſſen!

Chimene.

Nein, ſag ich.

Elvire.

Was iſt denn nun für ein Schluß zu faſſen?

Chimene.

Es ſterbe Roderich, der Urſprung meiner Schmach!
Chimene folget ihm alsdann aus Jammer nach.

Der

Der vierte Auftritt.

Die Vorigen. Roderich.

Roderich.

Es ſterbe Roderich! ja, ja, er will auch ſterben,
Laß ihn nur bloß durch dich, und anders nicht, verderben.
(Giebt ihr den Degen.)

Chimene.

Ha! wach ich, oder kömmt mir was im Schlafen ein?
Des Vaters Mörder will bey mir im Hauſe ſeyn?

Roderich.

Verſchone mich nur nicht, du haſt gerechte Sache,
Verſüße dir das Leid, durch mich, in deiner Rache.

Chimene.

Ach! weh!

Roderich.

Vollführ den Streich.

Chimene.

Ich ſterbe.

Roderich.

Fahre fort!

Chimene.

Geh! daß ich ſterben kann.

Roderich.

Nur noch ein einzig Wort.
Die Antwort magſt du mir mit dieſem Degen geben.

Chimene.

Weg, weg! ich ſeh daran das Blut des Vaters kleben.

Roderich.

Chimene!

Chimene.

Wäre doch dein Degen aus der Welt,
Der ſo viel Grauſamkeit mir vor die Augen ſtellt.

Roderich.

So laß dich ſelbſt dadurch zur Grauſamkeit bewegen,
Alsdann ſo fahre fort mich Armen zu erlegen.

Chimene.

Mein eignes Blut klebt dran!

Roderich.

Mach ihn durch meines rein;
So wird das Deinige hernach vertilget ſeyn.

Chimene.

Du macheſt, Grauſamer! zween Menſchen heut zunichte!
Den Vater mit der Hand, die Tochter durchs Geſichte.
Drum ſag ich noch einmal; fort, fort, mit dem Gewehr!
Du tödteſt mich dadurch! und willſt, daß ich dich hör.

Roderich.

Ich will gehorſam ſeyn, jedoch mit dem Bedinge,
Daß ſonſt ein Stahl durch dich in meinen Buſen dringe.
Denn, dieſes darf dir nicht die Liebe prophezeihn,
Als würde jemals mich, was ich gethan, gereun.
Dein Vater hatte ſich im Feuer übereilet,
Und unſer ganzes Haus war in den Schimpf getheilet.
Du weiſt ja wohl, wie hoch man Backenſtreiche ſchätzt,
Drum ſucht ich alſobald den, der uns ſo verletzt.
Ich rächte mich, mein Haus, und meines Vaters Ehre,
Ja, ja, ich thät es noch, wenns nicht geſchehen wäre.
Die Liebe wollte mir zwar ſtarken Einhalt thun,
Chimenens Bildniß hieß mich mehr als einmal ruhn.
Als auch mein ganzer Ruhm recht ſchimpflich fallen wollte,
Hielt ich um dich noch Rath, ob ich mich rächen ſollte?
Und, da das widrige Verhängniß gleichſam ſprach:
Behältſt du ihre Gunſt, ſo folget ewge Schmach;
Meynt ich am glücklichſten doch bey der Schmach zu bleiben,
Und konnte gröſtentheils den erſten Zorn vertreiben.
Bald aber fiel mir auch mit viel Gewißheit ein,
Daß Niederträchtigkeit bey dir nicht könne ſeyn.

Daß die, die mich geliebt, als ich noch ohne Schande,
Und voller Großmuth war; dafern die Liebesbande
Mir einen wahren Schimpf vermöchten zuzuziehn:
So dann aus Billigkeit mich ewig würde fliehn.
Ich ſag es noch einmal, und werd es ferner ſagen:
Dein Vater ward von mir, wie ers verdient, geſchlagen.
Doch du verdienſt es nicht, darum ſo räche dich,
Ich ſehe nicht auf dich, ſieh wieder nicht auf mich;
Des Vaters Leiche will an mir ein Opfer haben.
Chimene, tödte mich! laß mich, wie ihn, begraben.
Vergieße dieſes Blut, das dein Blut umgebracht,
Und von der ganzen That noch ſo viel Rühmens macht.

Chimene.

Ach Rodrich! es iſt wahr: der Schimpf war garzugroß,
Du machteſt dich davon, wie recht und billig los:
Ich ſelbſten tadle dich gar nicht in dieſem Stücke,
Die Thränen melden mir mein trauriges Geſchicke.
Du haſt, was Ehr und Pflicht befahlen, dargethan,
Mir aber zeigeſt du dabey ganz deutlich an:
Daß ich mich ebenfalls durch nichts ſoll hindern laſſen;
Die Rache gegen dich vollſtändiger zu faſſen.
Dein Sieg ſchreibt mir dabey die beſten Regeln für,
Du dieneteſt dadurch dem Vater, und auch dir:
Drum muß ich wiederum mir und dem Vater dienen,
Und alles thun, was dir dabey hat recht geſchienen.
Ach! aber Roderich wärſt du es ſelbſt nur nicht,
Ach! hätte ſonſt jemand, den Vater hingericht:
So könnt ich nun bey dir den beſten Tröſter finden;
Der Jammer müßte gleich, wenn ich dich ſäh, verſchwinden.
Die Thränen würden mir erträglich worden ſeyn,
Wenn deine werthe Hand, bey dieſer großen Pein,
Dieſelben abgewiſcht. Nun aber iſt mein Leiden
Recht groß; da ich dabey den beſten Troſt muß meiden:
Verluſt kömmt auf Verluſt, die Liebe ſpricht zwar nein,
Allein die Ehre ſagt: es kann nicht anders ſeyn!

Drauf ſuch ich deinen Tod, und mehre meine Schmerzen:
Denn, durch dein Herze geht der Weg zu meinem Herzen.
Wenn mir die Liebe gleich itzt nochmals Einhalt thut,
So bleibt es doch dabey: Blut fodert wieder Blut.
Hat dein erhabner Geiſt der Liebe ſich entſchlagen,
So muß ich gegen dich nun auch dergleichen wagen:
Und da du meiner dich dadurch haſt werth bezeugt,
So zeige, dein Herz ſey mir billig auch geneigt.

Roderich.

Nun, ſo verzieh doch nicht: fort, bringe mich ums Leben!
Du ſucheſt meinen Kopf, ich will ihn willig geben.
Dein Vater fodert dir ein ſolch Entſchließen ab,
Und mich verſenkeſt du voll Freuden in das Grab.
Laß die Gerechtigkeit ſo lange nicht verziehen,
Dein Ruhm verdoppelt ſich durch eigenes Bemühen:
Bey mir hingegen ſtirbt zugleich die größte Pein.

Chimene.

Ich will dein Widerpart, und nicht dein Henker ſeyn!
Was du freywillig giebſt, das iſt nicht mein Begehren:
Ich greife dich zwar an, du ſollſt dich aber wehren.
Das Liefern iſt zu ſchlecht, ſo durch dich ſelbſt geſchicht;
Ich bin nur Klägerinn, jedoch dein Richter nicht.

Roderich.

Wenn deine Großmuth ſich mit meiner will vergleichen,
So muß ich durch dich ſelbſt ohn allen Streit erbleichen.
Beym Vater hab ich ja den Mord allein gethan,
Weswegen nimmſt denn du dabey Gehülfen an?
Laß Straf und Laſter doch einander gleich verbleiben,
Und deine Hand allein dich zu der Rache treiben.

Chimene.

Ich weis nicht, warum ſich dein Mund mir widerſetzt,
Mein Vater wurde ja durch dich allein verletzt:
Drum muß ich ebenfalls nunmehr mit meinen Rechten,
Allein, und nicht zugleich, durch deinen Beyſtand fechten.

Die Ehre machet mich dazu beherzt genung,
Ich brauche keine Gunſt, auch nicht Verzweifelung.

Roderich.

O Grauſame! biſt du denn gar nicht zu bewegen,
Mir etwas grauſamer das Urthel vorzulegen?
Thu mir, Chimene, doch des Vaters wegen, Leid,
Wo nicht, ſo tödte mich, nur aus Barmherzigkeit!
Es iſt mir tauſendmal erleidlicher zu ſterben,
Als deinen Zorn und Haß im Leben zu erwerben.

Chimene.

Ich haſſe dich ja nicht!

Roderich.

Du mußt!

Chimene.

Ich kann ja nicht.

Roderich.

Weiſt du wohl, was die Welt zu dieſer Ohnmacht ſpricht?
Sie hat dich allbereit für laſterhaft erkläret,
Weil dein Verfolgen nicht die Macht der Liebe ſtöret.
Ach! widerlege ſie darinnen jetzund gleich,
Durch einen einzigen an mir verübten Streich.

Chimene.

Es wird viel beſſer ſeyn, wenn du am Leben bleibeſt,
Und endlich jedermann frey zu bekennen treibeſt:
Daß es was großes iſt, indem mein Eifer dich
Verfolget; biſt du ſchon mehr, als mein ander Ich.
Geh nur, damit mich nicht dein Daſeyn überführe,
Daß ich an Rodrichen mein höchſtes Gut verliere!
Geh aber allererſt, wenns dunkel worden iſt;
Daß du der Läſterung nicht gar zu dienlich biſt:
Die bey der ganzen That nichts wird zu tadeln wiſſen;
Als, daß ich mich von dir nicht eher hab entriſſen.
Drum ſag ich noch einmal, geh, und verlaſſe mich!

 Roderich.

Roderich.

Ach Himmel!

Chimene.

Rodrich, geh!

Roderich.

Doch was entſchließt du dich?

Chimene.

Ich werde fernerweit, trotz meinen zarten Trieben,
Die Rache wider dich in keiner Art verſchieben.
Inzwiſchen bleibt dabey der Wunſch doch feſt geſtellt,
Der Himmel gebe nur, daß ſie nicht viel erhält!

Roderich.

O wundervolles Thun!

Chimene.

O jammerreiches Sehnen!

Roderich.

Die Väter koſten uns viel hundert tauſend Thränen!
Chimene!

Chimene.

Roderich!

Roderich.

Wer hätte das gedacht?

Chimene.

Daß unſer Freudentag ſo nah der Unglücksnacht = = =

Roderich.

Und daß, da wir bereits an unſerm Hafen waren,
Das Liebesſchiff dennoch an Klippen ſollte fahren!

Chimene.

O ungemeine Noth!

Roderich.

O Schmerz! der allzuſchwer = =

Chimene.

Chimene.

Geh, Rodrich, geh nur fort! ich höre dich nicht mehr.

Roderich.

Ich gehe denn, und geh umringt von vielen Nöthen,
Die bleiben, bis du mich davon befreyſt, durchs Tödten.

Chimene.

Und ich verſichre dich: den erſten Augenblick,
Da ich durchs ſcharfe Recht dich in die Grube ſchick,
Soll ebenfalls mein Blut und mein Gebein erkalten.

(Roderich geht.)

Elvire.

Man muß bey aller Noth noch immer Muth behalten.

Chimene.

Ach laß das tröſten ſeyn: es findet meine Bruſt
Im Weinen, und nunmehr im Schweigen ſeine Luſt.

(Sie gehen ab.)

Der fünfte Auftritt.

Diego.

Wie unvollkommen iſt doch aller Menſchen Freude!
Das größte Jubelfeſt behält doch was vom Leide.
Der Sonnen helles Licht ſcheint uns niemals ſo rein,
Daß nicht ein Wölkchen noch darneben ſollte ſeyn.
Bey mir gehts eben ſo: mein jetziges Vergnügen
Hat gleichwohl, was mich quält, nicht völlig überſtiegen.
Graf Gomes lebt nicht mehr, ſein Blut hat einen Strich
Durch meinen Schimpf gemacht: allein die Hand, die mich
Dabey verbunden macht, will ſich auf keinen Gaſſen,
Ich ſuche, wie ich will, von mir erblicken laſſen.
Die alten Glieder gehn faſt über ihre Macht,
Und ſparen keinen Schein des Tages und der Nacht;
In Hoffnung, Rodrichs Fliehn doch endlich zu ermatten:
Doch da iſt weder er, noch ſein beliebter Schatten.

Und weil die Liebe ſtets mit Furcht begleitet geht;
So denk ich oftermals, wer weis, wies mit ihm ſteht?
Vielleicht hat jemand ſchon des Grafen Tod gerochen,
Und ſeine tapfre Bruſt hinwiederum durchſtochen:
Wer weis, ob Rodrich nicht durch nie erhörte Liſt,
Als ein Gefangner, ſchon wohin geführet iſt.
Doch darf ich mir denn wohl und meinen Augen trauen;
Die meinen größten Troſt in jener Ecke ſchauen?
Ja, ja, er iſt es ſelbſt! nun iſt mein Wunſch erfüllt,
Ein einzger froher Blick hat alle Noth geſtillt.

Der ſechſte Auftritt.

Diego. Roderich.

Diego.

O Glück! mein werther Sohn, daß ich dich wieder finde.

Roderich.

Ach!

Diego.

Warum ſeufzeſt du? verändre dich geſchwinde!
Mach, daß kein Thränenſalz in mein Vergnügen dringt,
Da deine Tapferkeit mir die Verſichrung bringt:
Daß ſie aus meiner Bruſt gewißlich ſey genommen,
Und daß der Ahnen Glanz mehr Anſehn wird bekommen,
Wo du noch länger lebſt. Dein allererſter Streich
Iſt denen, die ich ſonſt geführt, vollkommen gleich.
Komm, höchſtgeliebter Sohn! du meines Alters Glücke,
Daß ich aufs zärtlichſte dich nehm, und an mich drücke:
Warum verzieheſt du? Berühr das graue Haar,
Das ohne Rodrichen mit Schimpf bedecket war.
Weswegen willſt du denn allein betrübet bleiben,
Da uns der heutge Tag viel Luſt ſcheint vorzuſchreiben?

Roderich.

Was ich bisher gethan, das hieß mich meine Pflicht:
Und weniger kann wohl in ſolchen Fällen nicht

Ein Sohn dem Vater thun; es iſt auch wohl gelungen.
Inzwiſchen da der Stoß zugleich in mich gedrungen,
Der euren Feind erlegt; ſo hört geduldig zu,
Wenn ich mir ſelbſt hierauf auch ein Genügen thu;
Und euch nun anders nicht, als ganz verzweifelt ſcheine.
Denn ob ich wohl die That nicht zu bereuen meyne;
So fraget doch das Herz, da ſich die Hand bemüht,
Warum man ihm dadurch das höchſte Guth entzieht?
Erweget doch genau, wie viel es wohl erlitten.
Der Stahl, ſo euch vergnügt, hat ſeine Flam̄ durchſchnitten!
Ihr nahmt, da dieß geſchah, mir mehr als alles hin:
Sagt nur nicht, daß ich euch noch etwas ſchuldig bin.

Diego.

Mein Rodrich, es iſt wahr! ich habe dir das Leben,
Und du hingegen haſt die Ehre mir gegeben,
Zieht man die Ehre nun dem Leben billig für,
So bin ich dir weit mehr verbunden, als du mir.
Doch warum mehren ſich denn deine Klagen immer?
Es hat die weite Welt mehr, als ein Frauenzimmer;
Hingegen findet man die Ehr gedoppelt nicht.

Roderich.

Ach! Ach! was redet ihr?

Diego.

Was die Erfahrung ſpricht!

Roderich.

Die Liebe könnte ſich nicht beſſer an mir rächen,
Als wenn ich meinen Ruhm durchs Aendern wollte brechen.
Zwey Dinge taugen nicht, und ſind faſt einerley:
Ein Kriegsmann ohne Herz, ein Bräutgam ohne Treu.
Ich werde meine Gluth beſtändig rein bewahren.
Chimene ſoll von mir den Meyneid nicht erfahren,
Die Bande, die ſie mir geknüpft, ſind allzufeſt:
Drum, wenn der Unglücksſtern mir ſonſt nichts übrig läßt;
So will ich, ob ich gleich damit nichts kann erwerben,
Dennoch beſtändig ſeyn, und voller Treue ſterben.

Diego.

Willſt du zum Sterben gehn? da gleich das Vaterland,
Und unſer König ſelbſt von deiner tapfern Hand
Viel Vortheil ſich verſpricht? Siehſt du nicht dort die
Mohren
Zu Schiffe wiederum beynah vor unſern Thoren?
Und daß bey dieſer Zeit die Fluth und ſelbſt die Nacht
Ihr ausgedachtes Werk mehr als zu leichte macht?
Es ſteht die ganze Stadt bereits in Furcht und Zagen,
Und niemand ſchickt ſich an, etwas dabey zu wagen.
Weil nun mein Unfall mir gleichwohl den Dienſt gethan,
Daß es zu einer Zeit mehr, als fünfhundert Mann
An dieſen Ort gebracht; die ſich für mich erklärten,
Und mir in aller Art zu Dienſt zu ſeyn begehrten:
So mögen ſie ihr Herz die Feinde laſſen ſehn.
Du macheſt, daß es nicht beym Grafen darf geſchehn.
Geh! ſey ihr Oberhaupt, weils ihnen daran fehlet,
Geh nur, ſie haben dich bereits darzu erwählet.
Siegſt du; ſo haſt du ja von neuem viel gethan:
Stirbſt du; ſo trifft der Leib das Grab der Ehren an.
Geh! die Gelegenheit ſcheint ſelbſt dich zu ermahnen:
Vermehr durch dieſen Streit des Königs Siegesfahnen,
Und zeige, daß dein Arm ſowohl Armeen fällt,
Als über einzelne die Oberhand behält.
Kannſt du nur dieſesmal dich, wie ich hoffe, zeigen;
So wird dein Recht, ja ſelbſt Chimene, zeitig ſchweigen.
Auf! Rodrich, tapfrer Sohn, gebrauch dich aller Müh:
Denn wo die Mohren fliehn; gewiß, ſo weicht auch ſie.
Wiewohl die Zeit vergeht, und ich will nichts mehr ſagen,
Als ſo viel: Soll dein Werk, wie man es wünſcht, aus-
ſchlagen;
So wird der König ſehn, durch dich ſey ſchon erſetzt,
Was er durchs Grafen Fall iezt für verlohren ſchätzt.

Ende des dritten Aufzugs.

* *

Der vierte Aufzug.

Erſter Auftritt.

Chimene. Elvire.

Chimene.

Elvire, das Geſchrey hat dich vielleicht betrogen?

Elvire.

Ach nein, das Volk, das ſich zuſammen hat gezogen?
Und ſeine große That faſt Himmel hoch erhebt,
Sagt, wie Caſtilien dergleichen kaum erlebt:
Daß ein ſo großes Heer von auserleſnen Mohren
Durch einen jungen Held die Oberhand verlohren;
Und daß zween Könige, bey der verlohrnen Schlacht,
Mit ihren Feſſeln ihm noch größern Ruhm gebracht;
Und zwar in kurzer Zeit, von ungefähr drey Stunden.

Chimene.

Hat Rodrich dieſes Volk, als Führer, überwunden?

Elvire.

Ja, Rodrich hats gethan! dem wirds allein gedankt,
Daß man ſo unverhofft den größten Sieg erlangt.

Chimene.

Wo aber biſt denn du zu dieſer Nachricht kommen?

Elvire.

Es iſt das ganze Volk von ihm ſo eingenommen,
Daß man ihn überall des Landes Schutzgott nennt,
Und als das größte Heil von dieſer Stadt erkennt.

Chimene.

Was muß der König wohl dabey für Meynung faſſen?

Elvire.

Elvire.

Es darf ſich Rodrich zwar noch nicht recht ſehen laſſen,
Der Vater aber nimmt den Vortheil wohl in acht:
Der hat die Könige gefeſſelt überbracht,
Und bittet nun durch ſie, für ihren Ueberwinder.

Chimene.

Iſt Rodrich nicht verwundt?

Elvire.

Er hat noch nie geſünder,
Als jetzund ausgeſehn! Warum verfärbt ihr euch,
Und macht das Angeſicht dem höchſten Purpur gleich?

Chimene.

Merkſt du nicht, daß mein Herz mit Wankelmuth ſich plaget,
Wenn es nach Rodrichen ſo ängſtlich ſieht und fraget?
Es iſt ſchon wider mich und meine Pflicht gethan,
Wenn ich ſein großes Lob geduldig hören kann.

Schweig, falſche Liebe, ſchweig! komm, komm, mein Zorn, und tobe,
Daß ich ja nimmermehr des Vaters Mörder lobe.
Komm, ſtelle mirs forthin ſtets und mit Nachdruck vor,
Daß er es iſt, der mich in dieſen Boy und Flor
Durch ſeinen Mord verhüllt: laß andre Leute rühmen,
Was an ihm rühmlich iſt; mir will es nicht geziemen.
Und endlich, wenn der Zorn nach dieſer Art nicht ſchreyt;
So rede du alsdann nur ſelbſt, mein Trauerkleid!
Und laß, wenn Rodrich wird in dem Triumphe gehen,
Des Vaters Leichenzug mir vor den Augen ſtehen.
Ja! dieſe Leiche ſey das feſtgeſetzte Ziel,
Wenn mich der Liebe Macht vielleicht verführen will;
So kann ich den, der nun zweymal geſiegt, beſiegen.

Elvire.

Seht, die Prinzeſſinn kömmt; weg mit dem Misvergnügen.

Der andere Auftritt.

Die Vorigen. Urraque. Leonore.

Urraque.

Ich komme dießmal nicht, um dich zu tröſten, an:
Vielmehr, daß ich mit dir recht herzlich weinen kann.

Chimene.

Erfreuet euch vielmehr bey der gemeinen Freude!
Wer nicht Chimene heißt, der ſage nichts vom Leide.
Es iſt ein großes Glück für dieſe ganze Stadt,
Daß Rodrich ihren Feind ſo bald verjaget hat:
Nur ich darf keinen Theil an dieſem Glücke nehmen,
Und muß mich vor mir ſelbſt dabey nicht wenig ſchämen;
Daß alles, was nunmehr den König, dieſe Stadt,
Und alles Volk vergnügt, mich nicht erfreuet hat.

Urraque.

Wahr iſt es, Rodrich hat ein Wunderwerk erwieſen!

Chimene.

Sein Name wird daher durchgehends hochgeprieſen:
Zugleich gedenket man annoch, daß er dabey
Im Streiten glücklicher, als in der Liebe ſey.

Urraque.

Dergleichen Reden kann dir eben nicht misfallen.
Du liebteſt Rodrichen, das iſt bekannt bey allen:
Und wer nunmehr von ihm was rühmliches erzählt,
Der ſagt zugleich, daß du vernünftig haſt gewählt.

Chimene.

Nein! ihn mag, wer da will, gleich Himmelhoch erheben;
So kann mir doch ſein Ruhm gar kein Vergnügen geben.
Denn, worzu dient es ſonſt, als daß ich mit Verdruß
Deſſelben Trefflichkeit gewiß verlieren muß?

O allzu-

O allzugroße Quaal! Sein ungemeines Streiten
Will die gedämpfte Bruſt zu neuer Glut verleiten.
Doch leide, wie du willſt; ſo ſag ich dennoch frey:
Daß, weil mein Vater ſtarb, auch Rodrich ſtrafbar ſey.

Urraque.

Chimene, geſtern war ein ſolcher Schluß zu ehren,
Der deine Großmuth ließ in allen Stücken hören:
Und unſer ganzer Hof ſtund voll Erſtaunen da,
Als er das Wunderwerk von deinem Geiſte ſah;
Doch heute laß dir nur dergleichen Sinn vertreiben.

Chimene.

Was die Prinzeſſinn ſagt, will ich gehorſamſt glauben.

Urraque.

Wohlan, ſo glaube denn, daß heute ſchon nicht mehr
Dein Thun gelobet wird. Denn Rodrich iſt die Ehr
Und Freude dieſer Stadt, des Vaterlands Vergnügen;
Vor dem ſich allbereit die Mohren zitternd biegen,
Und den der König ſelbſt des Lobes würdig ſchätzt:
Es ſey des Grafen Fall ſehr wohl durch ihn erſetzt.
Aus dieſem folget nun: wer ihm den Tod geſchworen,
Hat fürs gemeine Heil die Liebe ganz verloren.
Liebſt du, nach Billigkeit, den Vater mehr, als ihn?
So iſt das Vaterland wohl beyden vorzuziehn.
Und kurz: wie ſoll bey uns denn das Verbrechen heißen,
Daß man uns Rodrichen zur Strafe will entreißen?
Es zwingt dich ja kein Menſch, daß du in deiner Bruſt
Den, der des Vaters Tod verübet, ehren mußt.
O nein! was dich betrifft; ſo magſt du ihn nur haſſen:
Doch uns zum Heil und Schutz ihn länger leben laſſen.

Chimene.

Dergleichen Gütigkeit ſcheint für mich allzuviel!
Der Schmerz in meiner Bruſt hat weder Maaß noch Ziel.
Ob ſich das Herze gleich ſchon längſt darzu erkläret,
Und unſer König ihn nebſt allen andern ehret;

So ſaget mir dennoch die allzugroße Pein:
Sein Lorber muß vermiſcht mit den Cypreſſen ſeyn.

Urraque.

Chimene, das iſt viel! wenn man des Vaters wegen
Die Liebe gleichſam will in Kett und Bande legen.
Doch dieſes heißt ja auch der Großmuth nachgelebt,
Wenn der gemeine Nutz uns mehr vor Augen ſchwebt,
Als unſer eignes Werk. Er iſt genug betrübet,
Wenn ihn Chimene nicht mehr, wie vor dieſem, liebet.
Weswegen willſt du denn noch immer weiter gehn?
Meynſt du, der König werd auf deiner Seiten ſtehn?

Chimene.

Er thue, was er will, ſo kann ich doch nicht ſchweigen.

Urraque.

Mit ſolchen Reden kann man ſich gar leicht verſteigen:
Bedenke dich recht wohl, und gehe nicht zu weit.

Chimene.

Mein Vater läßt mir nur zum Denken wenig Zeit.

(Sie gehen ab.)

Der dritte Auftritt.

Ferdin. Diego. Arias. Sancho. Alonzo. Roderich.

Ferdinand.

Du wohlgerathner Zweig von auserleſnen Stämmen,
Du ſcheineſt meine Macht durch dein Verdienſt zu hemmen:
Denn ſie trifft hier und da kein ſolch Vermögen an,
Wodurch man deiner Treu nach Würden lohnen kann.
Das ganze Mohrenland iſt nun vom Streiten müde,
Und bittet ängſtiglich, nach dieſer Schlacht, um Friede.
Hingegen Spanien lebt voller Zuverſicht,
Und achtet fernerweit dergleichen Feinde nicht.

Mein eigner Königsthron ruht nun auf feſtem Grunde,
Und heilt den alten Schmerz durch ſeines Feindes Wunde.
Wird die Erzählung doch beynahe gar zu lang!
Rodrich, erkläre dich, was forderſt du für Dank?
Nimm das gefangne Paar, mit ſeinen Königskronen,
Und ſey forthin ihr Cid; dieweil man die Perſonen
Bey ihnen alſo nennt, die über andre ſtehn,
Und ſich durch Tugenden am glücklichſten erhöhn.
Ja, ja, verbleib ein Cid, dem niemand zu vergleichen,
Vor welchem hier und da die Mohren furchtſam weichen,
Und der durch ſein Verdienſt mich zu bekennen treibt:
Daß ihm mein Königreich das meiſte ſchuldig bleibt.

Roderich.

Was Eure Majeſtät mit ganz beſonderm Lobe
Jetzund von mir erwähnt, iſt eine neue Probe:
Daß, wer was weniges zu Dero Dienſt gethan,
Der größten Gnade ſich dafür verſichern kann.
Denn, was mich anbelangt; ſo hab ich nach dem Triebe
Der angebohrnen Pflicht, nächſt dieſem auch, aus Liebe
Fürs Vaterland, viel Muth geſchöpfet und vermehrt.
Wer dieſes unterläßt, iſt keines Lebens werth.

Ferdinand.

Es ſind zwar ihrer mehr, die etwas für mich wagen,
Doch wenig, die ein Herz in ihrem Buſen tragen,
Das bey der Tapferkeit zum höchſten Grade ſteigt,
Und deſſentwegen auch ſo ſeltne Wirkung zeigt.
Allein vergnüge doch mein eifriges Verlangen,
Und ſage, was dabey beſonders vorgegangen.

Roderich.

Es iſt bereits bekannt, daß, als von der Gefahr,
Die dieſe Stadt betraf, das Schrecken heftig war,
Viel Freunde gleich darauf zu meinem Vater kamen,
Und mich, als Oberhaupt, zu ihrem Führer nahmen:
Ich aber hatte ſelbſt darzu nicht wenig Luſt,
Und gieng, verzeihet mir! ohn euren Vorbewuſt,

Auf

Auf unſre Feinde los; die hätten durch mein Fragen,
Das meiſtens langſam geht, den Sieg davon getragen.
Nächſt dieſem war mir auch Chimenens wegen leid,
Und der ganz offne Hof ſchien mir, zur Sicherheit
Kein guter Ort zu ſeyn; drum dacht ich an mein Sterben,
Und meynte: wenn mich ja Chimene will verderben;
So wirds für meinen Ruhm doch vortheilhafter ſehn,
Wenn ſolches durch die Hand der Feinde kann geſchehn.

Ferdinand.

Laß dich nur keine Furcht des Grafen wegen quälen,
Der Staat, den du beſchützt, ſcheint ſelbſt mir zu befehlen,
Daß ich Chimenens Wort, das für dich allzuſcharf,
Nicht anders hören ſoll, als wenn ſie Troſt bedarf.
Doch rede weiter fort.

Roderich.

Als wir nun näher kamen,
Und alles ganz genau dabey in Obacht nahmen,
War unſers Volks nicht mehr, als nur fünfhundert Mann:
Dreytauſend aber traf ich ſchon im Hafen an.
Zwey Drittheil ließen ſich davon in Schiffe ſtecken,
Die uns zu gutem Glück der Hafen ließ entdecken:
Die andern lagen ſtill gebückt zur Erden da,
Bis man den größten Theil der Nacht vergehen ſah.
Die Leibwacht kam darauf, und that mit uns desgleichen;
So konnte meine Liſt das Abſehn leicht erreichen:
Zumal, da unſer Volk vermeynte, daß hierbey
Des Königes Befehl von mir vollzogen ſey.
In dieſer Finſterniß wies uns das Licht der Sterne,
So bald das Waſſer kam, der Feinde Macht von ferne,
Die dreyßig Seegel ſtark in unſern Hafen lief,
Wo anfangs nicht ein Mann zur Gegenwehre griff.
Es ſchien, als hätten hier ſowohl, als in den Thoren,
Die Chriſten auf einmal die Tapferkeit verloren.
Ja, ihrer Meynung nach, war wider die Gewalt
Und alle Räuberey nunmehr kein Aufenthalt.

Sie ließen dergeſtalt die Anker ſchleunigſt legen,
Und giengen ihrer Noth von Schiffen drauf entgegen:
Denn unſer Volk war da in Waffen ſchon bereit,
Und machte, durchs Geſchrey, gleich zu derſelben Zeit,
Als wir die unſrigen auch von den Schiffen hörten,
Daß ſich die Mohren ganz beſtürzt zurücke kehrten.
Auf ſolche Weiſe wars um ihren Muth geſchehn,
Eh ſie uns noch einmal recht hatten angeſehn:
Sie ſuchten Raub und Ehr, und fanden nichts, als Schande,
Der eine fiel ins Meer, der andre ſtarb zu Lande.
So, daß jedwedes Schiff faſt von dem Blute ſchwamm,
Und Anfangs keines recht zu ſeiner Ordnung kam.
Bis endlich der Befehl von ihren Prinzen machte,
Daß man das flüchtge Volk aufs neu zuſammen brachte'
Und zu verſtehen gab: daß ihre letzte Pein
Durch manchen todten Feind begleitet müßte ſeyn.
Sie wollten fernerweit nicht im geringſten weichen,
Und machten dergeſtalt unzählich neue Leichen:
Es ſahen Fluß und Land und Hafen gänzlich aus,
Als wie ein Meer voll Blut und großes Todtenhaus.
O! wie viel rühmliches ward in der Nacht verſtecket,
Und nur den Streitenden, den andern nicht entdecket.
Ein jeder focht nun zwar beherzt und wehrte ſich;
Doch niemand konnte ſehn, wohin das Glücke wich.
Nur ich bemühte mich, beſtändig bey den Meinen,
Wo es am nöthigſten, als Führer, zu erſcheinen:
Da trieb ich einen fort, die andren hieß ich ſtehn,
Und andre wiederum in ihre Ordnung gehn.
Bis ſich das frohe Licht des Tages endlich zeigte,
Und den vollkommnen Sieg auf dieſe Seite neigte.
Die Unſern fochten fort, den Feinden ward es leid:
Denn ihre Todesfurcht bezwang die Tapferkeit,
So, daß ſie das Gewehr faſt alle von ſich ſchmiſſen,
Und ſich zu ihrer Flucht die Schiffe dienen ließen;
Die man ſo übereilt von unſern Ufern trieb,
Daß nebſt den Königen viel Volk zurücke blieb.

Doch

Doch dieſe Könige bezeigten Wunderwerke,
Es mehrte der Verluſt bey ihnen Geiſt und Stärke.
Man rief: Ergebet euch! Jedoch das Gegenwort
Sah man aus ihrer That. Sie fochten weiter fort;
Bis die Unmöglichkeit es weiter nicht erlaubte:
Da fragten ſie beherzt nach unſerm Oberhaupte.
Ich war nicht weit davon, und zeigte damals mich,
Da waren ſie bereit, und übergaben ſich,
Und niemand wollte drauf noch etwas weiter wagen.

Der vierte Auftritt.

Die Vorigen. Alonzo.

Alonzo.

Chimene kömmt, und will allhier von neuem klagen.

Ferdinand.

Sie ſucht mit Ungeſtüm ein Recht, das gar zu ſcharf.
Geh, Rodrich, daß ſie dich nur noch nicht ſehen darf:
Anſtatt der Dankbarkeit, muß ich dich gehen laſſen,
Und kann jetzt noch nichts thun, als dich vergnügt umfaſſen.

(Er umfaſſet Rodrichen, welcher weggehet.)

Diego.

Ich weis, Chimene denkt viel anders, als ſie ſpricht.

Ferdinand.

Man wird in kurzem ſehn, was wahr ſey, oder nicht;
Stellt euch nur traurig an.

Der fünfte Auftritt.

Die Vorigen. Chimene.

Ferdinand.

Chimene, ſey zufrieden,
Denn Rodrich, deſſen Tod du ſucheſt, iſt verſchieden.

Die Wunden, die man ihm im Treffen beygebracht,
Sind deiner Rache nun vollkommen zugedacht,
Und alles iſt dabey, wie du gewünſcht, ergangen.
Seht nur, wie ſie erſchrickt, es färben ſich die Wangen!

Diego.

Aus großer Angſt vergeht ihr Sehen und Gehör!
Und ſie bekräftiget dadurch mehr, als zu ſehr:
Daß ſie bisher den Zorn aus Schuldigkeit erdichtet,
Und in dem Ernſte noch ſo viel als nichts verrichtet.

Chimene.

Wie? Rodrich iſt nun todt?

Ferdinand.

Mein Rodrich lebt und liebt:
Weil dein Erröthen nun uns die Verſichrung giebt,
Daß du ihn gleichfalls liebſt, ſo bleib nur ohn Entſetzen.

Chimene.

Man darf das nicht ſo fort für Angſt und Schrecken ſchätzen,
Was unverhofft entſteht, und ziemlich fremde klingt:
Weil uns auch große Luſt zu der Verwirrung bringt.

Ferdinand.

Schweig nur, man kann gar leicht aus vielen Dingen ſchließen,
Daß ſich die Sprache bald bey dir wird ändern müſſen.

Chimene.

Man laß es endlich ſeyn, daß mich ein großer Schmerz,
Faſt außer mir verſetzt: ſo wird man doch das Herz
Mehr als zu wohl dabey entſchuldigt halten müſſen;
Weil Rodrichen der Tod hat meiner Rach entriſſen.
Wenn er fürs Vaterland ſein Leben eingebüßt:
So ſeh ich, daß für mich nichts mehr zu hoffen iſt.
Ich ſuche ſeinen Kopf, und wünſche ſein Verderben,
Er ſoll mir aber nicht mit ſolchem Ruhme ſterben.

Das Ehrenbette muß davon entfernet ſeyn,
Die Trauerbühne ſchickt ſich bloß zu meiner Pein.
Sein Denkmaal ſey verlöſcht, u. bringe nichts als Schande;
Denn meinem Vater nur, und nicht dem Vaterlande
Soll er zum Opfer ſtehn: wer durch dergleichen Streit
Für ſeinen König ſtirbt, der lebt in Ewigkeit.
Und endlich geb ichs zu, daß mir der Sieg gefället,
Der Rodrichen nunmehr viel größer vorgeſtellet,
Als er vor dieſem war; und daß ſein ſchönes Haar,
Das ſonſt noch nicht ſo voll von Siegeskränzen war,
Sich trefflich würdig macht, die Rache zu bekrönen,
Und das vergoßne Blut des Vaters zu verſöhnen.

(Zum Könige.)

Ich treffe zwar allhier für mich noch niemand an,
Es ſcheinet, Rodrich hat ſchon allzuviel gethan.
Mein Thränenwaſſer wird ihn nicht zu Boden reißen,
Das ganze Königreich will ſeine Freyſtadt heißen.
Euch ſelbſt ſcheint er gerecht, und führet leider mich,
Als ſeine Klägerinn nun im Triumph mit ſich:
Es hat der Mohren Blut mein klares Recht gehemmet,
Ja die Gerechtigkeit durchgehends überſchwemmet;
Und durch mein Klagen ſoll, ich bilde mirs leicht ein,
Nebſt zweyen Königen ſein Sieg noch größer ſeyn.

Ferdinand.

Laß dich die Ungeduld nicht allzuweit verleiten:
Wer löblich richten will, der muß auf beyden Seiten
Die Sache recht beſehn. Dein Vater fieng den Streit
Ganz unrechtmäßig an, drum läßt die Billigkeit
Dem, welcher ihn entleibt, kein hartes Urthel fällen.
Dein eignes Herze ſcheint viel Dank mir zuzuſtellen,
Daß ich an Rodrichen nicht, was du ſuchſt, verübt:
Dieweil es ihn als Freund, und über alles liebt.

Chimene.

Wie? meynt man, daß mein Herz dem Mörder günſtig bleibet,
Der meinen beſten Troſt auf Erden hat entleibet?

Und daß mir alſo dann was Liebes wiederfährt,
Wenn man mich nicht einmal mit meinen Klagen hört.

O nein! ich ſehe wohl, die Thränen ſind zu wenig,
Darum vergönnet mir die Waffen, großer König!
Die Waffen waren ja der Anfang aller Pein,
Durch Waffen will ich auch nunmehr getröſtet ſeyn.
Iſt denn kein Ritter hier, den meine Noth beweget,
Daß er mit Rodrichen ſich meinetwegen ſchläget?
Ich ſelbſten bin ſodann für ſeinen Sieg der Preis:
Und, wo allhier niemand ſich zu entſchließen weis,
So werd es öffentlich dem Volke vorgeleſen.

Ferdinand.

Ein ſolcher Zweykampf iſt ſonſt im Gebrauch geweſen:
Doch uns gefällt er ſchon bey jetzgen Zeiten nicht.
Wer rechte Sache hat, wird öfters hingericht.
Der Misbrauch macht, daß man den Kern von braven Leuten,
Die uns höchſt nöthig ſind, ſieht zum Verderben ſchreiten.
Verändre deinen Sinn, ich laß es nicht geſchehn!
Wer wollte Rodrichen ſo oft im Kämpfen ſehn?
Geſetzt auch, daß er was an mir und dir verbrochen,
So hat der Mohren Flucht ihn doch ſchon losgeſprochen.

Diego.

Mein König laſſet doch geſchehn, daß der Gebrauch,
Der noch nicht ganz erloſch, in dieſen Sachen auch
Den Streit entſcheiden mag. Was würde man wohl ſagen,
Wenn Rodrich ſich allein deſſelben wollt entſchlagen?
Ich weis ſchon, daß ſein Herz, das bloß nach Ehre ſteht,
Dem Tode noch einmal getroſt entgegen geht;
Hingegen auch ſein Ruhm auf einmal müßte brechen,
Wenn man von dieſer Pflicht ihn meynte loszuſprechen.
Nein, ſeine Tapferkeit fieng bey dem Grafen an,
Sie werd auch dem, der ihn vertheidigt, dargethan.

Ferdinand.

Ferdinand.

Weil ihr es ſo beliebt, ſo bin ich zwar zufrieden:
Doch, da Chimene ſich zum Preiſe ſelbſt beſchieden,
So wird kein Edelmann an unſerm Hofe ſtehn,
Der nicht um dieſe Braut zum Kampfe ſollte gehn.
Doch die Gerechtigkeit kann ſolches nicht ertragen,
Drum höre, was ich dir, Chimene, noch will ſagen.
Erwähle, wen du willſt: denk aber auch dabey,
Es lege dieſer Kampf die Sache völlig bey.

Diego.

Ich, großer König! bin ganz anderer Gedanken,
Man öffne nur ſo fort für Rodrichen die Schranken,
Und mache ſeinen Streit der halben Welt bekannt:
So bin ich gut dafür, es wird dennoch niemand
Sich darauf unterſtehn, ihn ferner zu bekriegen;
Da er bisher ſonſt nichts gewohnt, als nur zu ſiegen.

Sancho.

Ich aber habe noch ſo viel Verwegenheit,
Macht nur die Schranken auf, und ſehet meinen Streit:
Chimene gebt es zu, und denkt in dieſem Stücke,
An das, was ihr mir nächſt verſprochen habt, zurücke.

Ferdinand.

Erkläre dich, willſt du mit ihm zufrieden ſeyn?

Chimene.

Ich habs ihm zugeſagt,

Ferdinand zu Sancho.

So ſtell dich morgen ein.

Diego.

Weswegen wollen wir ſo langen Aufſchub nehmen?
Wer immer Herze hat, muß ſich des Wartens ſchämen.

Ferdinand.

Er kömt kaum aus der Schlacht, und ſoll gleich wieder dran.

Diego.

Er hat ſich gnug erholt, da er Bericht gethan.

Ferdinand.

Laßt ihn zum wenigſten zwey Stunden bey uns bleiben:
Und, daß man nach der Zeit nicht etwa möge gläuben,
Als dürfte, was geſchieht, hinfort noch mehr geſchehn;
So hindert jedermann vom Hofe zuzuſehn.
Ich ſelbſten will davon mich ganz und gar entziehen.

(Zu Arias.)

Du aber, ſiehe zu, und ſpare kein Bemühen,
Daß alles wohl zugeht: und wem der Sieg zufällt,
Der werde gleich darauf durch dich mir zugeſtellt.
Ich will ihm alſofort mit meinen eignen Händen,
Chimenen, als ſein Theil und Eigenthum zuwenden:
Denn der verſprochne Preis des Sieges iſt in ihr.

Chimene.

O Himmel! ſchreibt man mir ſo harte Regeln für.

Ferdinand.

Du machſt die Regeln ſelbſt, und haſt ſie gut befunden,
Kömmt Rodrich her, ſo wird dein Herz mit ihm verbunden:
Hingegen, wo er nicht den Sieg behaupten kann;
So nimm an ſeiner ſtatt hernach auch Sanſchen an.

Ende des vierten Aufzuges.

Der

* *

Der fünfte Aufzug.

Erſter Auftritt.

Roderich. Chimene.

Chimene.

Was für Verwegenheit hat dich ſo eingenommen,
Daß du, eh' ichs erlaubt, nochmals hieher gekommen?

Roderich.

Ich ſuche meinen Tod, und komme darum her,
Daß ich euch noch einmal zu guter Letzt erklär:
Wie ihr von meiner Treu ein Zeugniß ſollt erhalten,
Wenn ich durch dieſen Streit nun endlich werd erkalten.

Chimene.

So ſucheſt du den Tod!

Roderich.

Ja, mein Herz ſuchet ihn;
Weil eurem Zorne mich derſelbe kann entziehn.

Chimene.

Kann dir Don Sancho denn ſo große Furcht einjagen,
Daß deine Hand, die ſonſt ſchon manchen Feind geſchlagen,
Sich ſchon vor ihm entſetzt? Biſt du auf einmal klein,
Und er auf einmal groß, daß nur der Tod allein
Mit dir zum Streite geht? Wo bleibet denn die Stärke,
Dadurch mein Vater ſtarb? wo ſind die Wunderwerke,
Die noch vor kurzer Zeit ein ganzes Heer gejagt?
Du ſtirbeſt, wie ich ſeh, eh du noch was gewagt.

Roderich.

Ich wage dießmal nichts, ich ſuche mein Verderben,
Und will von Herzen gern, weil ihrs befehlet, ſterben.

Mein Herz iſt wie zuvor; mein Arm hingegen nicht,
Weil deſſen Gegenwehr euch dieſsfalls widerſpricht.
Der Lebensfaden wår mir långſtens ſchon durchſchnitten,
Wenn in vergangner Nacht ich bloſs für mich geſtritten:
Doch weil der König ſelbſt, das Volk und Vaterland,
An meiner Tapferkeit ganz gleichen Antheil fand;
So mußt ich ſie durch mich wohl der Gefahr entziehen,
Und konnte anders nicht, als ein Verråther fliehen.
Jetzt aber geht der Streit bloſs meinetwegen an,
Bey welchem dergeſtalt ich unten liegen kann.
Chimene, wünſchet es: und weil vielleicht die Ehre,
Wenn ſie mich ſelbſt entleibt, für mich zu koſtbar wäre;
So wird ein fremder Stahl von ihr dazu beſtellt.
Wohlan, hier iſt mein Herz, wenns euch alſo gefällt:
Es ſoll niemand bey mir die Gegenwehre finden.
Denn, wie kann Rodrich wohl Chimenen überwinden,
Durch den, der für ſie ficht! Die Ehrfurcht iſt zu groſs;
Wenn er nur dran gedenkt, zeigt ſich ſein Buſen bloſs,
Und heißt dieſelbe Hand, wie ſichs gebührt, willkommen,
Die ihrer Rache ſich ſo rühmlich angenommen.

Chimene.

Ha! Rodrich, kann ſich wohl, da ich dich mit Verdruſs
Und Widerwillen nun, als Feind verfolgen muſs,
Dein Lieben gegen mich ſo vortheilhaft entſchließen;
Daſs es durchaus nichts will von Gegenwehre wiſſen?
So denke doch einmal, wies um die Ehre ſteht?
Ob dieſe, wenn du ſtirbſt, nicht auch verloren geht?
Und ob der vorge Ruhm nicht auf einmal verſchwindet,
Wenn dich die ſchwache Hand des Sancho überwindet?
Die Ehre war dir ja zu andrer Zeit ſo lieb,
Daſs ſie dein liebſtes Theil, mich ſelbſten, von dir trieb:
Wie hat ſich denn dein Herz ſo unverhofft verkehret,
Daſs es, eh noch der Streit angeht, den Tod begehret?
Iſt deiner Tapferkeit die Wankelmuth ſo nah?
Erkläre dich, iſt ſie noch unverändert da?

Wie

Wie? oder läſſet ſie ſich nur vollkommen ſehen,
Wenn etwas mir dabey zu Leide ſoll geſchehen?
Und wird ſie nun mit Luſt bey allen andern matt,
Da bey dem Vater ſie ſich nur gezeiget hat?
Laß mich, wofern ich mich ja wieder dich muß ſetzen,
Dein Leben, doch zugleich die Ehre nicht verletzen.

Roderich.

Nachdem dein Vater todt, und Völker vor mir fliehn,
Wird wohl kein Menſch ſo leicht mein Herz in Zweifel ziehn.
Ich kann mich dieſesmal, wozu ich will, entſchließen,
Man wird es doch hernach ſchon zu erzählen wiſſen,
Warum der Fall geſchehn? und auf den Leichenſtein
Soll dieſe kurze Schrift alsdann geſetzet ſeyn:
Weil er Chimenens Haß nicht wußte zu vertreiben,
So ließ er ſich mit Fleiß und voller Luſt entleiben,
Und förderte dadurch der Schickung ſachten Gang,
Die ſein geliebtes Theil ihn zu verfolgen zwang.
Sie forderte ſein Blut; er gab dem ſchönſten Kinde,
Daſſelbe willig hin, und furchte ſich der Sünde,
Wenns nicht geſchehen wär. Hört ſeinen Lebenslauf!
Die Ehre hub bey ihm zuerſt das Lieben auf;
Das Lieben rächte ſich, und bracht ihn um das Leben:
So ward Chimenen was entzogen, und gegeben.

Chimene.

Weil dir dein Leben denn ſo gar verächtlich ſcheint,
Und auch im Sterben nicht dein Ruhm zu ſterben meynt:
O! ſo beſchwer ich dich, beym Himmel und der Erden!
Laß mich dem Sancho nicht dabey zu Theile werden!
Schlag die Bedingungen durch Tapferkeit dahin,
Dadurch ich ſeine Braut zu ſeyn gezwungen bin.
Ja, weil ich dir doch ſoll mein Herze völlig zeigen,
Geh, ſtreit und nöthige mich ſelbſt hierauf zu ſchweigen!
Du weiſt, für dieſen Sieg bin ich allein der Preis:
Drum, wo du mich noch liebſt, ſo ſpare keinen Fleiß!
Doch dieſes freye Wort erröthet mein Geſichte.

(Sie geht ab.)

Roderich.

Mir aber machet es Verdruß und Angſt zunichte.
Wann ſich nun gleich jetzund der Mohren ganze Macht,
Ja alle Helden, ſo die Welt hervorgebracht,
Auf einmal wider mich gewaffnet ſtellen wollten:
So glaub ich, daß ſie mich nicht überwinden ſollten,
Denn meine Hoffnung ſcheint mir dieſesmal zu ſchön.
Wohl dem, der ſo vergnügt kann zu dem Streite gehn!

(Er geht ab.)

Der andere Auftritt.

Urraque allein.

Ich Unglückſelige! bin mir nun ſelbſt zuwider,
  Mein Herz bleibt Rodrichen getreu,
Allein der hohe Stand ſchlägt dieſe Gunſt darnieder,
Und ſagt: dein Gold iſt viel zu koſtbar für ſein Bley!
  O Himmel! welchem fall ich bey?
  Mir zittern wirklich alle Glieder,
Denn Rodrich träget zwar ſchon manche Siegeskron,
Doch deſſentwegen iſt er keines Königs Sohn.

Du unerbittliches Verhängniß meiner Sinnen,
  Weswegen ſoll Ehr oder Luſt,
In dieſer Leidenſchaft bey mir gewiß zerrinnen?
Und liebſt du Rodrichen bloß darum, arme Bruſt,
  Weil du ihn laſſen mußt?
  O Himmel! ſoll ich nichts gewinnen,
So lindre nur zugleich die unerhörte Pein!
Und laß die Liebe nicht in mir ſo mächtig ſeyn.

Doch warum ſollt ich auch die Liebe niederſchlagen,
  Die mir ganz keinen Schimpf erregt?
Kann man von Rodrichen gleich noch zur Zeit nicht ſagen,
Daß ſein berühmtes Haupt erhöhte Kronen trägt:
  So iſt doch der, ſo Könge ſchlägt,
  Wohl werth dieſelbigen zu tragen;

Und die Benennung Cid zeigt uns gar klårlich an,
Was man inskůnftige noch von ihm hoffen kann.

Wiewohl, iſt er mein werth, ſo iſt er auch verſprochen!
Chimene nimmt, was ich begehr:
Sie liebt die Hånde, die des Vaters Bruſt durchſtochen,
Die Liebe zeigt in ihr ſich ſtårker als die Ehr.
Mein Herze, hoffe nur nicht mehr!
Dein Urtheil iſt ſchon ausgebrochen,
Da man dir zum Verdruß dieß Wunderwerk erfåhrt:
Daß unter Feinden auch die Liebe dennoch wåhrt.

Der dritte Auftritt.

Urraque. Leonore.

Urraque.

Was ſucheſt du bey mir?

Leonore.

Ich will euch prophezeihen,
Daß euren Geiſt nun bald die Ruhe wird erfreuen.

Urraque.

Die Ruhe? da mein Herz in tauſend Aengſten ſchwebt?

Leonore.

Ja, wo die Liebe bloß durch Hoffnung ſtirbt und lebt;
So dörft ihr euch nicht mehr um Rodrichs Herze krånken.
Er ſtreitet: und wohin ſich auch der Sieg will lenken;
So macht er ſich dadurch todt, oder doch vermåhlt:
Dann iſt das Hoffen aus, und ihr bleibt ungequålt.

Urraque.

Es fehlt noch viel daran!

Leonore.

Was ſollte denn wohl fehlen?

Urraque.

Urraque.

Die Hoffnung läſſet mich noch manchen Anſchlag zählen,
Daß die Bedingungen, die bey dem Streiten ſtehn,
Wenn Rodrich gleich gewinnt, niemals zu Ende gehn.
Die Liebe pfleget ſtets was neues zu erfinden,
Und ihre Künſte kann kein Sterblicher ergründen.

Leonore.

Hier aber wird die Kunſt ſchwer zu erdenken ſeyn,
Da eines Vaters Blut die Liebe dennoch rein
Und unbefleckt erhält: ja, da ſelbſt im Verklagen
Chimenens Herze muß von Rodrichs Freundſchaft ſagen;
Und da man ſonderlich durch dieſen Kampf erfährt,
Daß ihr Verfolgen nun am längſten hat gewährt.
Wär ihr an Rodrichs Blut im Ernſte was gelegen;
So müßte ganz gewiß ein mehr geübter Degen
Zu dieſem Dienſte gehn, und nicht Don Sanchens Stahl:
Der einen ſtarken Feind das allererſtemal
Wohl ſchwerlich fällen wird. Ja, ja, ſie ſieht von weiten,
Daß der, den ſie erwählt, nicht kann mit Vortheil ſtreiten;
Daß ſie durch den Proceß alsdann ſehr viel gewinnt,
Wenn alle Bitten ihr ganz abgeſchlagen ſind:
Und daß ſich alles muß zum ſchönſten Ende neigen,
Wenn ſie mit Ehren nur inskünftige kann ſchweigen.

Urraque.

Ja, freylich iſt es ſo; doch mein Herz ſtellet mir
Die Thaten Roderichs gar zu vortrefflich für:
Die Sinnen gehn mir faſt, wenn ich ihn ſeh, verloren.

Leonore.

Da ihr von Königen, Prinzeſſinn, ſeyd gebohren;
So liebt auch Könige, und keinen Unterthan.

Urraque.

Wohlan! ſo ſey hiemit auch alles abgethan.
Ihr Thaten, bleibt von mir nach dieſem unberühret,
Die ihr Don Rodrichen in mein Gemüthe führet.

Er

Er iſt es nicht, nein, nein, es iſt der große Cid,
Auf welchen noch mein Geiſt mit ſeinem Lobe ſieht.
Ich überwinde mich, doch nicht aus Furcht der Schande:
Nein, ſondern bloß aus Gunſt zu der Chimenen Bande.
Verſichre dich, daß, wenn er auch ein König wär,
Ich ihn, da er verſchenkt, nun weiter nicht begehr.
(Sie gehn ab.)

Der vierte Auftritt.

Chimene. Elvire.

Chimene.

Elvire, nun hat mich die höchſte Noth betroffen,
Für meine Ruhe kann ich weiter nichts mehr hoffen:
Das Unglück drohet mir, und was ein Augenblick
Gewünſchet, dieſes nimmt der andre ſchon zurück.
Man ſtreitet iezt um mich, und macht, daß ich den Schluß,
Er komme, wie er will, gewiß beweinen muß.
Entweder meine Rach wird ſchläfrig ausgeübet,
Und ſinket; oder der fällt, welchen ich geliebet.

Elvire.

O nein! nun werdet ihr euch recht vergnüget ſehen,
Der ungewiſſe Fall mag, wie er will, geſchehen:
Wo euch die Rache nicht den Sancho geben kann;
So nehmt ihr, den ihr liebt, dabey als Bräutgam an

Chimene.

Soll der, als Bräutigam, wohl was von mir genießen,
Der meines Vaters Blut vorſetzlich kann vergießen?
Wenn aber Sancho kömmt, iſts möglich, daß ich ihn
Kann lieben, da er mir den Liebſten darf entziehn?
Es quälet mich alſo die Noth auf allen Seiten.
Ich ſterbe, da um mich zwey junge Helden ſtreiten.
Ach! daß ich niemals doch der Liebe Plaz gemacht!
Ach! daß ich nimmermehr der Rache nachgedacht!

Ach!

Ach! daß doch dieſer Streit, wenn Wünſchen gelten ſollte,
Nach einer neuen Art den Ausgang finden wollte;
Daß keiner unterdrückt, auch keiner Sieger wår.

Elvire.

Was wünſcht ihr? Dieſes macht nur eure Sache ſchwer;
Weñ ihr den Richterſtuhl nach dem ganz gleichen Schlagen,
Um die Gerechtigkeit noch ferner müßtet plagen.
Wünſcht lieber, daß der Sieg Don Rodrichen zufällt,
Und eure Rache ſich in ſein Belieben ſtellt.

Chimene

Meynſt du, ich würde mich ſogleich darauf ergeben?
O nein! mein Vater iſt durch ihn nicht mehr am Leben.
Und dieſes einzige entfernt ſein ganzes Ziel,
Wenn mich der König gleich durch Zwang verbinden will.
Es kann zwar Sancho leicht im Streiten unten liegen;
Deswegen aber ſoll mich Rodrich nicht beſiegen:
Weil meine Rachbegier ſodann aufs neu erwacht,
Und in Gedanken ihm ſchon andre Feinde macht.

Elvire.

Auf euren Eigenſinn will ich nur dieſes ſagen:
Der Himmel möcht ihn wohl nach dieſem nicht vertragen.
Der Himmel, der ſich ganz auf eure Seite neigt,
Und zur Verſöhnung nun das beſte Mittel zeigt.
Was ſuchet ihr denn mehr? Kann wohl durch Rodrichs Sterben
Des Vaters kaltes Blut erneute Kraft erwerben?
Wünſcht ihr nicht bloß aus Scherz die Lindrung eurer Pein;
So muß ſie durch euch ſelbſt ja nicht verdoppelt ſeyn.
Geht, geht! ihr ſeyd nicht werth, daß, nach ſo vielem Toben,
Der Himmel Rodrichen für euch hat aufgehoben:
Wenn er an deſſen ſtatt, für eure Lieb und Huld,
Jetzt Sanchen ſchickt, ſo denkt: Es iſt der Sünden Schuld.

Chimene.

Chimene.

Elvire quäl mich nicht mit ſolchem Prophezeyen,
Ich will, wenns möglich iſt, von beyden mich befreyen.
Doch, wo man meinen Geiſt ſich zu verbinden zwingt,
So wünſch ich, daß man ihn in Rodrichs Seele bringt:
Zwar nicht aus Leidenſchaft und aus verwirrter Liebe;
Bloß darum, weil, wenn er in dieſem Streite bliebe,
Der andre meine wär; dem bin ich herzlich feind!
Ich Unglückſelige! was ſeh ich? er erſcheint.

Der fünfte Auftritt.

Die Vorigen. Sancho.

Sancho.

Die Schuldigkeit beſiehlts, ich bringe dieſen Degen = =

Chimene.

Fort! ich ſeh Rodrichs Blut ſich an demſelben regen;
Verräther! melde doch, was dich wohl zu mir treibt,
Da du mein höchſtes Gut auf dieſer Welt entleibt?
Brecht endlich frey heraus, ihr liebenden Gedanken!
Mein Vater iſt verſöhnt: doch eben dieſer Schranken,
Der meiner Ehre hilft, hat mich zugleich verletzt,
Und in Verzweifelung der Liebe Macht geſetzt.

Sancho.

Man höre mich doch recht!

Chimene.

Willſt du, daß man dich höret,
Du Mörder! da durch dich mein Abgott iſt verſehret?
Doch, du haſt nichts gethan: wer weis, durch was für Liſt
Die unbezwungne Fauſt nunmehr bezwungen iſt.
Du hätteſt ganz gewiß, wärs richtig zugegangen,
Von ſeiner Tapferkeit den letzten Reſt empfangen.

Geh, hoffe nichts von mir: du haſt mit dieſer Pflicht
Mir nicht gedient, vielmehr mich ſelbſten hingericht.

Sancho.

Wie kann ſich doch ein Menſch mit falſcher Meynung
kränken?

Chimene.

Verwegner! willſt du mir noch weiter dran gedenken?
Ein einzigs Wort davon iſt tödlich, und ſtellt mir
Dein Pralen, meine Noth, und Rodrichs Unglück für.

Der ſechſte Auftritt.

Ferdin. Diego. Arias. Sancho. Chimene. Elvire.

Chimene.

Mein König, nun iſts Zeit, mein Herze zu entdecken,
Daß ſich zuvor ſchon nicht hat können recht verſtecken.
Ich liebte Rodrichen, doch weil mein Vater todt,
Und er ſein Mörder war: ſo zwang mich dieſe Noth
Sein Leben wiederum zur Rache zu begehren,
Und ihn für meinen Feind vielfältig zu erklären.
Das Herze ſtimmte zwar daneben niemals ein,
Allein die Ehre hieß das Lieben dienſtbar ſeyn.
Nun wird der Wunſch erfüllt: Don Rodrich iſt dahin,
Und ich, die ich zuvor voll Haß geweſen bin,
Kann, da dem Vater nun ein Gnügen iſt geſchehen,
Den todten Bräutigam nicht ohne Thränen ſehen;
Ja noch viel weniger, den der ihn hingericht,
Und zur Vergeltung ſich von mir die Eh verſpricht.
Wo eure Majeſtät, die alles wohl regieren,
In ihrem Herzen nun Barmherzigkeit verſpüren:
So geben ſie doch nicht in dieſer Sache zu,
Daß man mir ſo viel Zwang, Don Sanchens wegen, thu!
Er mag das Heirathsgut durch mein Vermögen nehmen,
Ich überlaß es ihm, und will mich nun bequemen,

Im Kloſter meine Zeit mit Thränen zu vollziehn;
Weil ich in kurzer Zeit zweymal verweyſet bin.

Diego.

Nunmehr geſteht ſie doch freywillig ihre Liebe,
Die ſonſten ſo verſteckt und heimlich bey ihr bliebe.

Ferdinand.

Chimene, weine doch um deinen Rodrich nicht!
Er lebt, und liebet noch: man hat dich falſch bericht.

Sancho.

Sie iſt bloß durch ſich ſelbſt in dieſen Irrthum kommen:
Die Geiſter waren ihr vor Schrecken eingenommen,
Als ich gelaufen kam, und im Begriffe war
Ihr ſelber kund zu thun, daß Streiten und Gefahr
Nunmehr vorüber ſey. Denn, als mich Rodrichs Degen,
Den Meinigen gar bald hieß ihm zu Füſſen legen;
So ſprach er: fürchte nichts, dein Leben kömmet mir,
Weil du Chimenen ehrſt und ſchützeſt, koſtbar für.
Ich wollte meinen Sieg viel lieber gar entbehren,
Als einen Tropfen Blut von ihrer Hand begehren.
Doch, weil mich ein Befehl alsbald nach Hofe treibt,
So geh, damit ſie nicht im Zweifel länger bleibt:
Und bring ihr deinen Stahl zu meinem Siegeszeichen.
Als ich nun kam, ſchien ſie vor Schrecken zu erbleichen:
Sie meynte, Rodrich ſey von mir ſchon hingericht,
Und hörte mich darauf, nach vielem Bitten, nicht.
Ihr Herze ließ ſich da nicht mehr wie ſonſt verſtellen,
So, daß ich wider mich das Urthel ſelbſt muß fällen:
Wer dieſes Band zertrennt, der iſt nicht Ehren werth,
Und ob mir gleich dabey viel Nachtheil wiederfährt;
So lieb ich doch den Sieg, da Rodrich überwindet,
Weil er das ſchönſte Paar zu ewger Luſt verbindet.

Ferdinand.

Mein Kind, verſtell dich nur inskünftige nicht mehr!
Durch Leugnen machſt du dir die Sache ſelbſten ſchwer.

Es treibt dich keine Noth, zu fernerm Widerſtreben,
Du haſt der Rache ſchon zu viel Gehör gegeben.
Dein Vater iſt verſöhnt, die Ehre krönet dich,
Die Liebe ward verjagt, und dennoch zeigt ſie ſich
Aufs neu in Rodrichen. Weil ihn der Himmel ſchützet,
Und ſeine Tapferkeit ſehr viel dem Lande nützet:
So ſey du deſſen Lohn, und gieb der Liebe ſtatt,
Die er ganz unverrückt für dich erhalten hat.

Der ſiebente Auftritt.

Die Vorigen. Urraque. Leonore. Roderich.

Urraque.

Chimene, laß dir nun von meinen eignen Händen,
Den tapfern Roderich, der dich verdient, zuwenden.

Roderich zum Könige.

Wenn meine Liebe ſich vielleicht zu weit vergeht,
Und der Chimenen Herz vor eurer Majeſtät,
Durch Ehrerbiethigkeit, gedenkt zu ſich zu lenken,
So wird man mich darum, für dießmal nicht verdenken.

(Fällt vor Chimenen nieder.)

Das Glück hat meine Fauſt von neuem ſtark gemacht,
Und dich durch meinen Sieg mir völlig zugebracht:
Nichts deſtoweniger will ich mein ganzes Leben,
Dir, die du mir gehörſt, ganz willig übergeben.
Des Königes Befehl, und der geſetzte Preis,
Für den erlangten Sieg und angewandten Fleiß,
Sind meinem Wunſche zwar bereits zu Hülfe kommen:
Doch, wo die Rache noch dein Herz hat eingenommen,
So laß nur den Befehl an tauſend andre gehn,
Daß ſie nach meiner Bruſt mit ihren Waffen ſtehn.
Iſt dieſes nicht genug mich in Gefahr zu leiten,
So ſchick Armeen her, ich will mit ihnen ſtreiten:

Ja bilde dir dabey den Sieg ganz möglich ein,
Wenn ich zuletzt nur kann mit dir verſöhnet ſeyn.
Soll aber bloß mein Blut den Grimm und Eifer enden,
O! ſo vergeuß es doch mit deinen eignen Händen!
Da ich faſt überall unüberwindlich bin,
So wird durch deine Hand mein Geiſt doch von dir ziehn.
Laß dieſen einzgen Troſt nur noch dabey verbleiben,
Daß mich kein Schickſal ſoll aus deinem Herzen treiben.
Und wenn das finſtre Grab mich darum bloß umſchließt,
Weil dir zu widerſtehn mir ganz unmöglich iſt;
So denk bisweilen auch an mich, und ſprich daneben:
Hätt er mich nicht geliebt, ſo könnt er wohl noch leben.

Chimene.

Don Rodrich, ſtehet auf. Ich leugne dieſes nicht,
Was ich bisher geſagt; ja ferner meine Pflicht,
Dadurch der König mich kann zum Gehorſam treiben,
Und Rodrichs Tugenden, die unvergleichlich bleiben,
Erinnern zwar mein Herz: Geh, und verbinde dich!
Nichts deſtoweniger entſagt und grämt es ſich,
Und ſpricht: Ich kann für ihn mich völlig nicht erklären!
Kann eure Majeſtät nun ſolches wohl begehren?
Dient er dem Lande gleich, warum ſoll ich allein
Mit Kummer und Verdruß dafür die Lohnung ſeyn?
Mir wird es doch gewiß ein ſteter Vorwurf bleiben,
Wenn ich die Lebenszeit gedächte fortzutreiben,
Mit dem, der mir mein Herz damals entriſſen hat;
Als er den Unglücksſtoß nach meinem Vater that.

Ferdinand.

Auch dieſer Vorwurf wird ſich mit der Zeit wohl legen,
Was erſt ein Laſter ſchien, daß ſieht doch deſſentwegen
Nicht immer alſo aus. Drum folget auch der Schluß,
Daß Rodrich dich nunmehr vollkommen haben muß.
Inzwiſchen weil du meynſt, daß es vielleicht der Ehre,
Die deinen Geiſt beherrſcht, annoch zuwider wäre,

Wenn man im Trauren dich vermählet ſollte ſehn,
So ſoll es allererſt, in Jahres friſt, geſchehn.
Chimene, trockne dir indeſſen deine Wangen,
Und laß nur das Gemüth zur Fröligkeit gelangen.
Du aber, Rodrich, nimm die Waffen in die Hand,
Und geh, ſo bald du kannſt, den Mohren in das Land.
Sie haben dir bey uns nicht widerſtehen können;
Der Himmel wird uns auch bey ihnen Vortheil gönnen.
Der bloße Name Cid, iſt ſchon ihr Schreckenbild,
Der alles, was ihn hört, mit lauter Furcht erfüllt.
Chimene wird für dich das Herz beſtändig ſparen,
Gleichwie du wiederum ihr deines ſollſt bewahren.
Es geht die kurze Zeit mehr als zu bald dahin,
Nur ſchaffe, daß du kannſt mit Ruhm zurücke ziehn.

Roderich.

Chimenens bloßen Wink und meines Königs Willen
Will ich von Herzen gern in aller Art erfüllen.
Zwar die Entfernung ſelbſt von ihr iſt ziemlich ſcharf,
Doch tröſtet michs, daß ich was beßers hoffen darf.

Ferdinand.

Ja, hoffe ganz gewiß auf das, was ich verſprochen,
Die meiſten Sorgen ſind vorbey und unterbrochen:
Die Ehre waget ſich mit dir noch in den Streit,
Bezwinge ſie durch mich, durch Zeit und Tapferkeit.

Ende dieſes Trauerſpiels.

Der Politiſche Kanngießer,

ein Luſtſpiel,

in fünf Aufzügen,

aus dem Däniſchen

des Herrn Profeſſor Holbergs,

überſetzt von

M. George Auguſt Detharding,

Profeſſ. der Hiſtorie und Alterthümer

in Altona.

* *

Perſonen dieſes Luſtſpiels.

Herrmann Breme.
Frau Breminn, deſſen Frau.
Luischen, ihre Tochter.
Meiſter Ehrlich, ein Liebhaber der Tochter.
Henrich, ein Diener.
Anna, eine Magd.
Zween Knaben.
Franz, ein Meſſerſchmidt.
Ein Hutmacher.
Ein andrer Bürger.
Fuchs, ein Kürſchner.
Sauer, ein Viſitator.
Ein Schulmeiſter.
Ein Gaſtwirth.
Herr Sand, ein Kaufmann.
Frau Sandinn, ſeine Frau.
Herr D. Rehfuß, ein Arzt.
Frau Rehfußinn, ſeine Frau.
Zween Advocaten.
Eines Grobſchmidts Frau.
Eine Magd.

Der Schauplatz iſt in Bremens Hauſe. Die Fabel fängt vor Tiſche an, und dauert bis auf den Abend.

* * *

Der erſte Aufzug.

Erſter Auftritt.

Meiſter Ehrlich mit ſich ſelbſt.

Gewiß! ich weis ſelbſt nicht wie mir iſt; ſo verwirrt bin ich. Denn ich ſoll hier zum Meiſter Bremen gehen, u. um ſeine Tochter anhalten, mit welcher ich ſchon lange, obwohl nur heimlich, verlobt geweſen bin. Dieſes iſt aber ſchon das drittemal, daß ich auf dem Wege bin, und allemal komme ich wieder zurück. Ich gienge auch jetzo nicht hin, wenn ich mich nicht vor meiner Mutter fürchten müßte. Dieſe Blödigkeit iſt ein natürlicher Fehler an mir, den ich nicht ſo leicht ablegen kann. So oft ich anklopfen will, ſcheint es, als ob mir jemand die Hand zurücke hielte. Jedoch, friſch gewagt, iſt halb gewonnen; es hilft nichts! Du mußt endlich doch einmal hingehen. Ich muß mich aber erſtlich ein wenig putzen: denn ich habe gehört, daß Meiſter Breme ſeit einiger Zeit ſehr ſonderlich geworden ſeyn ſoll.

Er nimmt ſein Halstuch ab, und bindet es wieder um: er macht ſeine Peruke zurechte, und wiſchet den Staub von den Schuhen.

Ich ſollte denken, nun gienge es wohl an! Nun muß ich anklopfen. Seht! ich bin nicht ehrlich, wo es nicht ſcheint, als ob mir wieder jemand meine Hand feſt hielt! Ey Courage, Ehrlich! Du haſt ja nichts böſes gethan. Ich kann ja doch nichts mehr, als einen Korb bekommen. Er klopft an.

Der andere Auftritt.

Henrich. Herr Ehrlich.

Henrich. Sein Diener, Meiſter Ehrlich, mit wem will er reden?

Ehrlich. Mit Meiſter Bremen, wo er alleine iſt.

Henrich. Ja, er iſt allein, aber er ſitzt und lieſet.

Ehrlich. So iſt er frömmer, als ich.

Henrich. Ja! wenn eine Verordnung heraus käme, daß der Herkulus eine Poſtille ſeyn ſollte: ſo glaube ich wohl, mein Herr könnte predigen, wenn man es von ihm verlangte.

Ehrlich. Aber hat er denn auch ſo viel Zeit von ſeiner Arbeit übrig, daß er in ſolchen Büchern leſen kann?

Henrich. Mein Herr hat zwey Aemter, er iſt ein Kanngießer, und ein Pulitikus.

Ehrlich. Das ſchickt ſich aber gar nicht zuſammen.

Henrich. Wir merkens auch zur Gnüge. Denn, wenn er ja eine Arbeit verfertiget, welches doch ſehr ſelten geſchieht: ſo ſieht ſie ſo pulitiſch aus, daß ſie wieder umgegoſſen werden muß. Geh er aber nur in die Wohnſtube, wo er ihn ſprechen will.

Ehrlich. Ich habe ein wichtig Gewerbe, unter uns zu ſagen. Ich will um ſeine Tochter anhalten, mit welcher ich ſchon lange bekannt bin.

Henrich. Das iſt gewiß ein wichtig Gewerbe. Nehm ers mir aber nicht übel, wenn ich ihm eine kleine Erinnerung gebe. Er muß ſeine Worte ſehr auf Schrauben ſetzen, und ſeine Rede aufs zierlichſte vorbringen, wo er in dieſer Sache glücklich ſeyn will. Denn mein Herr iſt ſeit einiger Zeit gar ſehr eigen geworden.

Ehrlich. Das thue ich gewiß nicht! Ich bin ein ehrlicher Handwerksmann, der keine Complimentationen gelernt hat. Ich werde es ganz kurz ſagen, daß ich ſeine Tochter lieb habe, und ſie zu meiner Frau begehre.

Henrich. Wo er ſonſt nichts ſagen will, ſo ſchwere ich es ihm zu, er wird ſeinen Zweck nicht erhalten. Zum allerwenigſten muß er ſeine Rede mit dieſen Worten anfangen. **Sintemal, nachdem,** oder **alldieweil.** Denke er doch, Herr Ehrlich, daß er mit einem ſtudierten Manne zu thun hat, der Tag und Nacht ſo viel pulitiſche Bücher lieſet, daß er unſinnig darüber werden möchte. Er hat ſeit einiger Zeit an uns allen, die wir hier im Hauſe ſind, ausgeſetzt, daß wir ein ſehr gemeines Weſen an uns hätten. Beſonders iſt er in dieſem Stücke auf mich erbittert, und nennet mich, niemals ohne dieſen Zuſatz: **Du liederlicher gemeiner Menſch!** In der vergangenen Woche verlangte er mit aller Gewalt, daß unſere Frau eine Hadriåne anziehen ſollte; ob er gleich nichts damit ausrichtete. Denn

unſere

unſere Frau iſt eine fromme gute Frau, nach der alten Welt, die lieber ihr Leben laſſen wird, als ihre altväteriſche Tracht ablegen. Anjetzo geht er mit einem gewiſſen Dinge ſchwanger, Gott weis was es ſeyn mag? Will er alſo in ſeiner Anwerbung glücklich ſeyn, ſo folge er meinem Rathe.

Ehrlich. Ich kehre mich an nichts. Ich gehe gerade zu.

Henrich. Das beſchwerlichſte bey einer Anwerbung, iſt ohne Zweifel, daß man nicht weis, wie man ſeine Rede anfangen ſoll. Ich bin ſelbſt einmal in dieſen Umſtänden geweſen, aber ich konnte mich in vierzehn Tagen nicht beſinnen, was ich ſagen ſollte. Ich wußte wohl, daß man ſeine Rede mit den Worten, **Nachdem** oder **Aldieweil**, anfangen müßte; aber ich konnte auch keine andere Wörter finden, die dieſem **Nachdem** ſollten angehängt werden. Ich gieng alſo, mich nicht länger damit zu plagen, zu dem Schulmeiſter Jacob, und kaufte mir ein Compelmentirbuch für zwey Groſchen: denn er verkauft das Stück nicht anders. Allein es lief ſehr ſchlecht ab. Denn da ich mitten in meiner Rede war, ſo konnte ich mich auf den Reſt nicht beſinnen, und ſchämte mich, das Papier aus der Taſche zu ziehen. Ich habe dieſe Rede ſowohl vorher, als auch hernach ganz fertig gewußt; da ich ſie aber recht gebrauchen wollte, ſo war ſie mir entfallen.

Ehrlich. Ja, das wird eine treffliche Rede geweſen ſeyn!

Henrich. Ja wohl! Hören ſie nur, ſie war folgender Geſtalt eingerichtet: **Nechſt dienſtlichſtem**

Gruſſe

Gruſſe bin ich Henrich Anderſen, nach vorhergegangener Berathſchlagung, Neigung und Liebe, hieher gekommen, um ihnen kund zu thun, daß ich eben ſo wenig als andre, von Holz und Stein bin; und da alle Dinge in der Welt, ja ſo gar die unvernünftigen Thiere den Trieb der Liebe fühlen: alſo bin ich auch mit Gott und Ehren, als ein unwürdiger, hergekommen, ſie zu meiner Herzallerliebſten zu begehren und zu erlangen. Will er mir etwa mein Geld wiedergeben, ſo will ich es gerne verkaufen. Dieſes Compelment iſt das Geld vollkommen werth. Denn ich bin der Meynung, wer ſeine Rede alſo einrichtet, der wird an keinem Orte eine abſchlägige Antwort erhalten. Aber da kömmt mein Meiſter, ich muß gehen.

Der dritte Auftritt.

Meiſter Bremen. Meiſter Ehrlich.

Herrmann Breme. Ihr Diener, mein Herr Ehrlich. Was belieben ſie?

Ehrlich. Er weis es, mein Herr Breme, vielleicht ſchon, daß ich Jungfer Luischen ſchon ſeit langer Zeit liebe; und da bin ich jetzund hieher gekommen um zu vernehmen, ob er mir endlich das Jawort geben, und unſere Heirath beſchleunigen will.

Herrmann Breme. Ich danke ihnen, mein Herr Ehrlich, daß ſie mir ihre Gedanken eröffnen wollen. Sie ſind ein ehrlicher Mann, und ich glaube, meine Tochter würde bey ihnen recht gut angebracht

ſeyn.

ſeyn. Aber ich wollte gerne einen Schwiegerſohn haben, der ſeine Politika verſtünde.

Ehrlich. Mein wertheſter Herr Breme! damit kann man Frau und Kinder nicht ernähren.

Herrmann Breme. Nicht? Glauben ſie denn, daß ich willens bin, als ein Kanngießer zu ſterben? Sie werden anders urtheilen, ehe ein halbes Jahr zu Ende läuft. Ich hoffe, wenn ich die Geſpräche im Reiche der Todten werde durchgeleſen haben, daß man mir antragen wird, ein Hundertmann zu werden. Den politiſchen Nachtiſch kann ich bereits auf den Fingern; aber das will noch nicht viel ſagen. Ach daß doch der Verfaſſer ſein Buch etwas weitläuftiger möchte abgefaßt haben! Ihnen iſt doch dieſes Buch auch ohne Zweifel bekannt?

Ehrlich. Nein, ich kenne es gar nicht.

Herrmann Breme. Ich will es ihnen leihen: ſo klein als es iſt, ſo gut iſt es auch. Meine ganze Politika habe ich dem Buche, und dem Herkules und Herkuliſkus zu danken.

Ehrlich. Das letzte Buch iſt ja nur ein Roman.

Herrmann Breme. Ja! und ich wünſche nichts mehr, als daß die ganze Welt von ſolchen Romanen voll ſeyn möchte. Ich war vor einiger Zeit an einem gewiſſen Orte, und ein vornehmer Mann ziſchelte mir in die Ohren: Wer dieſes Buch mit Verſtand durchgeleſen hat, der kann die wichtigſte Bedienung verwalten, ja ein ganzes Land regieren.

Ehrlich. Wenn ich Bücher leſen ſoll, ſo verſäume ich mein Handwerk.

Herrmann Breme. Ich habe es ihnen ſchon

geſagt,

geſagt, mein Herr, daß ich nicht lange bey meinem Handwerke bleiben werde. Ja ich hätte es ſchon längſt niederlegen ſollen. Mehr als hundert wackere Männer hier in der Stadt haben zu mir geſagt: Herr Breme, ſie ſollten billig etwas vornehmer ſeyn. Und es iſt noch nicht lange, als ein Bürgermeiſter ſich folgender geſtalt vernehmen laſſen: Herrmann Breme könnte viel mehr Nutzen ſchaffen, wenn er ein ander Amt verwaltete, als nun, da er ein Kanngießer iſt. Der Mann weis ſolche Dinge, die vielen im Rathe verborgen ſind; woraus ſie leicht abnehmen können, daß ich nicht als ein Kanngießer ſterben werde. Und eben deswegen wollte ich gerne einen Schwiegerſohn haben, der ſich auf die Staatsſachen gelegt hätte; denn ich hoffe, daß wir beyde mit der Zeit noch in den Rath kommen werden. Wollen ſie nun mit dem politiſchen Nachtiſche einen Anfang machen, ſo will ich ſie alle Sonnabend Abend examiniren, wie weit ſie gekommen ſind.

Ehrlich. Nein, das thue ich gewiß nicht. Ich bin zu alt, aufs neue in die Schule zu gehen.

Herrm. Breme. So ſind ſie auch nicht geſchickt, mein Schwiegerſohn zu ſeyn. Adieu. Ich muß ausgehen. (Er geht ab.)

Der vierte Auftritt.

Frau Breminn. Herr Ehrlich.

Frau Breminn. Ich weis nicht, was ich von meinem Manne ſagen ſoll. Er iſt niemals zu Hauſe, und bekümmert ſich nicht um die Arbeit. Ich wollte gern etwas darum geben, daß ich nur wiſſen möchte,

wo

wo er immer hinginge. Aber ſiehe da, mein Herr Ehrlich, ſteht er ſo alleine? will er dem nicht näher kommen?

Ehrlich. Nein, ich danke ihr, ich bin viel zu geringe dazu = = =

Frau Breminn. Ey! was iſt das für eine Rede?

Ehrlich. Ihr Liebſter hat lauter politiſche Grillen im Kopfe; und geht mit einem Bürgermeiſter ſchwanger. Er bekümmert ſich gar nicht um ſolche Leute, wie ich bin. Er bildet ſich ein, daß er klüger iſt, als ein Notarius Politikus.

Frau Breminn. Kehren ſie ſich doch nicht an den wunderlichen Mann. Ich glaube viel eher, daß er ein Bettler wird, und ſein Brod vor den Thüren wird ſuchen müſſen, als daß er ſollte Bürgermeiſter werden. Mein wertheſter Herr Ehrlich! kehre er ſich nicht an ihn, und laß er die Liebe nicht fahren, die er zu meiner Tochter hat.

Ehrlich. Herr Breme hat geſchworen, daß ſie ſonſt niemand als einen Politikus heirathen ſoll.

Frau Breminn. Ich wollte meiner Tochter lieber das Leben nehmen, als daß ich zugeben wollte, daß ſie einen Politikus zum Manne kriegte. In alten Zeiten nannte man ja einen leichtfertigen Menſchen einen Politikus.

Ehrlich. Ich will durchaus kein Politikus werden, ſondern mich ehrlich von meinem Handwerke nähren. Hievon hat mein ſeliger Vater ſein ehrliches Auskommen gehabt, und ich hoffe es auch zu haben. Da iſt ein kleiner Knabe, der vermuthlich mit ihr reden will.

Der

Der fünfte Auftritt.

Die Vorigen. Ein Knabe.

Frau Breminn. Was ſuchſt du, mein Sohn?

Der Knabe. Ich wollte gerne mit Meiſter Bremen ſprechen.

Frau Breminn. Er iſt nicht zu Hauſe, kannſt du es mir nicht ſagen?

Der Knabe. Meine Frau läßt ſich erkundigen, ob die Schüſſeln noch nicht fertig ſind, die ſie ſchon vor drey Wochen beſtellt hat? Wir ſind ſchon ſo oft darnach hier geweſen: aber wir kriegen nichts als leere Worte.

Frau Breminn. Grüſſe deine Frau, und ſage ihr, ſie ſollte doch nicht böſe werden. Sie ſollten gewiß morgen fertig werden.

Der ſechſte Auftritt.

Frau Breminn. Ehrlich. Ein andrer Burſche.

Burſche. Ich ſoll einmal für allemal fragen, ob die Teller fertig ſind? Sie hätten nicht nur fertig; ſondern auch ſchon wieder verbraucht ſeyn können, ſeitdem ſie beſtellt ſind. Unſere Frau hat geſchworen, daß ſie ſo bald hier nichts wieder wird machen laſſen.

Frau Breminn. Hört, mein Freund, wenn ihr künftig etwas beſtellt, ſo ſagt es nur mir. Mein Mann hat bisweilen allerhand Grillen im Kopfe, und es iſt ganz unnütz, wenn man mit ihm davon

redet. Glaubt mir, ſie ſollen auf den Sonnabend fertig ſeyn. zum Ehrlich. Sehen ſie wohl, wie es in unſerm Hauſe zugeht. Wir verlieren durch die Unachtſamkeit meines Mannes, eine Arbeit nach der andern.

Ehrlich. Iſt er denn niemals zu Hauſe?

Frau Breminn. Sehr ſelten, oder, wenn er ja zu Hauſe iſt, ſo bauet er Schlöſſer in der Luft, und denkt niemals an die Arbeit. Ich verlange ſonſt nichts von ihm, als daß er nur auf die Leute Acht geben ſoll. Denn, wenn er etwas macht, ſo müſſen es die Geſellen doch gleich wieder ändern. Da iſt Henrich, der kann es bezeugen.

Der ſiebente Auftritt.

Die Vorigen. Henrich.

Henrich. Es iſt ein Mann draußen, der das Geld für die Kohlen abfordern will, die er uns geſtern gebracht hat.

Frau Breminn. Ja, wo ſoll ich Geld hernehmen? Er muß ſo lange warten, bis mein Mann nach Hauſe kömmt. Kannſt du mir nicht ſagen, wo der Meiſter heute hingegangen iſt?

Heinrich. Wenn ſie mich nicht verrathen wollen, ſo will ich es ihnen wohl ſagen.

Frau Breminn. Ich ſchwere dirs zu, Henrich, daß ich es nicht thun will.

Henrich. Es wird alle Tage ein Collegium gehalten, welches ſie Collegium Polemitikum nennen,

wo-

woſelbſt über zwölf Perſonen zuſammen kommen, und über Staatsſachen ſprechen, und berathſchlagen.

Frau Breminn. Wo wird die Verſammlung gehalten?

Henrich. Sie müſſen es nicht eine Verſammlung nennen, es heißt ein Collegium.

Frau Breminn. Nun! Wo wird denn das Collegium gehalten?

Henrich. Es wird wechſelsweiſe, bald bey dieſem, bald bey jenem gehalten. Heute werden ſie ſich hier verſammlen. Aber ſie müſſen mich nicht verrathen.

Frau Bremin. Ha! ha! Nun weis ich, warum er mich heute ſo ſehr gebethen hat, daß ich möchte einen Beſuch bey des Schmidts Frau ablegen.

Henrich. Gehen ſie nur aus: aber kommen ſie bald wieder, uud überrumpeln die Geſellſchaft. Geſtern ward das Collegium bey Holzmann, dem Bierſchenken gehalten. Da ſah ich ſie alle in einer Reihe an dem Tiſche ſitzen, unſern Herrn aber am Ende des Tiſches.

Frau Bremin. Kennſt du nicht einige von ihnen?

Henrich. Ja, ich kenne ſie alle. Mein Herr, und der Wirth im Hauſe, waren zwey, Franz der Meſſerſchmidt, drey; der Mahler Pinſel, vier; Gilbert, der Stuhlmacher fünf; Chriſtian der Färber, ſechs; der Kürſchner Fuchs, ſieben; Henning der Bierbrauer, achte; Sauer der Viſitator, neune; Niclaus der Schreibmeiſter, zehne; David der Schulmeiſter, eilfe; und Richard der Bürſtenbinder, zwölfe.

Ehrlich. Das ſind alles vortreffliche Leute, und

recht geſchickt von Staatsſachen zu reden. Haſt du nicht gehört, wovon ſie redeten?

Henrich. Ich hörte es wohl, aber ich verſtand nicht viel davon. Das hörte ich wohl, daß ſie Kaiſer, Könige und Churfürſten abſetzten, und andere wiederum an ihre Stelle erhoben. Bald ſprachen ſie von dem Zolle, bald von der Acciſe und Conſumtion; bald von den untüchtigen Perſonen, die im Rathe wären, bald von der Aufnahme dieſer Stadt und von Verbeſſerung der Handlung. Bald ſchlugen ſie die Bücher auf, bald ſahen ſie in die Landkarte. Richard der Bürſtenbinder, ſaß mit einem Zahnſtocher in der Hand: daher glaube ich, daß er Secretär in dieſem Rathe iſt.

Ehrlich. Ha, ha, ha! Ich will gewiß, ſo bald ich ihn nur antreffe, zu ihm ſagen: Guten Morgen, Herr Secretär.

Henrich. Ja, aber nenne er mich nur nicht, daß ich es ihm geſagt habe. Denn ich mag mit ſolchen Leuten nichts zu ſchaffen haben; die Könige und Fürſten, ja Bürgermeiſter und den Rath ſelbſt abſetzen können.

Frau Breminn. Sprach mein Mann auch mit?

Henrich. Nicht viel. Er ſaß nur und grübelte, und nahm Schnupftobak, ſo lange als die andern redeten; wenn ſie aber alle ſtillſchwiegen, ſo gab er den Ausſchlag.

Frau Breminn. Kannte er dich denn nicht?

Henrich. Er ſah mich nicht; denn ich war in der andern Stube. Wenn er mich aber auch gleich geſehen hätte, ſo würde es doch ſeine Hoheit nicht zugelaſſen

laſſen haben, daß er mich gekannt hätte. Denn er hatte eine ſolche Mine angenommen, wie ein Staroſt, oder gar wie der oberſte Bürgermeiſter, wenn er einem Miniſter Audienz giebt. So bald dieſe Leute in das Collegium kommen, iſt es gleichſam, als wenn ſie den Staar hätten, daß ſie ihre beſten Freunde nicht erkennen können.

Frau Breminn. Ach, ich arme Frau! der Mann bringt uns ganz gewiß ins Unglücke; wo ſie im Rathe erfahren, daß er die Stadt reformiret. Die guten Leute wollen hier in der Stadt keine Reformation haben. Gebt nur Acht, ehe wir es uns verſehen, iſt unſer Haus mit Wache beſetzt, und mein guter Herrmann Breme ins Gefängniß gebracht.

Henrich. Das kann wohl geſchehen! denn der Rath hat niemals ſo viel Macht gehabt, als ſeit einiger Zeit. Die ganze Bürgerſchaft iſt nicht vermögend, ihn zu ſchützen.

Ehrlich. Ey, Poſſen. Ueber ſolche Leute muß man nur lachen. Was weis doch ein Kanngießer, ein Mahler, oder ein Bürſtenbinder, von Staatsſachen? Der Rath wird eher darüber lachen, als daß er ſich fürchten ſollte.

Frau Breminn. Ich will ſehen, ob ich ſie überraſchen kann. Kommen ſie ſo lange hinein.

Ende des erſten Aufzuges.

* *

Der andere Aufzug.

Erſter Auftritt.

Franz. Fuchs. Sauer. David. Richard. Ein Gaſtwirth. Heinrich. Herrmann.

Herrmann. Henrich, ſiehe zu, daß alles fertig ſey. Setze die Kannen auf den Tiſch, und vergiß die Tobakspfeifen nicht. Sie werden gleich hier ſeyn.

Henrich macht alles zurecht. Sie kommen nach gerade alle gegangen, und ſetzen ſich an den Tiſch. Herrmann Breme aber am Ende des Tiſches.

Herrmann. Willkommen allezuſammen, ihr ehrlichen Männer. Wovonſprachen wir ſchon zuletzt?

Richard. Wo ich mich nicht irre, ſo war es von Deutſchlands Staats-Intereſſe.

Fuchs. Das iſt recht, nun weis ichs wohl. Es wird ſich auf dem nächſten Reichstage ſchon alles geben. Ich wollte nur wünſchen, daß ich eine Stunde da ſeyn möchte. Ich wollte dem Churfürſten von Maynz etwas in die Ohren ziſcheln, wovor er mir danken ſollte. Die guten Leute wiſſen nicht, worinn Deutſchlands wahres Intereſſe beſteht. Wo hat man doch jemals gehört, daß eine ſolche kaiſerliche Reichsſtadt, als Nürnberg iſt, ohne Flotte, oder wenigſtens ohne Galeeren geweſen ſey? Es könnte ja noch wohl

wohl eine Kriegsflotte zur Beſchützung des Reichs unterhalten werden. Das Reich muß ja Kriegsſteuer und Römer-Monate genug geben. Man ſehe doch, ob der Türke nicht viel klüger iſt. Wir können von niemand beſſer als von ihm lernen, wie man Krieg führen müſſe. Es iſt ja ſowohl im Schwarzwalde als im Harze, Holz genug, wenn man es nur zu Schiffen oder Maſtbäumen anwenden wollte. Hätte man in Oeſterreich oder in Schwaben eine Flotte, ſo ließen die Türken und Franzoſen die Gedanken wohl fahren, Wien zu belagen; und man könnte gerades Weges nach Conſtantinopel und Paris gehen. Aber kein Menſch denkt daran!

Sauer. Nein, wahrhaftig, kein Menſch! Unſere Vorfahren ſind klüger geweſen. Es kömmt alles auf die Anſtalten an. Deutſchland iſt anjetzo nichts kleiner, als es in alten Zeiten geweſen iſt. Damals aber vertheidigte man ſich nicht nur tapfer gegen ſeine Nachbarn; ſondern man nahm auch einen großen Theil von Frankreich ein, und belagerte Paris zu Waſſer und zu Lande.

Franz. Paris iſt ja aber keine Seeſtadt.

Sauer. So muß ich die Landkarte ſchlecht verſtehen! Ich weis ja wohl, wo Paris liegt. So liegt Engelland, recht hier, wo ich meinen Finger halte: hier läuft der Canal, hier liegt Bordaux, und hier liegt Paris.

Franz. Nein, Bruder. Hier liegt ja Deutſchland, und gleich dabey Frankreich, welches mit Deutſchland, Land an Land iſt. Alſo kann ja Paris keine Seeſtadt ſeyn.

Sauer. Giebts denn keine Seen in Frankreich?

Franz. Nein, gar keine. Ein Franzoſe, der niemals außerhalb Landes verreiſet geweſen, kann ſich gar keinen Begriff von einem Schiffe oder von einem Bothe machen. Erkundige dich nur bey Meiſter Bremen. Iſts nicht wahr, was ich ſage, Meiſter Breme?

Herrmann Breme. Ich will den Streit bald entſcheiden. Henrich, gieb die Landkarte von Europa her. Dankarts Landkarte.

Henrich. Hier iſt ſie, aber ſie iſt etwas zerriſſen.

Herrmann Breme. Das ſchadet nichts: Ich weis ſchon, wo Paris liegt; aber ich habe mir nur deswegen die Landkarte geben laſſen, um die andern hievon zu überzeugen. Seht her, Sauer, hier liegt nun Deutſchland.

Sauer. Recht; das kann man an dem Donauſtrome ſehen, welcher hier liegt.

(Da er auf den Donauſtrom zeigt, ſtößt er das Glas um; dadurch die Landkarte verderbt wird.)

Henrich. Der Donauſtrom ergießt ſich ein wenig zu ſtark. Sie lachen alle. Ha! Ha! Ha!

Herrmann Breme. Hört, meine ehrliche Leute, wir ſprechen ſo viel von fremden Sachen: laßt uns doch auch einmal von Danzig reden; dieß kann uns genug zu thun geben. Ich habe ofters darauf gedacht, woher es doch komme, daß wir keine Städte in Indien haben, ſondern die Waaren immer von andern kaufen müſſen? Dieſe Sache ſollten billig Bürgermeiſter und Rath einmal bedenken.

Richard. Ach! ſaget nicht von Bürgermeiſter

und Rath! Wollen wir ſo lange warten, bis ſie darauf denken; ſo können wir lange warten. Hier in Danzig wird ein Bürgermeiſter bloß deswegen gelobt, daß er eine löbliche Bürgerſchaft bey ihrer Freyheit ſchützet.

Herrmann Breme. Ich bin der Meynung, ihr wackeren Männer, daß es noch nicht zu ſpäte iſt. Denn, weswegen ſollte der König von Indien uns nicht ſowohl die Handlung vergönnen, als den Holländern? die nichts als Käſe und Butter dahin bringen, welches gemeiniglich unterweges verdirbt. Meiner Meynung nach, thäten wir wohl, wenn wir dieſer Sache halber, bey dem Rathe eine Vorſtellung eingäben. Wieviel ſind unſer hier verſammlet?

Sauer. Wir ſind nur ſechs Perſonen ſtark. Ich glaube nicht, daß die andern kommen.

Herrmann Breme. Schon genug. Was iſt eure Meynung, Herr Wirth? wir wollen votiren.

Der Gaſtwirth. Ich kann dieſen Vorſchlag gar nicht billigen. Denn bey ſolchen Reiſen gehen viele Leute weg, welche mir täglich ihr Geld gönnen.

Sauer. Ich halte dafür, man müſſe mehr auf den allgemeinen Nutzen, als auf ſeinen eigenen Vortheil ſehen. Meiſter Bremens Vorſchlag iſt der vortrefflichſte, der in langer Zeit geſchehen iſt. Je größer die Handlung iſt, deſtomehr blühet die Stadt. Je mehr Schiffe ankommen, deſto beſſer iſt es für uns unterſte Bediente. Doch das letzte treibt mich nicht eben an, ſo zu reden; ſondern der Nutzen der Stadt iſt allein die Urſache, warum ich dieſen Vorſchlag billige.

Fuchs. Mir will dieſer Vorſchlag gar nicht gefallen, ſondern ich rathe vielmehr, daß man darauf bedacht ſey, Handelscompagnien nach Grönland und nach der Straße Davis aufzurichten. Dieſer Handel würde der Stadt viel, viel nützlicher und beſſer ſeyn.

Franz. Ich merke wohl, daß Fuchſens Stimme mehr auf ſeinen eigenen Nutzen, als auf das Beſte des gemeinen Weſens gerichtet iſt. Denn bey den indianiſchen Reiſen hat der Kürſchner nicht ſo viel Verdienſt, als bey den nordiſchen. Was mich betrifft, ſo bin ich feſt verſichert, daß die indianiſche Handlung alle andere an Wichtigkeit weit übertrifft; denn man kann in Indien bisweilen für ein Meſſer, eine Gabel, oder für eine Schere, von den Wilden ein Stück Gold kriegen, das eben ſo viel wiegt. Wir müſſen aber unſern Vorſchlag ſo einrichten, wenn wir ihn dem Rathe vorlegen wollen, daß es nicht ſcheinet, als ob uns der Eigennutz dazu angetrieben hätte. Denn ſonſt kommen wir nicht damit fort.

Richard. Ich bin eben der Meynung, die Niclaus, der Schreibmeiſter vorgetragen hat.

Herrmann Breme. Du votirſt als ein Bürſtenbinder. Nicolaus der Schreibmeiſter, iſt ja nicht zugegen. Aber, was will dieſe Frau hier? Das iſt gewiß meine Frau.

Der andere Auftritt.

Frau Breminn. Die Vorigen.

Frau Breminn. Biſt du hier, du fauler Mann? Es wäre wohl beſſer, daß du bey der Arbeit wäreſt,

oder zum wenigſten auf deine Leute Acht hätteſt. Wir büßen eine Arbeit nach der andern, durch deine Faulheit, ein.

Herrmann Breme. Sey ſtille, meine liebe Frau, du wirſt eine Bürgermeiſterinn, ehe du ein Wort davon weiſt. Meyneſt du, daß ich bloß darum ausgehe, um mir die Zeit zu vertreiben. Ja, ja! Ich habe zehnmal ſo viel zu thun, als ihr alle. Ihr andern arbeitet nur mit den Händen, ich aber mit dem Kopfe.

Frau Breminn. Alle unſinnige Leute machen es eben ſo. Sie bauen, eben wie du, Schlöſſer in der Luft, und zerbrechen ſich den Kopf mit Thorheiten und Grillen. Sie bilden ſich ein, daß ſie wichtige Dinge vornehmen, da ſie doch nicht das geringſte ausrichten können.

Fuchs. Hätte ich eine ſolche Frau: ſie ſollte mir dieſes nicht mehr als einmal vorſagen.

Herrmann Breme. Ey, Herr Fuchs! das muß ein Politikus nichts achten. Vor drey Jahren hätte ich es gewiß auch nicht auf mir ſitzen laſſen. Aber ſeitdem ich angefangen habe, politiſche Bücher zu leſen, habe ich ſolches verachten gelernet. Qui neſcit ſimulare, neſcit regnare, ſagt ein alter Politikus; der kein Narr war: ich glaube er hieß Agrippa, oder Albertus Magnus. Dieß iſt gewiß der Grund von der ganzen Politik, die in der Welt iſt: wer keine böſe Worte von einer hitzigen und wunderlichen Frau vertragen kann, der ſchickt ſich zu keiner hohen Bedienung. Die Kaltſinnigkeit iſt die größte Tugend, und ein Edelſtein, der die Regenten und Obrigkeiten

am-

am meiſten ſchmücket. Daher bin ich der Meynung, daß keiner hier in der Stadt in den Rath ſollte genommen werden, der nicht ſchon einige Proben von ſeiner Kaltſinnigkeit abgelegt, und bewieſen hätte; daß er Scheltworte und Schläge leiden könnte. Ich bin von Natur etwas hitzig, aber ich ſuche dieſe Fehler durch das Studiren zu überwinden. Ich habe in der Vorrede eines Buchs, das der politiſche Stockfiſch genannt wird, geleſen, woſelbſt einem zornigen Menſchen dieſer Rath gegeben wird: wenn ihn der Eifer übereilete, ſo ſollte er nur bis zwanzig zählen, ſo wäre der Zorn vorbey.

Fuchs. Das hülfe mir gewiß nicht; wenn ich auch bis hundert zählete.

Herrmann Breme. Ja, ſo iſt er auch nicht weiter als ein Subaltern zu gebrauchen. Henrich, gieb meiner Frau ein Glas Bier bey dem kleinen Tiſche.

Frau Breminn. Ey, du garſtiger Mann! meyneſt du, daß ich darum hergekommen bin, daß ich nur einmal trinken will?

Herrmann Breme. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. nun iſt es ſchon wieder vorbey! Höre, meine liebe Frau, du mußt deinen Mann nicht ſo grob anfahren, das ſieht ſo gemein aus.

Frau Breminn. Iſt es denn vielleicht vornehmer, wenn man betteln geht? Gewiß, eine jede Frau hat Urſache böſe zu ſeyn, die einen ſolchen Tagedieb zum Manne hat, der ſeine Arbeit verſäumet, und Frau und Kinder Noth leiden läßt.

Herrmann Breme. Henrich, gieb ihr ein Glas Brantewein; denn ſie hat ſich ereifert.

Frau

Frau Breminn. Henrich, gieb meinem Manne ein Paar Ohrfeigen.

Henrich. Sey ſie ſo gut, und thue ſie es ſelbſt. Ich mag mich mit dergleichen Commiſſion nicht gerne abgeben.

Frau Breminn. So will ichs ſelbſt thun.

(Sie giebt ihm Ohrfeigen.)

Herrmann Breme. 1. 2. 3 = bis 20. Er ſtellet ſich, als wenn er ſie aufs neue ſchlagen wollte; aber er zählet aufs neue bis 20. Wäre ich kein Politikus geweſen, ſo wäre es dir ſchlecht gegangen!

Fuchs. Ey! Wollt ihr eure Frau nicht im Zaume halten, ſo will ich es thun. (Jagt ſie fort.) Gleich hinaus!

(Frau Breminn ſchilt draußen.)

Der dritte Auftritt.

Das Collegium Politikum.

Fuchs. Ich will ihr weiſen, daß ſie auf ein andermal zu Hauſe bleiben ſoll. Das bekenne ich! iſt das politiſch, ſich von ſeiner Frau bey den Haaren herum ſchleppen zu laſſen? So werde ich niemals politiſch!

Herrmann Breme. Ach! ach! Neſcit ſimulare, neſcit regnare! Das iſt zwar leicht ausgeſprochen, aber nicht ſo leichte ausgeübt. Ich geſtehe es, meine Frau hat mich ſehr beſchimpft. Ich muß ihr noch nachlaufen, und ihr auf der Straße das Trinkgeld geben! Doch, 1. 2. 3. 4 = 20! Nun iſt es vorbey. Wir wollen nun von andern Dingen ſprechen.

Franz.

Franz. Die Weiber haben hier in Danzig allzuviel zu ſagen!

Fuchs. Das iſt wahr genug! Ich bin öfters darauf gefallen, einen Vorſchlag zu thun. Es iſt nur gefährlich, ſich mit ihnen in einen Streit einzulaſſen. Sonſt iſt der Vorſchlag ſehr gut.

Herrmann Breme. Worinn beſteht denn aber der Vorſchlag?

Fuchs. Er enthält nur wenige Artickel. 1. Wünſchte ich, daß der Ehecontract nicht auf ewig, ſondern nur auf gewiſſe Jahre eingerichtet wäre. Wenn der Mann mit ſeiner Frau nicht zufrieden wäre, ſo könnte er mit einer andern einen neuen Contract ſchließen. Doch wäre er verbunden, eben wie es mit den Häuſern zu geſchehen pflegt, ihr ein Viertel Jahr vorher aufzuſagen, welches auf Oſtern oder Michaelis ſeyn ſollte. Wäre er aber mit ihr zufrieden, ſo könnte der Contract verlängert werden. Glaubet mir nur, wenn man ein ſolches Geſetze machte, man würde nicht eine einzige böſe Frau mehr finden: ſondern eine jede würde ſich ihrem Manne gefällig zu machen ſuchen; damit nur der Contract verlängert werden möchte. Habet ihr etwas gegen dieſen Artickel einzuwenden, ihr Herren? Franz, du lächelſt ſo ſchalkhaftig: du haſt ganz gewiß was einzuwenden; laß uns hören, was du meyneſt.

Franz. Aber könnte nicht auch öfters eine Frau ihre Rechnung dabey finden, wenn ſie von einem Manne geſchieden würde, der ſich unfreundlich gegen ſie bezeigte, der ein Müßiggänger iſt, der nur bloß freſſen und ſaufen, aber nicht arbeiten will, Frau und

Kindern Unterhalt zu ſchaffen. Oder könnte ſie nicht einen andern lieb gewinnen, und ihrem Manne ſo viel in den Weg legen, daß er ſie wider ſeinen Willen müßte fahren laſſen? Ich bin der Meynung, daß eine ſehr große Unordnung daraus entſtehen könnte. Man hat ja Mittel genug übrig, eine Frau zu zwingen. Wollte ein jeder, wie Meiſter Breme, wenn er von ſeiner Frau Ohrfeigen kriegt, ſtille ſitzen, und bis zwanzig zählen: ſo würden wir ſehr viele arge Weiber haben. Ich halte unvorgreiflich dafür, es ſey kein beſſer Mittel, eine Frau zu zwingen, wenn ſie böſe iſt; als wenn der Mann ihr drohet, daß er nicht mehr mit ihr in einem Bette, ſondern ſo lange allein ſchlafen wollte, bis ſie ſich beſſerte.

Fuchs. Das könnte ich unmöglich halten! Es giebt viele Männer, denen eben ſo viel daran gelegen iſt, als den Weibern.

Franz. So kann ja der Mann extra gehen.

Fuchs. So kann ja die Frau auch extra gehen!

Franz. Aber, wir wollten die andern Artickel auch gerne hören.

Fuchs. Ja, warte ein Bißchen. Ihr habt vielleicht Luſt, noch mehr zu ſpotten! Es iſt kein Ding ſo gut, daß man nicht etwas darauf ſollte zu ſagen haben!

Herrmann Breme. Wir wollen von andern Dingen reden. Leute, die uns hören, ſollten denken, wir hielten Conſiſtorium, oder ein Ehegerichte. Ich dachte dieſe Nacht, da ich nicht ſchlafen konnte, auf was für eine Art die Regierung in Danzig am beſten könnte eingerichtet werden; und wie man gewiſſe

Fami-

Familien, worinn die Leute zu Bürgermeiſtern und Rathsherrn gleichſam gebohren werden, gar von der höchſten obrigkeitlichen Würde ausſchließen, und eine vollkommene Freyheit einführen könnte. Mir iſt eingefallen, daß es am beſten geſchehen könnte, wenn man einen Bürgermeiſter wechſelsweiſe, bald aus dieſem, bald aus jenem Handwerke erwählete: ſo hätte die ſämmtliche Bürgerſchaft an der Regierung Antheil, und alle Stände würden blühen. Wenn zum Exempel ein Goldſchmied Bürgermeiſter würde, ſo beförderte er das beſte der Goldſchmiede. Ein Schneider ließe ſich die Aufnahme der Schneider angelegen ſeyn: und ein Kanngießer ſuchte ſeine Mitbrüder empor zu bringen. Keiner aber ſollte länger Bürgermeiſter ſeyn, als einen Monat: damit ein Handwerk nicht mehr florirte, als das andere. Wenn die Regierung ſo eingerichtet wäre, ſo könnte man uns mit Recht eine freye Stadt nennen!

Allezuſammen. Der Vorſchlag iſt vortrefflich, Meiſter Breme! Ihr ſprecht, als ein Salomon!

Franz. Der Vorſchlag iſt ganz gut, aber = = =

Fuchs. Du kömmſt immer mit deinem Aber, was willſt du denn?

Herrmann Breme. Er mag nur ſeine Meynung ſagen! Was meynet ihr, mit eurem Aber?

Franz. Ich beſorge nur, daß es ſehr ſchwer halten wird, in einem jeden Handwerke einen geſchickten Mann zum Bürgermeiſteramte zu finden. Meiſter Breme iſt gut genug. Er hat wohl ſtudirt: aber wo finden wir unter den Kanngießern, wenn er todt iſt, einen, der zu einem ſolchen Regimente geſchickt iſt?

Denn

Denn wenn eine Republik erſt in Verfall geräht, ſo kann man ihr nicht ſo leicht wieder helfen, als man eine Schüſſel oder Kanne umgießen kann; wenn ſie unbrauchbar geworden ſind.

Franz. Ach Poſſen! Man findet unter den Handwerksleuten auch tüchtige Männer genug.

Herrmann Breme. Höre, mein lieber Fuchs! Du biſt noch ein junger Mann, und kannſt deswegen ein Ding noch nicht ſo tief einſehen, als wir andern. Indeſſen merke ich doch, daß du einen guten Kopf haſt, und daß du mit der Zeit ſchon wirſt gebraucht werden können. Ich will dir nur kurz vorſtellen, daß deine Inſtanz, allein in Abſicht auf uns, nicht ſtatt habe. Wir ſind in dieſer Geſellſchaft zwölf Perſonen ſtark, und alle Handwerksleute. Ein jeder von uns kann ja hundert Fehler einſehen, die von dem Rathe begangen werden. Stelle dir nun einmal vor, wenn einer von uns Bürgermeiſter würde, und die Fehler verbeſſerte, wovon wir öfters geſprochen haben; und die der Rath nicht einſieht: ſollte Danzig bey einer ſolchen Bürgermeiſterſchaft wohl etwas verlieren? Wo ſie auch ſo geſinnet ſind, meine Herren, ſo will ich den Vorſchlag eingeben.

Alle mit einander. Allerdings, Herr Breme! Aber genug von der Materie. Die Zeit geht hin, und wir haben die Zeitungen noch nicht geleſen. Henrich, gieb uns die letzten Aviſen her.

Henrich. Da ſind ſie.

Herrmann Breme. Gieb ſie dem Bürſtenbinder, der ſie uns vorzuleſen pflegt.

Richard lieſt. Man ſchreibt aus dem Hauptlager bey dem Rhein, daß man Recruten erwarte.

Herrmann Breme. Ey! das hat man nun ſchon zwölfmal nacheinander geſchrieben! Spring über den Rheinſtrom. Ich möchte mich zu tode ärgern, wenn ich davon reden höre! Was ſchreibt man aus Böhmen?

Richard. Aus Böhmen ſchreibt man, daß Neuperg mit ſeinem Lager aufgebrochen, und zurück nach Mähren paßirt ſey. Daß er alle Feſtungen leer gelaſſen, um die feindliche Armee zu überfallen, aber ſich hernach in größter Eile vier Meilen zurück gezogen habe. Ferner, daß der Fürſt Lobkowitz bey ſeiner Retirade über ihn geſpottet habe.

Herrmann Breme. Ach! ach! Die Leute ſind wahrhaftig mit Blindheit geſchlagen! Sie ſind alle verloren! Ich wollte nicht einen Groſchen für die ganze Armee in Böhmen geben!

Fuchs. Ich halte dafür, daß der Graf ganz recht daran gethan hat. Denn dieß iſt allezeit mein Vorſchlag geweſen. Sagte ich es nicht letztens, Franz, daß man es ſo anfangen müßte?

Franz. Nein, ich kann es mich nicht erinnern.

Fuchs. Ja gewiß, ich habe es über hundertmal geſagt; denn warum ſoll die Armee liegen, und faulenzen? Der Graf hat gewiß ganz recht gehandelt! Dieß getraue ich mich, gegen einen jeden zu behaupten.

Herrmann Breme. Henrich, gieb mir ein Glas Brantewein. Ich kann ſchweren, meine Herren, daß ich nicht weis, wie mir geſchah, da ich dieſe

Zei-

Zeitung hörte. Ihr Wohlſeyn! Mußiörs. Nun, das bekenne ich! Das nenne ich ein Hauptverſehen! wiederum nach Hauſe zu gehen?

Sauer. Ich hätte es eben ſo gemacht, wenn mir die Armee anvertrauet geweſen wäre.

Franz. Ey! nicht doch? Meyneſt du denn, daß man einen Viſitirer zum General machen wird?

Sauer. Du darfſt mich nur nicht aushöhnen. Ich könnte ſowohl dazu gelangen, als ein anderer.

Fuchs. Du haſt gewiß recht, Sauer, daß der Graf wohl gethan hat, daß er dem Feinde gerade aus den Augen gegangen iſt.

Herrmann Breme. Ey, mein guter Fuchs! Ihr bildet euch zuviel auf eure eigne Klugheit ein. Ihr müßt doch noch etwas lernen.

Fuchs. So will ich es doch gewiß nicht von dem Meſſerſchmidt lernen.

Sie kommen in einem heftigen Streite ſehr ſtark aneinander, ſie ſtehen von ihren Stühlen auf, rufen und ſchreyen durch einander, und drohen. Herrmann ſchlägt heftig auf den Tiſch und ſchreyet:

Stille! ſtille! Ihr Herren. Wir wollen nicht mehr davon ſprechen! Ein jeder kann ja ſeine Meynung behalten. Hört doch, ihr Herren, ſeyd doch ſtille. Meynt ihr etwa, daß der Graf Neuperg ſich aus Furcht zurückgezogen, und das Land verheeret habe? Nein, der Mann hat des Alexander Magnus Chronik geleſen, der es eben ſo machte, da er von dem Darius verfolgt ward, und darüber einen Sieg gewann, der eben ſo wichtig war, als der vor Hochſtädt.

Henrich. Nun ſchlägts zwölfe!

Herrmann Breme. So müſſen wir für dieſesmal unſere Geſellſchaft aufheben. (Auf dem Wege ſtreiten ſie noch wegen der vorigen Sache.)

Ende des andern Aufzuges.

* *

Der dritte Aufzug.

Erſter Auftritt.

Doctor Rehfuß. Herr Sand. Chriſtoph.

D. Rehfuß. Ich will ihnen eine Begebenheit erzählen, worüber die ganze Stadt lachen wird. Wiſſen ſie, was ich mit drey andern luſtigen Leuten hier in der Stadt verabredet habe?

Sand. Nein, ich weis es nicht.

D. Rehfuß. Kennen ſie den Herrmann Breme nicht?

Sand. Das iſt, wo ich nicht irre, der Kanngießer, der ein ſo großer Politikus iſt, und in dieſem Hauſe wohnet.

D. Rehfuß. Ja, der iſt es. Ich war neulich mit einigen aus dem Rathe in Geſellſchaft, welche ſehr böſe auf den Mann waren: weil er in einem Wirthshauſe ſehr dreiſte von der Regierung geſprochen, und alle Dinge reformiret hätte. Sie waren der Meynung, daß man gewiſſen Leuten befehlen ſollte, auf ſeine Reden Acht zu geben, und hernach wider

ihn zu zeugen, damit er andern zum Exempel, könnte geſtraft werden.

Sand. Es wäre zu wünſchen, daß ſolche Leute einmal möchten geſtraft werden. Denn ſie ſitzen bey einer Kanne Bier, und läſtern über Könige und Fürſten, über obrigkeitliche Perſonen und Kriegsbediente, daß es erſchrecklich zu hören iſt. Und es iſt auch überdem gefährlich. Denn der Pöbel hat nicht das Vermögen nachzudenken, wie abgeſchmackt und ungereimt es ſey, daß Kanngießer, Huthmacher oder Bürſtenbinder, von ſolchen Sachen reden, die ihnen viel zu hoch ſind, und ſich getrauen Dinge einzuſehen, die der ganze Rath nicht einſehen kann.

D. Rehfuß. Es iſt wahr! Ein ſolcher Kanngießer kann das ganze römiſche Reich umſchmelzen, in währender Zeit da er einen Teller umgießt, und alſo das Land und die Kannen zugleich verändern. Inzwiſchen gefiel mir doch das Vorhaben meiner Rathsherren nicht. Denn wenn man einen ſolchen Mann ſtraft oder ins Gefängniß ſetzt, ſo wird nur ein Aufruhr unter dem Pöbel erregt, und das Anſehen eines ſolchen Thoren wird um deſto größer. Meine Meynung geht vielmehr dahin, eine Comödie mit ihm zu ſpielen, welche eine beßre Wirkung haben wird.

Sand. Und worinn ſollte die beſtehen?

D. Rehfuß. Daß man ihm Abgeſandte ſchickte, als ob ſie vom Rathe kämen, um ihm wegen der erlangten Bürgermeiſterwürde Glück zu wünſchen: und ihm zugleich einige ſchwere Sachen zur Entſcheidung vorlegete. So wird man erſt ſehen, wie ſchlecht er hiemit zurechte kommen wird; und er wird einſehen

ſehen lernen, daß es ein großer Unterſcheid ſey, von einer Bedienung zu urtheilen, und ſolche ſelbſt zu verwalten.

Sand. Aber was wird endlich daraus werden?

D. Rehfuß. Dieſes, daß er entweder aus Verzweifelung das Thor ſuchen, oder auch demüthig um ſeinen Abſchied anhalten, und ſeine Untüchtigkeit geſtehen ſoll. Ich bin eben deswegen zu ihnen gekommen, um mir ihren Beyſtand in dieſer Sache auszubitten; weil ich weis, daß ſie hiezu ſehr geſchickt ſind.

Sand. Das gienge endlich noch wohl an! Wir wollen ſelbſt die Abgeſandten ſeyn, und zu ihm gehen.

D. Rehfuß. Hier iſt ſein Haus! Chriſtoph klopft an, und ſagt, daß zween Rathsherren hier wären, und mit Bremen ſprechen wollten.

(Der Diener klopft an.)

Der andere Auftritt.

Die Vorigen. Herrmann Breme.

Herrmann Breme. Mit wem wollt ihr reden?

Chriſtoph. Hier ſind zwey Rathsherren, welche gerne die Ehre haben wollten, ihnen ihre Aufwartung zu machen.

Herrmann Breme. Ach Himmel! was iſt das? ich ſehe ſo garſtig aus, wie eine Sau.

D. Rehfuß. Unterthänigſter Diener, mein geſtrenger Herr Bürgermeiſter. Wir ſind vom Rathe abgeſchickt, ihnen wegen der erhaltenen Bürgermeiſterwürde hier in der Stadt, Glück zu wünſchen. Denn

der Rath hat ihre Verdienſte mehr, als ihren Stand in Erwegung gezogen, und ſie einhellig zum Bürgermeiſter erwählt.

Sand. Der Rath hat es nicht länger zugeben können, daß ein ſolcher weiſer Mann, ſich mit ſo ſchlechten Verrichtungen beſchäfftigen, und ſein großes Pfund vergraben ſollte.

Herrmann Breme. Hochzuehrende Herren Collegen, vermelden ſie dem hochweiſen Rathe meinen Gruß und Dank, und verſichern ſie ihn meiner Protection. Es iſt mir lieb, daß man auf dieſe Gedanken, nicht meiner Perſon, ſondern der Stadt wegen, verfallen iſt. Denn wäre mein Abſehen auf einen hohen Stand gerichtet geweſen, ſo hätte ich deſſelben vielleicht ſchon lange theilhaftig werden können.

D. Rehfuß. Hochwohlgebohrner Herr Bürgermeiſter, der Rath und die Bürgerſchaft, können ſich von einer ſo hochweiſen Obrigkeit nichts anders, als den größten Flor der Stadt verſprechen.

Sand. Und daher iſt man viele andre reiche und vornehme Leute vorbeygegangen, welche nach dieſem hohen obrigkeitlichen Stande geſtrebt haben.

Herrmann Breme. Ja, ja! ich hoffe, es wird dieſe Wahl den Rath niemals gereuen.

D. Rehfuß und Sand. Wir empfehlen uns ſämmtlich Dero Gnade und Gewogenheit.

Herrmann Breme. Es wird mir ein Vergnügen ſeyn, wenn ich ihnen einige angenehme Dienſte werde leiſten können. Nehmen ſie es nicht übel, daß ich ſie nicht weiter begleite.

Sand. Ey! es ſchickt ſich auch nicht, daß Eure geſtrengen Herrlichkeiten ſich weiter bemühen.

Herrmann Breme ruft den Lackeyen. Hört, Cammerad, da habt ihr eine Kleinigkeit zum Glaſe Wein.

Der Lackey. Ach! ich darf es nicht annehmen, Ihro Gnaden.

Der dritte Auftritt.

Herrmann Breme. Seine Frau.

Herrmann Breme. Frau, Frau!

Die Frau in der Kammer. Ich habe keine Zeit!

Herrmann Breme. Komm, geſchwinde! ich will dir etwas ſagen, woran du niemals, auch nicht im Traume, gedacht haſt.

Frau Breminn. Nun; was iſt es denn?

Herrmann Breme. Haſt du Caffee im Hauſe?

Frau Breminn. Ey Poſſen! vor dem Jahre wie ich ſchwanger war trank ich meinen letzten Caffee.

Herrmann Breme. So wirſt du künftig mehr brauchen. Innerhalb einer halben Stunde, werden alle Rathsherrn-Frauen ihre Aufwartung bey dir machen.

Frau Breminn. Ich glaube, der Mann träumt!

Herrmann Breme. Ja, ich träume ſo, daß ich mir eine Bürgermeiſterwürde zuſammen geträumet habe.

Frau Breminn. Höre, Mann! mache mich nicht wieder böſe, du weiſt wohl, wie es dir letztens gieng.

Herrmann Breme. Saheſt du nicht die beyden Herren mit einem Bedienten hier vorbey gehen?

Frau

Frau Breminn. Ja, ich habe ſie geſehen.

Hermann Breme. Die waren bey mir, und brachten mir die Nachricht, daß ich zum Bürgermeiſter erwählet worden.

Frau Breminn. Ach! was!

Hermann Breme. Befleißige dich hinführo, meine liebe Frau, daß du ein vornehmeres Weſen annimmſt, und daß dir ja nichts von dem alten Kanngießerſtande übrig bleibe.

Frau Breminn. Ach! iſt es denn gewiß, mein Herzens-Mann?

Hermann Breme. Es iſt ſo gewiß, als ich hier ſtehe. Unſer Haus wird bald von Glückwünſchungen, von gehorſamſten Dienern und Dienerinnen, von Reſidenten und Geſtrengigkeiten voll ſeyn.

Frau Breminn auf den Knien. Ach mein Herzens-Mann, vergieb es mir, wo ich dich in einigen Dingen beleidiget habe!

Hermann Breme. Es iſt dir ſchon vergeben. Beſtrebe dich nur, daß du dich nicht mehr ſo gemein aufführeſt: ſo ſollſt du meine Gnade haben. Aber wo kriegen wir in der Geſchwindigkeit einen Lakeyen.

Frau Breminn. Wir müſſen Henrichen ſo lange eins von deinen Kleidern geben, bis wir eine ordentliche Liberey können machen laſſen. Aber höre, mein Engel, da du nun Bürgermeiſter biſt: ſo bitte ich dich herzlich, daß du Fuchſen, den Kürſchner, wegen des mir letzthin bewieſenen Schimpfs beſtrafen mögeſt.

Herrmann Breme. Ey, meine liebe Frau; eines Bürgermeiſters Gemahlinn: muß nicht mehr an das Unrecht denken, oder es zu rächen ſuchen, was ihr, als eines Kanngießers Frau wiederfahren iſt. Wir wollen den Heinrich herein ruffen.

Der vierte Auftritt.

Die Vorigen. Henrich.

Frau Breminn. Henrich!

Henrich. Hey!

Frau Breminn. Henrich! du mußt künftig nicht mehr ſo antworten: weiſt du nicht, was uns für ein Glücke begegnet iſt?

Henrich. Nein! das weis ich nicht.

Frau Breminn. Mein Mann iſt Bürgermeiſter geworden.

Henrich. Wo denn? In Hela?

Frau Breminn. Je du Schlingel! in Danzig.

Henrich. Ja, warum nicht gar in Paris! das wäre ja ein verzweifelter Sprung, vom Kanngießer zum Bürgermeiſter.

Herrmann Breme. Henrich, ſprich beſcheidener, du muß wiſſen, daß du anjetzo ein Lackey bey einem vornehmen Manne biſt.

Henrich. Lackey? das will noch nicht viel ſagen!

Herrmann Breme. Du ſollſt mit der Zeit ſchon befördert werden: du kannſt noch einmal Amtsdiener werden. Gib dich nur zufrieden. Du mußt auf einige Tage mein Lackey ſeyn, bis ich mir einen Diener werde zulegen können. Er kann meinen brau-

braunen Rock ſo lange anziehen, bis die Lieberey fertig wird.

Frau Breminn. Aber ich beſorge, daß er ihm zu lang ſeyn wird.

Herrmann Breme. Freylich iſt er ihm zu lang, aber man muß ſich in der Geſchwindigkeit ſo gut behelſen, als man kann.

Henrich. Ach! der Rock geht mir bis an die Abſätze. Ich werde ausſehen wie ein polniſcher Jude.

Herrmann Breme. Höre Henrich!

Henrich. Ja Meiſter!

Herrmann Breme. Je! du Eſel! komme mir nur nicht mehr mit deinem Meiſter: du ſollſt ins künftige wenn ich dich rufe, antworten: ihre Herrlichkeit, und wenn jemand kömmt, der nach mir fragt, ſo ſollſt du ſagen, der Herr Bürgermeiſter von Bremenfeld iſt zu Hauſe.

Henrich. Soll ich immer ſo ſagen; der Herr mag zu Hauſe ſeyn, oder nicht?

Herrmann. Ey was? Wenn ich nicht zu Hauſe bin, ſollſt du ſagen: der Herr Bürgermeiſter von Bremenfeld iſt nicht zu Hauſe, und wenn ich nicht zu Hauſe ſeyn will, ſo mußt du ſagen: Der Herr Bürgermeiſter gibt heute keine Audienz. Höre mein Kind, du mußt Caffee zurechte machen laſſen: du mußt doch etwas haben, womit du die Rathsherrnfrauen bewirthen kannſt. Denn hierinn wird hernach unſere Reputation beſtehen, daß man ſagen kann: Der Bürgermeiſter von Bremenfeld gibt guten Rath, und ſeine Gemahlinn guten Caffee. Ich bin gar ſehr beſorgt, daß du dich verſiehſt, ehe du dich in den

Stand ſchicken lerneſt, worein du gekommen biſt. Henrich, lauf geſchwinde, und ſiehe zu, daß du einen Theetiſch und etliche Theetaſſen kriegſt, und laß die Magd für einen Groſchen Caffee holen: man kann allezeit mehr kaufen. Dieß laß dir eine Regel ſeyn, mein Kind, daß du nicht viel in Geſellſchaften redeſt, bis du gelernt haſt, wie man einen honnetten Diſcours führen müſſe. Du mußt dich nicht gar zu demüthig anſtellen, ſondern auf deinen Reſpect halten: vor allen Dingen aber mußt du dich dahin beſtreben, daß du das alte Kanngießerweſen aus dem Kopfe kriegſt, und dich ſo anſtelleſt, als wenn du ſchon ſeit vielen Jahren eine Bürgermeiſterinn geweſen wäreſt. Des Morgens muß der Theetiſch für Fremde, die etwann kommen möchten, gedeckt und fertig ſeyn; des Nachmittags der Caffeetiſch, und alsdann wird in der Karte geſpielet. Es iſt ein gewiſſes Spiel, daß ſie Allumber nennen. Ich wollte gerne 100 Thaler drum geben, daß du und unſere Tochter, Fräulein Luiſe, es ſpielen könnten. Ihr müßt alſo fleißig Acht geben, wenn andere ſpielen, damit ihr es auch lernen möget. Des Morgens mußt du bis 9 oder halb 10 Uhr im Bette liegen bleiben; denn nur die gemeinen Leute ſtehen des Sommers mit der Sonnen zugleich auf. Des Sonntags aber, mußt du etwas zeitiger aufſtehen, weil ich entſchloſſen bin, an dieſem Tage hinführo allemal Artzney einzunehmen. Eine artige Schnupftobacksdoſe mußt du dir anſchaffen; die muß allezeit bey dir auf dem Tiſche liegen, wenn du in der Karte ſpieleſt. Wenn jemand deine Geſundheit trinket, ſo mußt du nicht ſagen, ich danke; ſondern

dern tres humble Servitor. Und wenn du jähneſt, ſo haſt du nicht nöthig, die Hand vor den Mund zu halten: denn dieſes iſt bey vornehmen Leuten nicht mehr gebräuchlich. Endlich wenn du in Geſellſchaften biſt, ſo muß du nicht allzu ehrbar ſeyn, ſondern die Honnettete ein wenig an die Seite ſetzen. ⸗ ⸗ ⸗ Doch höre, ich habe noch etwas vergeſſen. Du mußt dir auch noch einen Schooßhund zulegen, den du eben ſo lieb haben mußt, als dein Kind; denn das iſt auch vornehm. Unſere Nachbarinn hat einen artigen Hund, ſie leihet ihn dir ſchon ſo lange, bis wir ſelbſt einen kriegen können. Dem Hunde mußt du einen franzöſiſchen Namen geben, den ich dir ſchon ſagen will, wenn ich nur erſt Zeit habe, mich darauf zu bedenken. Der Hund muß beſtändig in deinem Schooße liegen, und du mußt ihm, wenn Fremde da ſind, zum wenigſten ein halb Schock Küſſe geben.

Frau Breminn. Nein, mein Herzensmann, daß kann ich unmöglich thun. Man kann nicht allemal wiſſen, wo ein Hund gelegen, und ſich garſtig gemacht hat. Man könnte ſich bey der Gelegenheit das Maul und alles beſchmieren!

Hermann Breme. Ey! was iſt das für eine Rede? Willſt du eine vornehme Frau ſeyn, ſo mußt du auch ſolche Sitten annehmen, die einer vornehmen Frauen anſtändig ſind. Ein ſolcher Hund kann auch überdem eine Anleitung zum Diſcurs geben. Denn wenn du ſonſt nichts weiſt, ſo kannſt du die Tugenden und Eigenſchaften deines Hundes erzählen. Thue doch nur, was ich dir ſage, mein Kind! Ich weis es viel beſſer, als du, wie es die vornehmen Leu-

te

te zu machen pflegen. Nimm nur immer an mir ein Exempel, du wirſt ſehen, daß nicht die geringſte Spur von der alten Lebensart bey mir mehr zu finden ſeyn wird. Ich werde es nicht ſo machen, wie jener Schlächter, der Rathsherr in Dirſchau ward, und wenn er eine Seite zum Ende geſchrieben hatte, und das Blatt umwenden wollte, immer die Feder quer in den Mund nahm, ſo wie er es mit ſeinem Schlächtermeſſer zu thun gewohnt war. Wir wollen nun aber einige Anſtalten machen. Geh hin mein Kind, und mache alles fertig. Ich habe Henrichen noch etwas beſonderes zu ſagen.

Der fünfte Auftritt.

Herrmann Breme. Henrich.

Herrmann Breme. Höre Henrich!

Henrich. Herr Bürgermeiſter!

Herrmann Breme. Was meyneſt du, ſollte ich wohl wegen meiner Erhebung nicht viele Feinde, kriegen?

Henrich. Ey! was bekümmern ſie ſich um ihre Feinde? Ich wollte nur wünſchen, daß man mich auf eine ſolche Art zum Bürgermeiſter gemacht hätte: ich wollte meine Feinde ſchon bändigen.

Herrmann Breme. Das einzige, weswegen ich noch beſorgt bin, beſteht in einigen wenigen Ceremonien: die Welt wird durch die Pedanterey regieret, und die Leute ſehen mehr auf einige kleine Nebenumſtände, als auf gründliche Dinge. Ach daß

doch

doch nur der Tag vorbey wäre, da ich meinen Antritt auf dem Rathhauſe halten ſoll, ſo wollte ich recht vergnügt ſeyn; denn was wichtige Verrichtungen betrifft, das iſt nur eine Kleinigkeit für mich. Ja, ja, ich muß mich recht bedenken, wie ich meinen Collegen zum erſten mal recht begegnen ſoll, damit ich mich nicht wegen der gewöhnlichen Gebräuche verſehen möge.

Henrich. Ey was! Herr Bürgermeiſter, kein wackrer Mann bindet ſich an gewiſſe Ceremonien. Ich, meines theils, würde nichts anders thun, wenn ich einen ſolchen Einzug halten ſollte; als daß ich den Rathsherren meine Hand zu küſſen reichte, und ſehr viele Runzeln vor der Stirne zöge: damit ſie wiſſen möchten, was ich im Schilde führte, und daß ein Bürgermeiſter kein Kramsvogel wäre.

Herrmann Breme. Aber denke doch, ich muß auch an demſelben Tage, wenn ich eingeführt werde, eine Oration halten. Zwar eine Rede kann ich eben ſo gut halten, als ſonſt jemand in der Stadt: denn ich wollte mich unterſtehen zu predigen, wenn es auch morgen ſeyn ſollte. Aber, da ich nimmer vorher einer ſolchen Handlung beygewohnt habe: ſo weis ich eigentlich nicht, was man für Formularien dabey brauchen müſſe?

Henrich. Ey! gnädiger Herr, die Schulmeiſter binden ſich an gewiſſe Formulare. Wenn ich Bürgermeiſter wäre, ſo würde ich es bloß bey dieſen kurzen und bündigen Worten bewenden laſſen. Es ſcheint zwar ein wenig wunderlich zu ſeyn, hochedle und hochweiſe Herren, daß man einen elenden Kann-

gießer

gießer ſo plötzlich in einen Bürgermeiſter verwandelt ſehen ſoll = = =

Hermann Breme. Pfui! pfui! das wäre ein garſtiger Anfang!

Henrich. Nein, das ſollte auch nicht der Anfang der Rede ſeyn. Ich würde vielmehr alſo anfangen. Ich danke ihnen, hochedle und hochweiſe Herren, daß ſie einem ſo elenden Kanngießer als ich bin, die Ehre erwieſen, und ihn zum Bürgermeiſter erwählt haben = = = =

Hermann Breme. Immer kommſt du mit dem verzweifelten Kanngießer! Es wäre mir höchſt unanſtändig, wenn ich ſo auf dem Rathhauſe reden wollte: da ich mich vielmehr anſtellen muß, als ob ich ein gebohrner Bürgermeiſter wäre. Sollte ich meine Rede ſo einrichten, ſo würde ich nur ausgelacht und verſpottet werden. Nein, nein, Henrich! du würdeſt nur ein elender Redner ſeyn! kein redlicher Menſch ſoll es mir jemals nachſagen, daß ich ehedem ein Kanngießer geweſen ſey. Ich habe mich nur ein wenig darauf gelegt, um die Zeit zu vertreiben: und wenn ich vom Studiren müde geweſen bin, ſo habe ich zur Luſt Teller abgedrehet.

Henrich. Ich will es eben ſo wenig jemand rathen, daß er mir vorwerfe, daß ich bey einem Kanngießer gedient habe.

Hermann Breme. Wie meynſt du denn, auf was für eine Art ich meine Rede einrichten ſoll?

Henrich. Ein wenig Geduld, ſie wollen auch alles gleich wiſſen. Ich wollte ihnen zugleich auf eine höfliche Art ſagen, daß wo ſich jemand darüber auf-

hal-

halten ſollte, daß ich neulich nur noch ein Kanngießerjunge geweſen: ſo ſollte er unglücklich werden. Und ſollte ich irgends eine ſchimpfliche Mine bey jemanden wahrnehmen, ſo wollte ich ſagen: Edle und wohlweiſe Herren, bildet ihr Phantaſten euch etwa ein, daß ihr mich nur darum zum Bürgermeiſter erwählt habt, um mich zu eurem Narren zu gebrauchen? Hiebey wollte ich in währender Rede ſehr ſtark auf den Tiſch klopfen, daß ſie zur Gnüge aus meiner Anzugsrede abnehmen ſollten, daß mit mir nicht zu ſcherzen wäre; und daß ſie einen Bürgermeiſter gekriegt hätten, der ſein Anſehen zu erhalten weis. Denn laſſen ſie ſich im Anfange erſtlich nur einmal unter die Füße bringen, ſo werden ſie nachhero dem Rathe beſtändig zum Geſpötte dienen müſſen.

Herrmann Breme. Du ſprichſt wie ein Narr! Ich will mich ſchon darauf bedenken, was ich für eine Rede halten will. Komm indeſſen herein.

Ende des dritten Aufzuges.

* *

Der vierte Aufzug.

Erſter Auftritt.

Henrich.

In einem Kleide, das bis auf die Schuhe herab hängt. Die Aermel deſſelben ſind mit Schnüren und die Weſte mit weißem Papiere beſetzt.

Ich kanns nicht begreifen, wie der Rath auf die Gedanken gefallen iſt, meinem Herrn die Bürger-

meiſterwürde zu ertheilen. Ich kann es nicht finden, in welchen Stücken ein Kanngießer, und ein ſo vornehmer Mann überein kommen: wo es nicht auf dieſe Art iſt, daß ein guter Bürgermeiſter durch nützliche Geſetze, einer Republik, wenn ſie verfallen iſt, eine andere und neue Geſtalt geben kann; eben wie ein Kanngießer einen alten Teller oder ein altes Gefäß in eine neue Form gießen kann, daß man ſie wieder für neu anſieht. Aber die ehrlichen Männer haben ohne Zweifel nicht daran gedacht, daß mein Herr der ſchlechteſte Kanngießer in ganz Danzig iſt, und daß er alſo auch der ſchlechtſte Bürgermeiſter ſeyn wird, der jemals dieſes Amt verwalter hat; wo ſie ihn anders in der Abſicht, die ich vorher erwähnt, erwählet haben. Der einzige Nutzen der noch bey dieſer Wahl iſt, beſteht darinn, daß ich dadurch Amtsdiener werde. Denn dieſes Amt iſt eine Bedienung, wozu ich gute Naturalien und Luſt habe. Von Jugend auf iſt mir nichts ſo angenehm geweſen, als wenn ich geſehen habe, daß man Leute ins Gefängniß brachte. Dieß iſt auch ein gutes Amt für einen, der ſich deſſen recht zu bedienen weis. Ich muß mich nur ſtellen, als ob ich viel bey dem Bürgermeiſter vermag, und wenn die Leute nur erſtlich dieſen Artikel recht gefaßt haben: ſo gewinne ich jährlich zum wenigſten ein oder zwey hundert Thaler dabey; die ich aber nicht aus Geiz oder Begierde reich zu ſeyn, ſondern bloß deswegen annehmen will, damit man ſehen möge, daß ich mein Amtsdieneramt verſtehe. Will jemand mit dem Bürgermeiſter reden, ſo ſage ich: er iſt nicht zu Hauſe! Sagt man er habe am Fenſter geſtanden: ſo

antworte ich, das kann wohl ſeyn, er iſt aber doch nicht zu Hauſe! Die Leute wiſſen gleich, was ich damit ſagen will. Sie ſtecken mir heimlich einen Thaler in die Hand, ſo iſt mein Herr gleich zu Hauſe. Iſt er krank, ſo wird er gleich wider geſund: hat er Fremde bey ſich, ſo gehen ſie gleich weg. Hat er ſich zur Ruhe gelegt, ſo ſteht er gleich auf. Ich bin bisweilen mit Lackeyen, die bey vornehmen Herren dienen, umgegangen, und weis wohl, wie es in ſolchen Häuſern zugeht. In alten Zeiten, da die Leute noch ſo einfältig waren, wie die Pferde, da nannte man dieſes Nefas; nun aber heißt man es Extra, Trinkgeld, oder auch ungewiſſe Einkünfte. Aber da kömmt unſere Anne, ſie weis noch nichts von dieſer Veränderung, denn ihre Minen und ihr Gang ſind noch ſo Kanngießermäßig.

Der andere Auftritt.

Anne. Henrich.

Anne. Ha ha ha! ſeht doch, wie das Geſpenſt ausſieht. Ich glaube, er hat eine Hadriäne angezogen.

Henrich. Haſt du niemals eine Liberey oder einen Lackeyen geſehen? Die gemeinen Leute ſind wie die unvernünftigen Thiere: ſie ſtehen und gaffen einen an, wie die Kuh das neue Thor, wenn ſie einen Bekannten heute in einer andern Kleidung ſehen, als geſtern.

Anne. Nein, Scherz und Ernſt iſt zweyerley. Weiſt du nicht, daß ich dieſe Woche eben wahrſagen

gelernet habe? Es war neulich eine alte Frau hier, die den Leuten in die Hände ſah. Ich habe ihr ein klein Almoſen gegeben, und dafür hat ſie mir die Kunſt gelehrt, wie man Leuten in die Hände ſehen, und ihnen ihr künftiges Schickſal voraus ſagen könne. Darf ich dir auch in die Hand ſehen, ſo will ich dir gleich ſagen, was dir begegnen wird.

Henrich. Ja, ja! Henrich iſt nicht ſo einfältig, als du vielleicht denkſt. Ich merke ſchon was du meyneſt. Du haſt ſchon Nachricht von der Beförderung erhalten, die mir heute verſprochen worden.

Anne. Nein, davon iſt mir nichts bekannt.

Henrich. Man ſehe doch, wie ſie ſich verſtellen kann! Ja, du haſt gewiß etwas davon gehört, und drum eben kannſt du gut wahrſagen! Nein, nein, ich bin zu alt, als daß ich mich von dir ſollte betriegen laſſen.

Anne. Ich kann es dir mit einem Eide verſichern, daß ich nicht das geringſte von allem dem weis, was du mir ſagſt.

Henrich. Haſt du nicht mit der Frau Bürgermeiſterinn vor kurzer Zeit geredet.

Anna. Ich glaube du ſchwärmeſt gar! kenne ich denn die Frau Bürgermeiſterinn?

Henrich. So hat es dir gewiß das Fräulein erzählt.

Anna. Höre doch einmal auf, ſo unſinnig zu reden! Henrich!

Henrich. Nun! da haſt du meine Hand, wahrſage nun ſo viel du willſt. Ich merke ſchon daß du Nachricht von den Dingen haſt, die ſich neulich in unſe-

rem

rem Hauſe zugetragen haben, ob du dich gleich ſo fremd anſtellſt. Aber es iſt gut, daß du ſo politiſch biſt. Unſer ganzes Haus muß hinführo allezeit ſo beſchaffen ſeyn. Nun was ſiehſt du denn in meiner Hand?

Anne. Ich ſehe ſo viel, Henrich, daß unſers Herrn Brauner, der hinter dem Ofen hengt, heute einen luſtigen Tanz auf deinem Rücken halten wird. Iſt es nicht unverſchämt, ſo zu ſchwärmen, da ſo viel im Hauſe zu verrichten iſt, und unſers Herrn Kleider ſo zuzurichten.

Henrich. Höre doch, ich kann wahrſagen, ohne daß ich in die Hände ſehe. Ich prophezeihe dir, daß du wegen deines loſen Mauls ein Paar oder auch mehr Ohrfeigen kriegen wirſt, nachdem es ſich trifft. Siehe da die Erfüllung meiner Prophezeihung. Er giebt ihr eine Maulſchelle.

Anne. Ach, ach! daß ſollen dir theure Maulſchellen werden!

Henrich. Laß dir dieſes eine Erinnerung ſeyn, daß du auf einander mal einem Lackeyen eines vornehmen Herrn höflicher begegneſt.

Anne. Warte nur, unſere Frau wird gleich kommen.

Henrich. Mir, als dem vornehmſten Bedienten des Bürgermeiſters?

Anne. Dein Rücken ſoll es ſchon empfinden!

Henrich. Einem künftigen Amtsdiener?

Anna. Ja, ja! ich verſichere dich, es ſollen dir theure Maulſchellen werden.

Henrich. Einer Perſon, die bey dem Bürgermeiſter viel ausrichten kann?

Anne. Ich bin noch niemals hier im Hauſe geſchlagen worden.

Henrich. Mir? dem die ganze Bürgerſchaft künftig die gröſten Careſſen und Reverenzen machen wird.

Anne. Ich glaube der Kerl iſt ganz raſend. Hey Meiſter! Meiſter!

Henrich. St. ſt. ſt. du wirſt unglücklich, wo du Meiſter ſagſt. Ich merke nun wohl, daß du nichts von allem weiſt, was ſich hier zugetragen hat. Daher will ich dir dein Verſehen, als ein Chriſt, vergeben. Der Rath hat durch die meiſten Stimmen unſern Herrn zum Bürgermeiſter, und unſere Frau zur Bürgemeiſterinn erwählet. Er hat unſerer Jungfer ihre Jungfrauſchaft abgeſprochen, und ſie mit dem Fräuleintitel begnadiget. Nun kannſt du leicht begreifen, daß es mir unanſtändig ſeyn würde, wenn ich ferner arbeiten wollte. Und darum habe ich auch dieſe Liberey angezogen.

Anne. Ey, willſt du mich noch vexiren?

Henrich. Es iſt wahr, was ich ſage. Da kömmt unſer Fräulein, ſie wird meine Worte bekräftigen.

Der dritte Auftritt.

Luiſe. Die Vorigen.

Luiſe. Ach ich Unglückſelige! nun kann ich nichts weiter hoffen!

Hen=

Henrich. Ey Fräulein, iſt es nun Zeit zu weinen, da ihre Aeltern zu einem ſo großen Glücke erhoben worden?

Luiſe. Schweig, Henrich ſchweige! Ich begehre kein Fräulein zu ſeyn.

Henrich. Was wollen ſie denn ſeyn? Sie ſind ja keine Jungfer mehr, alſo müſſen ſie ja ein Fräulein ſeyn. Dieſes iſt ja die erſte Stuffe, die man betritt, wenn man keine Jungfer mehr ſeyn will.

Luiſe. Ich wollte, daß ich eines Bauren Tochter ſeyn möchte! So könnte ich doch hoffen, mich mit dem zu verbinden, dem ich einmal mein Herz geſchenkt habe.

Henrich. Wenn ſie ſonſt keiner andern Urſache wegen weinen, als daß ſie gerne heyrathen wollen: ſo kann dazu bald Rath geſchafft werden. Nun können ſie ja am allerleichteſten verheirathet werden, und ſich einen Mann ausſuchen, welchen ſie nur wollen. Denn die halbe Stadt wird auf unſer Haus losſtürmen, um des Bürgermeiſters Schwiegerſohn zu werden.

Luiſe. Ich will ſonſt keinen, als den Ehrlich, zum Manne haben, dem ich auch bereits die Ehe verſprochen habe.

Henrich. Ach! was wollten ſie doch itzt einen Mann nehmen, dem auch ich nicht weiche, der ich doch nur ein ſchlechter Diener bin. Nein, ſie müſſen künftig mehr auf die Ehre ſehen.

Luiſe. Schweig, grober Menſch, ich will eher ſterben, als mich überreden laſſen, mein Jawort einem andern zu geben.

Henrich. Geben ſie ſich nur zufrieden, gnädiges Fräulein, wir, ich und der Bürgermeiſter, wollen uns ſchon bemühen, den Ehrlich zu einer Bedienung zu verhelfen, und ſo können ſie ihn doch noch heirathen. Anne weinet.

Henrich. Warum weineſt du, Anne?

Anne. Ich weine für Freuden, wegen des Glücks daß unſerm Hauſe wiederfahren iſt.

Henrich. Es iſt wahr, du haſt Urſache dich zu freuen. Wer ſollte jemals gedacht haben, daß ein ſolches Menſch, als du biſt, eine Mammeſelle ſollte geworden ſeyn?

Anne. Wer ſollte es wohl vermuthet haben, daß ein ſolcher unnützer Bengel, als du biſt, ein Amtsdiener ſollte geworden ſeyn?

Henrich. Ich habe anjetzo keine Zeit, mehr zu reden. Die Frau Bürgermeiſterinn erwartet Gäſte. Ich muß Caffee zu recht machen. Da iſt ſie ſchon! ich muß laufen und den Caffeetiſch holen.

Der vierte Auftritt.

Henrich. Frau Breminn.

Mit einem großen Hunde auf dem Arm.

Frau Breminn. Höre Henrich, iſt ſchon Syrup in dem Caffee?

Henrich. Nein, Frau Meiſterinn!

Frau Breminn. Kein Meiſter oder Meiſterinn mehr, Henrich! das ſage ich dir einmal für allemal. Gehe hin, und hole Syrup, und gieße ihn in den Topf. Henrich geht weg. Von dieſer Unruhe wußte ich ſonſt nichts!

nichts! doch ich glaube, es wird mir nicht mehr ſo beſchwerlich fallen, wenn ich es nur erſtlich gewohnt bin.

Henrich. Hier iſt der Syrup.

Frau Breminn. Gieße ihn in den Topf. Zum Henker! Da klopft jemand. Nun werden die Rathsherren-Frauen wohl ſchon kommen.

Henrich an der Thüre. Mit wem wollt ihr reden?

Eine Magd. Sage deinem Meiſter, daß er ärger lügen kann, als zehn Kanngießer. Ich habe ſchon mehr als ein Paar Schuhe verbraucht, indem ich hierher gelaufen bin, und nach der Arbeit gefragt habe, die wir hier beſtellt haben.

Henrich. Ich frage, mit wem wollt ihr reden?

Die Magd. Mit Meiſter Herrmann Bremen.

Henrich. Ihr irret euch, hier wohnt der Bürgermeiſter von Bremenfeld.

Die Magd. Es iſt unerhört! man kann ſeine Sachen nicht wieder kriegen, und muß ſich noch dazu von einem nichtswürdigen Kanngießer aufziehen laſſen.

Henrich. Wo ihr eine Klage wider die Kanngießer habt, ſo müßt ihr aufs Rathhaus kommen: da werdet ihr ſchon recht kriegen, wo ich anders den Bürgermeiſter von Bremenfeld kenne.

Zweene Lackeyen. Unſere hochedle Frauen laſſen fragen, ob es der Frau Bürgermeiſterinn gefällig wäre, ſo wollten ſie gerne die Ehre haben, ihr aufzuwarten.

Henrich zur Magd. Hört ihr nun, daß hier kein Kanngießer wohnt?

Zu den Lackeyen. Ich will ſehen, ob die Frau Bürgermeiſterinn zu Hauſe iſt.

Zur Frau Breminn. Hier ſind zwo Rathsherrn-Frauen, die ihnen aufwarten wollen.

Frau Breminn. Laß ſie herein kommen.

Der fünfte Auftritt.

Frau Rehfußinn. Frau Sandinn. Frau Breminn. Henrich.

Sie küſſen ihr beyde den Rock.

Frau Rehfuß. Wir ſind hergekommen, ihnen unſern unterthänigen Glückwunſch abzulegen, und die große Freude zu bezeugen, die wir über Dero Erhöhung empfunden haben; und uns Dero Gewogenheit beſtens zu empfehlen.

Frau Breminn. Tres humble Servitor. Wünſche ferner! Ich weis nicht, ob ſie Luſt haben, eine Taſſe Caffee zu trinken?

Frau Rehfußinn. Wir danken gehorſamſt, Frau Bürgermeiſterinn. Wir ſind dieſesmal nur hergekommen, unſern Glückwunſch abzulegen.

Frau Breminn. Tres humble Servitor. Ich weis ſie trinken gerne Caffee. Sie wollen vielleicht nur gebethen ſeyn. Seyn ſie ſo gütig, und laſſen ſich nieder. Der Caffee iſt ganz fertig. Henrich!

Henrich. Gnädige Frau?

Frau Breminn. Haſt du den Syrup in den Caffee gegoſſen?

Henrich. Ja.

Frau Breminn. Seyn ſie ſo gütig, meine lieben Madamen, und nehmen vorlieb.

Frau

Frau Sandinn. Seyn ſie von der Güte, Frau Bürgermeiſterinn, und halten uns entſchuldiget. Wir trinken niemals Caffee.

Frau Breminn. Ey! was iſt das für eine Rede? Ich weis es ja beſſer! Setzen ſie ſich doch!

Frau Rehfußinn zur Frau Sandinn. Ach Herr Gott! ich werde krank, wenn ich an den Syrup gedenke!

Frau Breminn. Henrich, komm her, und gieße die Taſſen voll.

Frau Sandinn. Es iſt ſchon genung, mein Freund. Ich kann kaum eine halbe Taſſe trinken.

Henrich. Der Herr Bürgermeiſter läßt die Frau Bürgermeiſterinn erſuchen, auf einen Augenblick zu ihm zu kommen.

Frau Breminn. Nehmen ſie es mir nicht übel. Ich muß auf einen Augenblick von ihnen gehen. Sie ſollen gleich die Ehre haben, mich wieder zu ſehen.

Der ſechſte Auftritt.

Die Rathsherren-Frauen.

Frau Sandinn. Ha! ha! ha! Wer wird am meiſten aufgezogen? Sie, die wir in unſerm Herzen auslachen; oder wir, die wir Caffee mit Syrup trinken müſſen.

Frau Rehfußinn. Ach! ich bitte ſie, ſagen ſie mir nichts mehr von dem Syrup. Ich werde ganz krank, wenn ich daran gedenke.

Frau Sandinn. Sahen ſie nicht, was ſie für

ein Geſichte machte, da wir ihren Rock küßten? Ha! ha! ha! Das tres humble Servitor, vergeſſe ich nicht, ſo lange ich lebe! Ha! ha! ha!

Frau Refußinn. Lachen ſie nicht ſo laut, ſie möchten es hören!

Frau Sandinn. Ach Himmel! Das iſt eben die Kunſt, das Lachen zu verbergen. War es nicht ein allerliebſter Hund, den ſie auf dem Arme trug? Der ſchönſte Kettenhund, den man ſich vorſtellen kann! Ich glaube, er wird noch dazu Joli heißen. Ach Himmel! es iſt wahr, was man ſagt: daß niemand hochmüthiger iſt, als der aus dem Staube zu einer großen Würde erhoben wird. Und daher iſt nichts gefährlicher, als ſolche geſchwinde Veränderungen. Wer aus einem vornehmen Hauſe entſproſſen iſt, und eine adeliche Erziehung genoſſen hat, der wird ſich ſelten verändern; ſondern er wird bisweilen immer demüthiger, je höher er ſteiget. Aber in ſolchen Leuten die ſo ſchleunig hervor ſchießen wie die Pilzen, hat die Hofart ihren rechten Wohnplatz aufgeſchlagen.

Frau Rehfußinn. Ich kann die Urſache noch nicht recht einſehen. Ich ſollte vielmehr denken, ſolche Leute würden demüthig ſeyn, wenn ſie an ihren vorigen Stand zurück dächten.

Frau Sandinn. Ich glaube, es kömmt davon her. Die von vornehmen Leuten herſtammen, haben niemals den Argwohn, als ob man ſie verachten wollte; und alſo machen ſie ſich nicht eben viel daraus, wie man ihnen begegnet. Geringe Leute aber, haben einen jeden im Verdachte. Ein jedes Wort, eine jede

Mine,

Mine, ſcheinet ihnen dahin zu zielen, daß man ihnen ihren vorigen Zuſtand vorrücken wollte. Daher ſuchen ſie ihre Macht und Gewalt durch Grauſamkeit zu unterſtützen. Glauben ſie mir nur, es iſt nichts geringes, von einem vornehmen Hauſe entſproſſen zu ſeyn. Aber da kömmt der Kerl her. Es wird am beſten ſeyn, daß wir unſere Rede abbrechen.

Der ſiebente Auftritt.

Die Vorigen. Henrich.

Henrich. Laſſen ſie ſich die Zeit nicht lang werden. Ihro Gnaden werden gleich wieder hier ſeyn. Der Herr Bürgermeiſter hat ihr für ihren Hund ein neues Halsband geſchenkt, da es aber etwas zu weit war: ſo iſt der Schneider gerufen worden, um das Maaß von dem Halſe des Hundes zu nehmen, und das Band darnach zurecht zu machen. So bald dieſes vorbey iſt, wird ſie wieder kommen. Wenn ſie es mir nicht wollten übel nehmen, ſo wollte ich ſie wohl um etwas erſuchen: nämlich, mich mit einer kleinen Diſcretion zu bedenken. Ich habe hier im Hauſe allezeit ſehr viel zu thun, und muß wie ein Pferd arbeiten.

Frau Sandinn. Ach! ganz gerne, mein Freund, da habt ihr einen Gulden.

Henrich. Ich danke gehorſamſt. Ich wollte wünſchen, daß ich ihnen wieder dienen könnte. Trinken ſie doch, weil meine gnädige Frau noch nicht hier iſt. Sie wird gewiß darüber nicht böſe, und wo ſie

ja böſe werden ſollte; ſo will ich es ſchon wieder bey ihr gut machen.

Frau Sandinn. Mein Freund, ihr könnt uns keinen größern Dienſt thun, als wenn ihr uns nicht nöthiget.

Henrich. Wie ich ſage, hochedle Frau, die Frau Bürgermeiſterinn wird es nicht übel nehmen. Ey, trinken ſie doch! Vielleicht iſt es nicht ſüß genug, wir wollen bald mehr Syrup kriegen. Aber da kömmt die Frau Bürgermeiſterinn ſchon.

Der achte Auftritt.

Die Vorigen. Frau Breminn.

Frau Breminn. Ich bitte um Vergebung, daß ich ſo lange weggegangen bin. Sie haben ja unterdeſſen noch gar nicht getrunken. Wir müſſen gewiß dieſe Kanne austrinken, und wenn wir Caffee getrunken haben, ſo ſollten ſie einmal ein Gläschen Bier trinken. Es iſt, ohne es zu rühmen, ſo gut, als ſonſt irgendswo in der ganzen Stadt.

Frau Sandinn. Ach, mir wird plötzlich übel, nehmen ſie es nicht ungütig, daß ich nicht länger verziehen kann. Meine Schweſter wird hier bleiben, und dieſes Anerbiethen mit Dank annehmen.

Frau Rehfußinn. Ich würde unverantwortlich handeln, wenn ich meine Schweſter verlaſſen wollte. Wir empfehlen uns Dero fernern Gewogenheit.

Frau Breminn. Sie ſollen erſtlich ein Glas Brantewein haben, ſie werden ſich alsdann gleich beſſer

beſſer befinden. Der Brantewein iſt gut für Blähungen. Henrich, hole geſchwinde ein Glas Franzbrantewein, die hochedle Frau befindet ſich nicht wohl.

Frau Sandinn. Ach nein, ich muß eilen! Nehmen ſie es nicht ungütig, Frau Bürgermeiſterinn.

Der neunte Auftritt.

Eine andere Rathsherrn Frau. Frau Breminn. Henrich.

Die Rathsherrnfrau. Unterthänigſte Dienenerinn, meine gnädige Frau. Ich komme her meine Schuldigkeit zu beobachten, und meinen Glückwunſch abzulegen.

Frau Breminn giebt ihr die Hand zu küſſen. Es ſoll mir ein Vergnügen ſeyn, wenn ich oder der Herr Bürgermeiſter, ihnen werden dienen können. Wollen ſie ſich nicht niederſetzen? ſeyn ſie ſo gütig, machen ſie keine Complimenten; bilden ſie ſich nur ein, als ob ſie bey ihresgleichen wären.

Die Rathsherrnfrau. Ich danke gehorſamſt, gnädige Frau. Sie ſetzt ſich nieder.

Frau Breminn. Es waren den Augenblick einige von dero Mitcolleginnen, und tranken Caffe mit mir. Ich glaube, es werden noch einige Taſſen übrig ſeyn, wo ihnen beliebt. Das beſte iſt unten auf dem Grunde. Ich kann unmöglich mehr trinken, denn ich habe ſchon ſo viel zu mir genommen, daß mein Magen ſo ſteif iſt, wie eine Trommel.

Die Rathsherrnfrau. Ich danke unterthänigſt. Ich habe vor kurzer Zeit erſt Caffee getrunken.

Frau

Frau Breminn. Nach Belieben. Wir vornehmen Leute nöthigen niemand. Aber hören ſie doch, meine wehrteſte Madam: wiſſen ſie mir keine Franzöſinn zu meinem Fräulein zu recommendiren. Ich wollte gerne, daß ſie franzöſiſch lernen ſollte.

Die Rathsherrnfrau. Ja, gnädige Frau, mir iſt eine bekannt, die ſehr artig iſt.

Frau Breminn. Das iſt mir lieb. Aber das muß ich ihr zum voraus ſagen, daß ſie mich nicht Madam nenne, wie die franzöſiſchen Leute insgemein zu thun pflegen. Nicht etwa darum, als ob ich hochmüthig wäre; ſondern ich habe doch ſonſt mein Bedenken dabey.

Die Rathsherrnfrau. Nein, bey Leibe! das muß ſie auch nicht thun. Aber kann ich nicht auch die Gnade haben, dero Fräulein die Hände zu küſſen.

Frau Breminn. Herzlich gerne. Henrich, rufe das Fräulein, und ſage ihr, daß eine Rathsherrnfrau hier wäre, und ihr die Hände küſſen wollte.

Henrich. Ich glaube nicht, daß ſie wird kommen können: denn ſie iſt ſehr beſchäfftiget, und verſohlet ihre Strümpfe.

Frau Breminn. Herr Gott! wie der ungezogene Menſch ſo unbedachtſam ſpricht. Ha! ha! ha! Er will ſagen, ſie bordiret.

Der zehnte Auftritt.

Frau Hufeiſinn. Die Vorigen.

Hufeiſinn, eines Grobſchmidtsfrau, welches eine verkleidete Mannsperſon iſt, kömmt hinein. Ach liebe

Frau

Frau Nachbarinn! iſt es gewiß, daß dein Mann Bürgermeiſter geworden iſt? Es iſt mir ſo angenehm, als wenn mir einer einen Thaler gegeben hätte. Laß mich nun ſehen, daß du nicht hochmüthig geworden biſt, ſondern daß du noch deine alte Schweſter kenneſt.

Frau Breminn antwortet ihr kein Wort.

Hufeiſinn. Wenn wurde denn dein Mann Bürgermeiſter, Schweſter?

Frau Breminn ſchweigt ſtille.

Hufeiſinn. Du ſitzeſt in Gedanken, Schweſter; ich frage, wenn wurde dein Mann Bürgermeiſter?

Die Rathsherrnfrau. Ihr müßt euch etwas höflicher gegen die Frau Bürgermeiſterinn erweiſen, meine liebe Frau.

Hufeiſinn. Nein, keinesweges. Ich mache mit meiner Nachbarinn keine Complimenten: denn wir ſind jederzeit ein Herz und eine Seele geweſen. Aber wie ſoll ich das verſtehen, Schweſter! mich dünkt, du biſt etwas hochmüthig geworden.

Frau Breminn. Meine liebe Frau, ich kenne euch gar nicht.

Hufeiſinn. Nun, ſo kennt mich der Himmel! Wenn du Geld nöthig gehabt haſt, ſo haſt du mich ſehr wohl gekannt. Du kannſt nicht wiſſen, ob mein Mann, ehe er ſtirbt, nicht noch eben ſo vornehm werden kann, als dein Mann anjetzo iſt.

Frau Breminn wird ohnmächtig, kriegt eine Puderſchachtel mit Schnupftaback aus der Taſche, und riecht daran.

Henrich. Heraus mit dir, du grobes Weib; meyneſt

neſt du, daß du in der Schmiede biſt, und ſo frey ſprechen darfſt. Er kriegt ſie bey der Hand, und führet ſie heraus.

Frau Breminn. Ach Madam! was iſt das für ein Kreuz, mit ſolchen gemeinen Leuten umzugehen. Henrich, du ſollſt unglücklich werden, wo du mir künftig noch eine Bürgerfrau herein kommen läſſeſt.

Henrich. Sie war ganz beſoffen. Der ſtarke Geruch aus dem Lachſe gab es genug zu erkennen.

Die Rathsherrnfrau. Dieſe Begebenheit geht mir ſehr nahe. Ich befürchte, ſie werden ſich geärgert haben. Vornehme Leute können nicht viel vertragen. Je mehr die Würde zunimmt, deſto zärtlicher und kränklicher wird der Leib.

Frau Breminn. Ja gewiß! Ich kann ſie mit einem Eide verſichern, daß ich lange nicht mehr ſo geſund und friſch bin, als ich in meinem vorigen Stande geweſen.

Die Rathsherrnfrau. Ich glaube es ganz wohl, gnädige Frau. Sie werden künftig alle Tage Arzney brauchen müſſen, wie alle Bürgermeiſterinnen vor ihnen gethan haben.

Henrich für ſich. Mich dünkt auch, daß ich nicht mehr ſo geſund bin, ſeitdem ich Amtsdiener geworden bin, als vorher. Ich habe Stiche in der linken Seite bekommen, recht hier. Man darf nicht darüber lachen, ich ſcherze gewiß nicht. Es iſt mir wirklich bange, daß ich ein Podagra am Halſe habe, ehe ich ein Wort davon weis.

Die Rathsherrnfrau. Die Frau Bürgermeiſterinn werden auch einen jährlichen Doctor, zum beſten

dero

dero ganzen Hauſes annehmen müſſen. Laſſen ſie ſich von ihm einige Tropfen geben, und ſelbige allezeit in einem Glaſe ſtehen; ſie mögen ſie nun nöthig haben, oder nicht.

Frau Breminn. Ich will gewiß ihrem Rathe folgen. Henrich, du ſollſt hernach gleich hingehen zu Doctor Hermelin, und ihn erſuchen, wenn er Zeit hätte, mir ſeine Aufwartung zu machen.

Die Rathsherrnfrau. Die Zeit beſiehlt mir Abſchied zu nehmen, gnädige Frau. Ich empfehle mich dero Gewogenheit aufs demüthigſte.

Frau Breminn. Sie ſind ſchon empfohlen, meine wehrteſte Frau Rathsherrinn. Sie können ſich nur bey mir, oder auch bey Meiſter Herrm = = = ich wollte ſagen, bey dem Bürgermeiſter von Bremenfeld melden: wir wollen nicht ermangeln, ihnen und ihrem Liebſten in allen Dingen zu dienen.

Die Rathsherrnfrau küßt ihr die Hand und ſagt: Unterthänigſte Dienerinn.

Frau Breminn. Henrich, komm hinein. Mein Mann will hier Audienz geben.

Ende des vierten Aufzuges.

* *

Der fünfte Aufzug.

Erſter Auftritt.

Henrich. Zweene Advocaten.

Henrich. Nun giebt es was zu verdienen, nun iſt es Audienzzeit. Nun ſollt ihr ſehen, ihr guten Leute, ob einer der zwanzig Jahre in Dienſten geweſen iſt, ſich beſſer darinn zu ſchicken weis, als ich. Da klopfen ſie ſchon an. Mit wem wollen ſie reden, meine Herren.

Ein Advocat. Wir wollten gerne die Ehre haben, mit dem Herrn Bürgermeiſter zu reden.

Henrich. Er iſt noch nicht aufgeſtanden.

Der Advocat. Noch nicht aufgeſtanden? Es iſt vier Uhr nach Mittage.

Henrich. Ja, er iſt zwar aufgeſtanden, aber er iſt ausgegangen.

Der Advocat. Uns begegnete ein Mann in der Thüre, der eben mit ihm geredet hatte.

Henrich. Er iſt zwar zu Hauſe, aber er iſt krank. (Heimlich. Dieſe Kerls ſind ſo einfältig, und können mich gar nicht verſtehen.)

Der Advocat kehrt ſich um zu dem andern. Ich merke wohl, Herr Bruder, der Kerl will Geld haben: wir müſſen ihm einen Gulden in die Hand drucken, ſo kömmt ſein Herr gleich. Hört, mein Freund, da habt ihr ein Paar Gulden, verzehrt die auf unſere Geſundheit.

Henrich. Nein, meine Herren, ich nehme niemals Geſchenke an.

Der Advocat. Was ſollen wir dann thun, Monſieur? wir müſſen lieber auf ein andermal wieder kommen.

Henrich winkt ihnen. Meine Herren, ſie gehen gar zu geſchwinde weg. Weil ſie es ſind, ſo will ich das Geld annehmen: damit ſie nicht denken mögen, ich ſey hochmüthig, und daß die Ehre unſers Hauſes erhalten werden möge.

Der Advocat. Seht da, mein Freund, habt ihr ein Paar Gulden. Verſchmäht ſie nicht. Seyd nun auch ſo gut, und verſchafft uns Audienz.

Henrich. Unterthänigſter Knecht. In Anſehung ihrer, will ich alles thun, was ich kann. Der Herr Bürgermeiſter iſt zwar ganz geſund; aber doch nicht ſo friſch, daß er mit einem jeden reden kann. Aber weil ſie es ſind, ſo iſt es eine ganz andere Sache: wollen ſie nur einige Augenblicke verziehen, ſo will ich ſie gleich anmelden. Aber da klopft jemand. Mit wem wollen ſie reden, mein Herr?

Der andere Auftritt.

Die Vorigen. Der Fremde.

Der Fremde greift in die Taſche. Ich wollte gerne die Ehre haben, mit dem Bürgermeiſter zu reden.

Henrich ſachte. Der Mann weis zu leben! er greift gleich in die Taſche. Laut. Ja, mein Herr iſt zu Hauſe, ſie ſollen ihn gleich ſprechen.

Heurich ſtreckt die Hand aus, der andere aber, zieht an ſtatt des Geldes, ſeine Uhr hervor, und ſagt.

Der Fremde. Ich ſehe, es iſt ſchon vier Uhr.

Henrich. Mit wem wollen ſie reden, Monſieur?

Der Fremde. Mit dem Herrn Bürgermeiſter.

Henrich. Er iſt nicht zu Hauſe, mein Herr.

Der Fremde. Ihr ſagtet ja vor einem Augenblicke, daß er zu Hauſe wäre.

Henrich. Das kann wohl ſeyn, aber ich habe mich geirrt. (Der Fremde geht weg.)

Henrich. Man ſehe doch den Geizhals an. Ja, ja! Der Bürgermeiſter ſoll gleich aufſpringen. Nun will ich ſie melden.

Der Advocat. Siehe doch den Kerl an, wie er ſich ſchon ſo gut in ſeine neue Bedienung ſchicken kann. Halte dich nur gut, Herr Bruder, wir wollen den Anfang machen, den guten Kanngießer wacker zu plagen. Unſere Freunde ſollen den Beſchluß machen. Aber da kömmt er ſchon.

Der dritte Auftritt.

Herrm. Breme. Zweene Advocaten. Henrich.

Der eine Advocat. Wir wünſchen aus dem innerſten Grunde unſers Herzens, ihnen, hochwohlgebohrner Herr Bürgermeiſter, zu der in unſerer Stadt erlangten hohen Würde, tauſend Seegen; und leben der ſicherſten Hoffnung, daß ſie an Leutſeligkeit, Klugheit und Wachſamkeit, keinem ihrer Vorfahren etwas nachgeben werden; indem ſich eure geſtrenge Herrlichkeit den Weg zu dieſem wichtigen Amte, nicht

durch Reichthum, Herkommen und Freunde, ſondern allein durch dero Gelehrſamkeit und Erfahrung in Staatsſachen gebahnt haben.

Herrmann Breme. Tres humble Servitor.

Der andere Advocat. Beſonders aber freuen wir uns, daß wir einen ſolchen Mann zum Oberhaupte erhalten haben, der nicht nur mit einem faſt göttlichen Verſtande begabt iſt · ꞉ ꞉

Herrmann Breme. Dafür danke ich Gott!

Der andere Advocat. Sondern der ſich auch längſtens dadurch einen großen Namen erworben hat, daß er allen und jeden ſo leutſelig begegnet, und es für ſein gröſtes Vergnügen hält, wenn er die Klagen der Bedrängten anhören, und ihnen Gerechtigkeit wiederfahren laſſen kann. Gewiß, ich kann mit Wahrheit ſagen, daß ich vor Freuden faſt außer mir war, da ich zuerſt die frohe Zeitung hörte, daß die Wahl den Herrn Bürgermeiſter Breme getroffen hätte.

Henrich. Ey! Von Bremenfeld, meine Herren!

Der andere Advocat. Ich bitte unterthänigſt um Verzeihung. Ich wollte ſagen, Herr Bürgermeiſter von Bremenfeld. Wir ſind aber heute hergekommen, zuförderſt unſern gehorſamſten Glückwunſch abzulegen, hiernächſt aber eurer geſtrenge Herrlichkeit eine Streitſache vorzutragen, welche unter unſern Principalen entſtanden iſt. Sie haben ſich zwar an beyden Theilen entſchloſſen, ſolche durch die ordentlichen Landesgeſetze entſcheiden zu laſſen. Wir aber haben die Sache nachmals reiflich erwogen, und ſind geſonnen, um den Zeitverluſt und die Unkoſten zu vermeiden, die mit dem Proceſſe verbunden ſind,

 dieſe

dieſe Streitſache, dem Urtheile eure geſtrengen Herrlichkeit zu unterwerfen. Hierbey ſoll es ſein Bewenden haben.

Bremenfeld ſetzt ſich nieder, und läßt die andern ſtehn.

Der erſte Advocat. Unſere beyden Principale ſind Nachbarn, aber ein kleiner Strom ſcheidet ihre Güter von einander. Es hat ſich aber vor drey Jahren zugetragen, daß dieſer Strom einen großen Theil von dem Grunde und Boden meines Principals los gemacht, und an den Acker meines Gegners getrieben hat. Iſt er nun befugt, dieſes zu behalten? Heißt es nicht, nemo alterius damno debet locupletari? Meines Gegners Principal will ſich ja, durch den Schaden meines Principals, bereichern. Streitet dieſes nicht noch überdem contra aequitatem naturalem? Verhält ſich dieſes nicht alſo, Herr Bürgermeiſter?

Bremenfeld. Allerdings. Es iſt ja höchſt unbillig, dieſes zu begehren. Sie haben Recht, Monſieur.

Der andere Advocat. Aber Juſtinianus ſagt ausdrücklich; Libro ſecundo Inſtitutionum, titulo primo de Alluvione.

Bremenfeld. Was zum Henker! geht mich das an, was Juſtinianus, oder Alexander Magnus geſagt haben? die vielleicht etliche tauſend Jahre eher gelebt haben, als Danzig gebauet worden. Wie können die in denen Dingen ein Urtheil fällen, die ſich nicht zu ihren Zeiten zugetragen haben?

Der andere Advocat. Ich will nimmer hoffen, daß eure Hochwohlgebohrnen dasjenige Geſetz verwerfen

werfen werden, dem ſich ganz Deutſchland unterworfen hat.

Bremenfeld. So? Nein, das war auch meine Meynung nicht! Sie verſtunden mich nur nicht recht. Ich wollte nur ſagen = = = Er huſtet. Seyn ſie ſo gůtig, und fahren in ihrer Rede fort.

Der andere Advocat. Juſtinians Worte lauten alſo: quod per alluuionem agro tuo flumen adiecit, iure gentium tibi adquiritur.

Bremenfeld. Herr Advocat, ſie reden ungemein geſchwinde: ſagen ſie mir dieſes nochmals etwas deutlicher. Der Advocat wiederholet die Worte ganz langſam.

Bremenfeld. Ey Monſieur, ſie haben eine ſehr ſchlechte Ausrede in der lateiniſchen Sprache. Reden ſie lieber ihre Mutterſprache, da kommen ſie beſſer mit fort. Ich ſage dieſes nicht darum, als wenn ich das Latein nicht leiden kȯnnte. Denn ich ſitze bisweilen ganze Stunden und ſpreche Latein mit meinem Diener. Iſts nicht wahr, Henrich?

Henrich. Es iſt was ganz außerordentliches, wenn man meinen Herrn Latein reden hȯret. Ich kann ſchweren, daß mir allemal die Thrånen in den Augen ſtehen, wenn ich daran gedenke. Es iſt eben ſo, als wenn man Erbſen in einem Tiegel kochen hȯret, ſo geſchwinde laufen ihm die Worte von dem Munde. Ich kann es nicht begreifen, wie ein Menſch ſo fertig reden kann. Aber was thut die tågliche und lange Uebung nicht?

Der andere Advocat. Juſtinians Worte lauten alſo: hochwohlgebohrner Herr Bůrgermeiſter. Was durch einen Fluß von eines andern Acker abge-

riſſen, und an deinen Grund und Boden getrieben wird, das gehöret nach dem Völkerrechte dir zu.

Bremenfeld. Ja, Juſtinianus hat in ſo weit ganz recht; denn er war ein ſehr großer Mann. Ich habe viel zu viel Hochachtung gegen ihn, als daß ich ſeinen Urtheilsſpruch umſtoßen ſollte.

Der erſte Advocat. Aber Herr Bürgermeiſter, mein Gegner lieſt und führt das Geſetz an, wie der Teufel die Bibel. Er übergeht mit Fleiß, alles, was gleich darauf folgt: per alluuionem autem videtur id adiici, quod ita paulatim adiicitur, vt intelligi non poſſit, quantum quoque temporis momento adiiciatur.

Bremenfeld. Meßieurs, um Vergebung. Es haben ſich ein Paar Reſidenten bey mir melden laſſen. Henrich ſieh zu, daß du die Sache draußen auf dem Vorſaale beylegſt.

Der erſte Advocat. Ach Herr Bürgermeiſter, ſagen ſie uns doch nur mit einem einzigen Worte ihre Meynung.

Bremenfeld. Sie haben beyde recht, meine Herren, ein jeder auf ſeine Art.

Der andere Advocat. Wie können wir beyde recht haben? Ich glaube, wenn das Recht auf meiner Seite iſt, ſo muß mein Gegner nothwendig unrecht haben? Juſtinians Geſetz iſt ja ausdrücklich für mich.

Bremenfeld. Nehmen ſie es mir nicht übel; ich höre ſchon die Kutſchen kommen, und muß ihnen entgegen gehen.

Der erſte Advocat hält ihn. Ich habe ja klärlich dargethan, daß Juſtinians Worte meine Sache behaupten.

Bremenfeld. Ja es iſt wahr. Juſtinianus kann an beyden Theilen von ihnen angezogen werden. Daher müſſen ſie ſich vergleichen. Sie kennen den Juſtinianus ſo wenig als ich, und wenn er den Mantel auf beyden Schultern trägt; ſo iſt es eben ſo viel, als wenn er ſagen wollte: Geht hin, ihr Narren, und vergleicht euch.

Der andere Advocat. Herr Bürgermeiſter, um die Meynung des Geſetzgebers recht einzuſehen, muß man einen Artikel mit dem andern vergleichen. Steht denn nicht in dem nächſtfolgenden Paragrapho? Quod ſi vis fluminis de tuo praedio - -

Bremenfeld. Ey ſo laſſen ſie mich doch gehen! Sie hören ja wohl, daß die Kutſchen ſchon kommen.

Der erſte Advocat. Ey! Herr Bürgermeiſter, noch einen Augenblick. Hören ſie doch was Hugo Grotius ſagt.

Bremenfeld. Ey was geht mich das an, und was bekümmere ich mich um den Hugo Grotius. Was habe ich mit ihm zu thun? Der Kerl war gar ein Armenianer, und was gehen uns die Geſetze an, die die Leute in Armenien machen? Henrich jage ſie hinaus. Sie gehen weg.

Henrich ſtreitet mit einigen Perſonen außen auf dem Vorſaale. Indem er wieder kommt, folgt ihm ein Weib nach, welches eine verkleidete Mannsperſon ſeyn muß. Dieſe faßt den Bremenfeld an der Bruſt und ruft:

Ach! iſt das eine rechtſchaffne Obrigkeit, die ſolche verzweifelte Geſetze giebt, daß es einem Manne erlaubt ſeyn ſoll, zwey Weiber zu nehmen? Meynet

ihr

ihr nicht, daß ihr euch dadurch die Rache des Himmels zuziehen werdet?

Bremenfeld. Seyd ihr raſend, wer hat jemals darauf gedacht?

Das Weib. Hey! hey! hey! ich will nicht eher weggehen, ehe ich mich an deinem Blute geſättiget habe.

Bremenfeld. Gewalt, gewalt! Henrich, Peter! Ach! ach! *Peter kömmt hinein, und jagt das Weib hinaus. Heinrich, der ſich in einem Winkel verſteckt, kömmt endlich auch, und hilft.*

Der vierte Auftritt.

Bremenfeld. Henrich.

Bremenfeld. Henrich, du ſollſt unglücklich werden, wo du inskünftige Advocaten oder Weibsperſonen zu mir hereinkommen läſſeſt. Es hätte nicht viel gefehlet, ſo wäre ich von ihnen heute ermordet worden. Wenn ſonſt andere Leute kommen und mit mir ſprechen wollen, ſo mußt du Ihnen ſagen, daß ſie ſich ja in Acht nehmen und kein Latein reden möchten; weil ich wegen einer gewiſſen Urſache es verſchworen hätte anzuhören.

Henrich. Ich habe es auch verſchworen, und wegen eben derſelben Urſache.

Bremenfeld. Du kannſt ſagen, daß ich bloß griechiſch redete.

Es wird angeklopft. Henrich geht zur Thüre, und kommt mit einer großen Menge Schriften zurück.

Henrich. Hier ſind Acten von dem Syndicus,

der

der Herr Bürgermeiſter möchte ſie durchſehen, und ſein Bedenken darüber ertheilen. Bremenfeld ſetzt ſich bey dem Tiſche nieder, rühret lange unter dem Papiere; und ſagt: Es iſt doch nicht ſo leichte ein Bürgermeiſter zu ſeyn, als ich gedacht habe. Ich habe hier einige Sachen zum Nachſehen erhalten, die der Henker ſelbſt nicht verſtehen kann. Er fängt an zu ſchreiben, ſteht auf, und trocknet ſich den Schweiß ab. Er ſetzt ſich wieder nieder und ſtreicht dasjenige aus, was er vorher geſchrieben hatte. Henrich!

Henrich. Herr Bürgermeiſter!

Bremenfeld. Was lärmſt du da? kannſt du nicht ſtille ſtehen!

Henrich. Ich rühre mich gar nicht, Herr Bürgermeiſter.

Bremenfeld. Er ſteht auf, trocknet den Schweiß ab, wie vorher, wirft die Perucke an die Erde, daß er deſto beſſer mit dem bloßen Kopfe meditiren kann. Er ſpaziert über die Perucke hin, und ſchmeißt ſie mit dem Fuße an die Seite. Er ſetzt ſich hin, und ſchreibt wieder. Er ruft: Henrich!

Henrich. Herr Bürgermeiſter!

Bremenfeld. Du ſollſt gehangen werden, wo du nicht ſtille ſtehſt. Das iſt ſchon das andere mal, daß du mich in meinen Concepten geſtört haſt.

Henrich. Ich habe gewiß nichts anders gethan, als daß ich an meinen Beinen mahlte, wie viel mein Liebereyrock mir zu lang iſt.

Bremenfeld. Steht wieder auf, und ſchlägt mit der Fauſt auf die Stirn, um gute Einfälle zu kriegen. Henrich!

Hen-

Henrich. Herr Bürgermeiſter!

Bremenfeld. Geh hinaus, und ſage den Weibern, die auf der Gaſſe die Fiſche ausrufen, daß ſie in dieſer Gaſſe, wo ich wohne, nicht ſchreyen ſollen. Denn ſie ſtören mich in meinen politiſchen Verrichtungen.

Henrich ruft dieſe Wörter drey mal aus der Thür: Hört ihr Fiſchercaronien, ihr Pöbelvolk, ihr unverſchämten Weiber! ſchämt ihr euch denn nicht, ſo entſetzlich in des Bürgermeiſters Gaſſe zu ſchreyen, und ihn in ſeinen Verrichtungen zu ſtören?

Bremenfeld. Henrich!

Henrich. Herr Bürgermeiſter!

Bremenfeld. Höre auf zu ſchreyen.

Henrich. Es hilft ohne dem nichts, daß ich mehr ſchreye, die Stadt iſt voll von ſolchen Leuten. So bald eine vorbey gegangen iſt, ſo kömmt die andere wieder. Denn gleich wie = = =

Bremenfeld. Nichts mehr, ſtehe ſtille, und halt das Maul. Er ſetzt ſich nieder, und ſtreicht wieder aus, was er vorher geſchrieben. Er ſchreibt aufs neue, ſteht auf, und ſtampft aus Verdruß auf die Erde, und ruft: Henrich.

Henrich. Herr Bürgermeiſter.

Bremenfeld. Ich wollte, daß ſonſt jemand Bürgermeiſter wäre! Wilſt du wohl Bürgermeiſter ſeyn an meiner Stelle? Ich will dein Amtsdiener ſeyn.

Henrich. Ich wäre ein Thor, wenn ichs thäte; und derjenige iſt nichts beſſer, der es zu ſeyn begehret.

Bremenfeld. Da er ſich niederſetzen will, um zu ſchreiben, verfehlt er des Stuhls in Gedanken, und fällt auf die Erde, und ruft: Henrich.

Hen-

Henrich. Herr Bürgermeiſter!

Bremenfeld. Ich liege an der Erde.

Henrich. Das ſehe ich wohl!

Bremenfeld. Komm her, und hilf mir wieder auf!

Henrich. Sie haben mir ja geſagt, daß ich mich nicht von der Stelle rühren ſoll.

Bremenfeld. Das iſt ein verzweifelter Kerl! Er ſteht ſelbſt wieder auf. Klopft nicht jemand?

Henrich. Ja. Mit wem wollt ihr ſprechen?

Ein Bürger. Ich bin der Huthmacher Aeltermann, und habe bey dem Bürgermeiſter eine Klage anzubringen.

Henrich. Hier iſt der Hutmacher Aeltermann, und will ſich über verſchiedene Dinge bey dem Herrn Bürgermeiſter beſchweren.

Bremenfeld. Ey ich kann nicht mehr, als eine Sache zu einer Zeit bedenken: frage ihn, worinn die Sache beſteht!

Der Bürger. Das iſt viel zu weitläuftig zu erzählen. Ich muß mit dem Bürgermeiſter ſelbſt reden. Ich brauche nur eine Stunde. Meine Klage beſteht nur in 20 Puncten.

Henrich. Er ſagt, er müſſe ſelbſt mit dem Herrn Bürgermeiſter reden; denn ſeine Puncten beſtünden nur in 20 Klagen.

Bremenfeld. Ach! der Himmel tröſte mich armen Mann! ich bin ſchon ganz verwirrt im Kopfe. Laß ihn herein kommen.

Der Bürger. Ach Herr Bürgermeiſter, ich armer Mann habe ſehr viel Unrecht erlitten, welches ſie

gleich

gleich einſehen werden, wenn ſie mir nur Erlaubniß geben, es Ihnen vorzutragen.

Bremenfeld. Ihr müßt es ſchriftlich aufſetzen.

Der Bürger. Es iſt bereits geſchehen. Hier iſt es auf vier Bogen.

Bremenfeld. Henrich, es wird wieder angeklopfet.

Henrich. Mit wem wollt ihr reden?

Ein andrer Bürger. Ich habe eine Klage gegen den Hutmacher, die ich dem Herrn Bürgermeiſter gerne vortragen wollte.

Bremenfeld. Wer war da?

Henrich. Der Gegner dieſes Mannes.

Bremenfeld. Laß dir ſeine Schrift geben. Bleibt nur beyde ſo lange draußen, ihr guten Männer. Henrich!

Henrich. Ja Herr!

Bremenfeld. Kannſt du mir nicht ein wenig zurecht helfen? Ich weis nicht, wo ich zuerſt anfangen ſoll. Ließ mir der Hutmacher Klage vor. Henrich lieſet, wie folgt:

Hochwohlgebohrner und geſtrenger, veſter und hochweiſer Herr Bürgermeiſter. Vor allen andern Handwerkern, welche in dieſer herrlichen Stadt unter der löblichen Bürgerſchaft blühen, ſtelle ich Endes Unterſchriebener als der vornehmſte und als ein unwürdiger Aeltermann des anſehnlichen Hutmacher Handwerks, mich heute ihnen dar, um ſowohl meine ehrerbiethige als aufrichtige Freude an den Tag zu legen, welche ich empfunden, da man einen ſo verdienten und hocherleuchteten Mann zu einer ſo hohen

Würde erhoben hat, als auch ihnen einen der gefährlichſten, gröſten und abſcheulichſten Misbräuche vorzuſtellen, den die böſen Zeiten, und die noch ärgern Menſchen in dieſer Stadt eingeführt haben, in der gewiſſen Hoffnung, Eure Herrlichkeit werden dieſem Uebel zu ſteuren wiſſen. Die Sache beſteht darinn: Die Kaufleute hier in der Stadt ſchämen ſich nicht, ohne Scheu und öffentlich, allerhand Arten von Kleidungsſtücken feil zu haben und zu verkaufen, die von Caſtor gewebt ſind; ja ſie haben ſich gar unterſtanden, welches ganz unerhört iſt, Strümpfe davon weben zu laſſen, da es doch eine ausgemachte Sache iſt, daß die Biberhaare uns allein zugehören. Hiedurch aber entſteht dieſes Unheil, daß wir armen Hutmacher die zur Fortſetzung unſers Handwerks unumgänglich nöthigen Haare nicht mehr mit Gelde aufwiegen können, und daß die Leute hinführo durchaus nicht mehr 10 oder 20 Gulden für einen Huth geben wollen, woraus unſerer Zunft ein unerſetzlicher Schade, ſowohl was die Ehre, als die Einkünfte betrifft, entſteht und zuwächſt. Eure Herrlichkeit aber seyn nur ſo gütig und überlegen folgende 24 wichtige Urſachen von Raiſons, wodurch wir berechtiget zu ſeyn vermeynen, allein die Arbeit von Caſtor zu verfertigen: Nämlich 1. iſt es von alten Zeiten her eine allgemeine Gewohnheit und ein landesüblicher Gebrauch nicht nur hier, ſondern auch in der ganzen Welt geweſen, Caſtorhüte zu tragen, welches ſowohl durch vielfältige Citationen aus den Geſchichten, als auch durch rechtmäßige desfalls abgehörte Zeugen kann beſtätiget werden. 1. Aus der Hiſtorie. - - - -

Bremenfeld. Laß die Hiſtorie weg!

Henrich. 2. Durch Zeugen, da ſich Adrian Müller 79 Jahr alt, ganz wohl erinnern kann, daß ſein Uhrältervater geſagt hat = = = =

Bremenfeld. Laß das auch weg, was er geſagt hat.

Henrich. Es zeigt eine unmäßige Verſchwendung an, ſo koſtbare Haare zu Kleidern und Strümpfen zu gebrauchen, und ſtreitet wider alle gute Ordnung und Sitten; insbeſondere da man anjetzo aus Engelland, Frankreich und Holland ſo viele koſtbare und feine Kleider zu uns bringt, daß man ſich daran begnügen laſſen könnte, und nicht nöthig hätte, einem ehrlichen Manne die Nahrung zu verderben.

Bremenfeld. Genug, genug Henrich! Ich merke ſchon, dieſer Mann hat recht.

Henrich. Ich habe gehört, daß eine Obrigkeit auch die andere Partey hören müſſe, ehe ſie ein Urtheil fällen kann. Soll ich deswegen auch nicht die Antwort der Gegenpartey herleſen?

Bremenfeld. Ja, wohl. Er giebt ihm das Papier, worauf die Antwort der Gegenpartey ſtehet.

Hochgebohrne Excellenz, hocherleuchteter und höchſtpolitiſcher Herr Bürgermeiſter.

So hoch als dero Verſtand über andere hervorraget, ſo ſehr überwiegt meine Freude das Vergnügen anderer Bürger, da ich gehört habe, daß ſie zum Bürgermeiſteramte erkohren worden. Daß ich aber anjetzo vor ihnen zu erſcheinen die Ehre habe, geſchieht der Hutmacher wegen, als welche mir allen Verdruß anthun, und nicht zugeben wollen, daß ich

Tücher und Strümpfe von Caſtor verkaufen ſoll. Ich ſehe die Meynung dieſer Leute ganz wohl ein; ſie wollen den Handel mit dem Caſtor ganz allein haben, und verlangen, daß der Caſtor bloß zu Hüten ſoll verbraucht werden. Aber ſie verſtehen das Ding nicht. Es iſt thöricht, einen Caſtorhut zu tragen: man nimmt ihn unter den Arm wo er weder wärmt noch ſonſt etwas nützet: und ein Strohhut könnte eben die Dienſte leiſten. Die Kleider aber und Strümpfe von Caſtor, ſind warm und weich; und wenn der Herr Bürgermeiſter es nur einmal verſucht hätten, (welches mit der Zeit noch wohl geſchehen kann) ſo würden ſie es ſelbſt bekennen müſſen.

Bremenfeld. Halt! es iſt genung! dieſer Mann hat auch recht.

Henrich. Sie können aber unmöglich beyde recht haben.

Bremenfeld. Wer hat denn recht von ihnen?

Henrich. Das weis der Himmel und der Herr Bürgermeiſter.

Bremenfeld ſteht auf, und geht hin und her. Das iſt verwirrt Zeug! Henrich, kannſt du mir nicht ſagen, wer recht hat? warum gebe ich dir dummen Kerle Koſt und Lohn? Es iſt ein Lerm drauſſen: Er fragt: Was iſt das für ein Lerm drauſſen?

Henrich. Die beyden Bürger ſchlagen ſich.

Bremenfeld. Geh hinaus, und ſage ihnen, ſie ſollen mehr Reſpect für des Bürgermeiſters Haus haben.

Henrich. Es wird am beſten ſeyn, daß wir ihnen ihren Willen laſſen, ſie werden vielleicht deſto eher

wieder Freunde. Ich glaube gewiß, ſie wollen die Thüre aufbrechen. Hören ſie, wie ſie an die Thüre ſchlagen! Bremenfeld kriecht unter den Tiſch, und verbirgt ſich.

Henrich. Wer klopft da?

Ein Lackey. Ich bin bey einem fremden Reſidenten. Mein Herr hat mit dem Herrn Bürgermeiſter etwas wichtiges zu reden.

Henrich. Zum Henker, wo iſt der Bürgermeiſter geblieben? Herr Bürgermeiſter!

Bremenfeld kukt unter dem Tiſche heraus und fragt ganz leiſe: Wer war da?

Henrich. Ein fremder Reſident will mit dem Herrn Bürgermeiſter reden.

Bremenfeld. Bitte ihn, daß er um eine halbe Stunde wieder kommen möge, und ſage, daß ich eben zweene Huthmacher bey mir hätte, die ich erſtlich abfertigen müßte. Henrich, ſage den Bürgern daß ſie morgen wieder kommen möchten. Ach ich unglückſeliger Mann! ich bin ſo verwirrt im Kopfe, daß ich ſelbſt nicht weis, was ich ſage oder thue! Kannſt du mir nicht helfen, Henrich?

Henrich. Ich weis ihnen keinen beſſern Rath zu geben, geſtrenger Herr, als daß ſie ſich ſelbſt aufhenken.

Bremenfeld. Gehe hin und hole mir den politiſchen Stockfiſch, der in meiner Wohnſtube auf dem Tiſche liegt. Vielleicht kann ich daraus ſehen, wie man fremde Reſidenten empfangen ſoll.

Henrich. Wollen ſie auch Senf und Butter dazu haben?

Bremenfeld. Nein, du Narr! es iſt ein Buch in einem weißen Bande.

Inzwiſchen daß Henrich draußen iſt, geht er in Gedanken, und reißt die Klage des Hutmachers in Stücken.

Henrich. Hier iſt das Buch, aber was reißen ſie da in Stücken? das iſt gewiß die Klage des Aeltermanns der Huthmacher.

Bremenfeld. Ach ich habe es in Gedanken gethan! Er ſchmeißt das Buch an die Erde. Ich glaube Henrich, es wird am beſten ſeyn, daß ich deinem Rathe folge.

Henrich. Da klopft ſchon wieder jemand. Er geht hinaus, und kömmt hinein und ſchreyet: Ach Herr Bürgermeiſter! helfen ſie mir doch, Herr Bürgermeiſter!

Bremenfeld. Was iſt da zu thun?

Henrich. Es iſt ein ganz Regiment Matroſen draußen vor der Thüre: ſie ſchreyen, wo uns der Bürgermeiſter nicht recht ſchafft, ſo wollen wir ihm alle Fenſter einwerfen. Einer ſchlug mich mit einem Stein in den Rücken, au! au! au!

Bremenfeld kriecht wieder unter den Tiſch, und ſagt: Henrich, bitte die Frau Bürgermeiſterinn, daß ſie hinaus gehe, und ſie wieder beſänftige, vielleicht haben ſie Reſpect für ein Frauenzimmer.

Henrich. Ja, ja! glauben ſie dann, daß ſolche wilde Bootsleute für ein Frauenzimmer Reſpect haben werden. Geht ſie hinaus, ſo könnten ſie die Bürgermeiſterinn mit Gewalt zu ſich reißen, und ſo wäre das letzte ärger als das erſte.

Bremenfeld. Ey, es iſt ja eine alte Frau!

Henrich. Die Matroſen ſind nicht ſo delicat. Ich möch-

möchte meine Frau nicht in eine ſo große Gefahr ſe-
tzen. Da klopft jemand, ſoll ich aufmachen?

Bremenfeld. Nein, ich befürchte, daß es die Matroſen ſeyn möchten. Ach daß ich im Grabe wäre! Henrich, gehe hin und ſieh zu, wer da iſt.

Henrich. Sie gehen gleich herein, es ſind zweene Rathsherren.

Der fünfte Auftritt.

Sand. D. Rehfuß. Breme. Henrich.

D. Rehfuß. Iſt der Herr Bürgermeiſter nicht zu Hauſe?

Henrich. Ja, er ſitzt unter dem Tiſche.

Sand. Warum ſitzen ſie unter dem Tiſche, Herr Bürgermeiſter?

Breme. Ach meine wehrteſten Herren, ich habe ja niemals geſucht, Bürgermeiſter zu werden. Warum haben ſie mich in dieſes Unglück gebracht?

D. Rehfuß. Sie haben es ja einmal angenommen. Kommen ſie nur hervor, Herr Bürgermeiſter. Wir ſind hergekommen, ihnen den großen Fehler vorzuſtellen, den ſie gegen den fremden Miniſter begangen haben, den ſie ſo ſchimpflich abweiſen laſſen. Die Stadt kann davon viel Verdruß haben. Wir haben gedacht, der Herr Bürgermeiſter würde das Jus publicum und die Ceremonialien beſſer verſtehen.

Breme. Liebſte Herren, entſetzen ſie mich meiner Würde, ſo werde ich dieſer Laſt los, die ich nicht tragen kann, und ſo erhält der fremde Miniſter auch zugleich Satisfaction.

Sand. Ey was? Herr Bürgermeiſter, wie können wir ſie abſetzen? Kommen ſie gleich mit uns nach dem Rathhauſe, wir wollen es mit dem Rathe überlegen, wie dieſes Verſehen wieder gut zu machen ſey.

Breme. Ich gehe nicht nach dem Rathhauſe, wenn man mich auch bey den Haaren dahin ziehen wollte. Ich will nicht Bürgermeiſter ſeyn, ich habe auch nicht geſucht, dieſes Amt zu erlangen. Lieber mag man mir das Leben nehmen. Ich bin ein Kanngießer mit Gott und mit Ehren, und will auch als ein Kanngießer ſterben.

Sand. Was? wollen ſie den ganzen Rath vexiren? Hat er nicht die Bürgermeiſterſtelle angenommen, Herr Schwager?

D. Rehfuß. Freylich, wir haben ja hievon ſchon Bericht abgeſtattet.

Sand. Wir wollen dem Dinge ſchon Rath ſchaffen! der ganze Rath läßt ſich nicht ſo beſchimpfen.

Der ſechſte Auftritt.

Breme. Henrich.

Breme. Henrich!

Henrich. Herr Bürgermeiſter.

Breme. Was meyneſt du, was dieſe Rathsherren über mich beſchließen werden?

Henrich. Ich weis es nicht. Ich ſahe wohl, daß ſie ſehr erzürnt waren, und wunderte mich, daß ſie ſo frey in des Herrn Bürgermeiſters Stube reden durften. Wäre ich an ihrer Stelle geweſen: ich

hätte auf eine gute Art zu ihnen geſagt: Ihr gottloſen Leute, wißt ihr auch, an welchem Orte ihr ſeyd?

Breme. Ach daß du möchteſt Bürgermeiſter ſeyn! Henrich, ach daß du möchteſt Bürgermeiſter ſeyn! Ach! ach!

Henrich. Wenn es mir erlaubt wäre, ihre Verrichtungen zu ſtören, ſo wollte ich mir wohl ein Ding ausgebethen haben, nämlich: daß ich mich hinführo, von Henrich, nennen dürfte.

Breme. Ey ſo ſchweige mit dergleichen Poſſen! Iſt es nun Zeit mit ſolchem ungereimten Zeuge aufgezogen zu kommen, da ich mit lauter Unglück und verdrießlichen Dingen umgeben bin?

Henrich. Ich thue es wahrhaftig nicht aus Hochmuth, oder Ehrhegierde; ſondern damit ich bey den andern Bedienten hier im Hauſe, insbeſondere bey der Anne ein wenig mehr Anſehen erhalten möge, als nämlich = = =

Breme. Wo du nicht ſtillſchweigſt, ſo will ich dir den Hals umdrehen! Henrich!

Henrich. Herr Bürgermeiſter!

Breme. Kannſt du mir nicht helfen, du einfältiger Menſch? Siehe da, mache die Sachen an meiner Statt fertig, oder du ſollſt unglücklich werden.

Henrich. Ich kann mich nicht genung verwundern, daß ſie dieſes von mir begehren: da ſie ein ſo weiſer Mann ſind, und allein ihrer Klugheit halber zu dieſer Würde erhoben worden.

Breme. Willſt du dich noch über mich aufhalten? Er nimmt einen Stuhl, und will ihn ſchlagen. Henrich läuft weg.

Sech=

Der ſiebente Auftritt.

Hermann von Bremenfeld (allein.)

Er läßt ſich nieder, und ſetzt die Hand an den Kopf, und grübelt eine Zeit lang. Er ſpringt vor Verdruß auf, und fragt: Klopft da nicht jemand? Er ſchleicht leiſe hin zur Thüre, aber er findet niemand. Er ſetzt ſich wieder hin, und grübelt, fängt an zu weinen, und trocknet die Augen mit Papier. Endlich ſpringt er halb raſend auf, und ſchreyet.

Eine große Menge Acten von dem armen Sünder! Der Aeltermann der Huthmacher! Des Aeltermannes Contrapart! Eine Klage von 20 Puncten! Aufſtand der Matroſen! Fremder Reſident! Verweis vom Rathe! Drohungen! Iſt denn hier kein Strick? Ja ich glaube, dort werde ich einen finden. Er macht ihn zurecht. Es iſt mir prophezeyet worden, daß ich durch meine politiſchen Studia ſollte erhöhet werden. Nun wird dieſe Weiſſagung erfüllt, wo anders der Strick nur halten will. Man laſſe den Rath nur kommen, mit ſeinen Drohungen! Ich lache darüber, wenn ich todt bin! Ein Ding wollte ich noch wünſchen, daß ich ſehen möchte, daß der Autor des politiſchen Stockfiſches mit ſeinem Buche und 16 Staatscabinetten um den Hals, bey mir hinge. Er nimmt das Buch von dem Tiſche und reißet es in Stücken. Du verfluchtes Buch, ſollſt hinführo keinen ehrlichen Kanngießer mehr verführen! So! das iſt doch noch ein kleiner Troſt, ehe ich ſterbe! Nun muß ich mich nach einem Winkel umſehen, mein Vorhaben

haben auszuführen. Gewiß es wird beſonders merkwürdig ſeyn, wenn man nach meinem Tode wird ſagen können: Was für ein Bürgermeiſter in Danzig iſt wachſamer geweſen, als Hermann von Bremenfeld, der Zeit ſeines ganzen Amts nicht einen Augenblick geſchlafen hat.

Der achte Auftritt.

Ehrlich. Hermann von Bremenfeld.

Ehrlich. Hey, hey! was zum Henker machen ſie da?

Hermann. Ich bin nicht willens etwas auszurichten, ſondern ich will mich henken, um mich von meiner Bedienung zu befreyen. Wollen ſie mir Geſellſchaft leiſten, ſo ſoll es mir ein Vergnügen ſeyn.

Ehrlich. Nein, ich bedanke mich. Aber was bringt ſie zu einem ſo verzweifelten Entſchluße?

Hermann. Was hilft es, daß wir weitläuftig davon reden. Ich ſoll einmal aufgehangen werden. Geſchieht es heute nicht, ſo geſchieht es doch morgen. Ich bitte ſie nur noch um dieſes einzige, ehe ich ſterbe, daß ſie der Frau Bürgermeiſterinn und der Fräulein meinen Reſpect vermelden, und ſie erſuchen, mir folgende Grabſchrift zu ſetzen.

Stehe ſtille Wandersmann,
Hier hängt der Bürgermeiſter von Bremenfeld
der in der ganzen Zeit ſeiner Bürgermeiſterſchaft nicht
eine einzige Minute Ruhe gehabt hat.
Gehe hin und thue desgleichen!

Viel.

Vielleicht wiſſen ſie nicht, Herr Ehrlich, daß ich Bürgermeiſter geworden bin, und daß ich ein Amt erhalten habe, worinn ich nichts unterſcheiden kann, was weis oder ſchwarz iſt, und wozu ich mich ganz untüchtig befinde. Ich habe aus verſchiedenen Verdrieslichkeiten, die mir bereits zugeſtoßen ſind, genugſam abgenommen: daß ein ſehr großer Unterſcheid ſey, ſelbſt ein obrigkeitliches Amt zu führen, und über die Anſtalten der Obrigkeit zu urtheilen.

Ehrlich. Ha! ha! ha! ha!

Herrmann Breme. Spotten ſie meiner nicht. Sie thun gewiß Sünde daran.

Ehrlich. Ha! ha! ha! Nun merke ich, wie das Ding zuſammen hängt. Ich war neulich in einem Gaſthofe, wo ſich die Leute vor Lachen ausſchütten wollten, über einen Streich, den man Herrmann Bremen geſpielt hätte: indem ihm einige junge Leute eingebildet hätten, daß er Bürgermeiſter geworden wäre, um zu ſehen, wie er ſich dabey aufführen würde. Ich wurde recht betrübt, da ich dieſes hörte, und bin alſo gleich hergegangen, um ihnen davon Nachricht zu geben.

Herrmann Breme. Ach! bin ich denn nicht Bürgermeiſter?

Ehrlich. Nein, es iſt lauter erdichtetes Zeug, um ſie zur Erkänntniß ihrer Thorheit zu bringen, da ſie von Dingen urtheilen, die ihnen zu hoch ſind.

Herrmann Breme. Ach, ſo iſt die Sache auch von dem Reſidenten nicht wahr?

Ehrlich. Ach nein!

Herr-

Herrmann Breme. Auch nicht von dem Aeltermanne der Hutmacher?

Ehrlich. Eben ſo wenig!

Herrmann Breme. Auch nicht von den Matroſen?

Ehrlich. Nein, nein!

Herrmann Breme. So erhenke ich mich gewiß nicht. Frau! Luiſe! Henrich! kommt alle her.

Der neunte Auftritt.

Herrmann Breme. Ehrlich. Frau Breminn. Luiſe. Henrich.

Herrmann Breme. Meine liebe Frau, geh wieder an deine Arbeit, unſere Bürgermeiſterſchaft hat ein Ende.

Frau Breminn. Ein Ende?

Herrmann Breme. Ja, ja, ein Ende! Einige loſe Gäſte haben ſich vereiniget, uns einen Poſſen zu ſpielen.

Frau Breminn. Uns einen Poſſen zu ſpielen? Es ſoll ihnen gewiß leid werden, und dir auch. Sie giebt ihm Maulſchellen. Er ſchlägt ſie wieder.

Frau Breminn. Ach, mein Herzens-Mann! ſchlage mich nicht mehr! ach, mein Herzens-Mann, halte!

Herrmann Breme. Du mußt wiſſen, daß ich hinführo kein Politikus mehr bin, und deswegen zähle ich nicht ferner bis zwanzig, wenn ich Maulſchellen kriege. Ich will eine andere Lebensart anfangen.

Ich will meine Bücher ins Feuer werfen, und auf mein Handwerk Achtung geben. Ich warne einen jeden hier im Hauſe, und zwar einmal für allemal; wo ich einen finde, der in einem politiſchen Buche lieſt, oder ein ſolches Buch in mein Haus bringt, den werde ich derbe züchtigen.

Henrich. Mit mir hat es nichts zu ſagen, Herr Bürgermeiſter.

Herrmann Breme. Laß die erſte Thorheit nun zum Ende ſeyn, und nenne mich wie vorher, Meiſter. Ich bin ein Kanngießer, und will auch als ein Kanngießer ſterben. Hören ſie, mein Herr Ehrlich. Ich weis, daß ſie einige Liebe gegen meine Tochter hegen. Mein vormaliger Eigenſinn hat zwar ihre Liebe gehindert. Nun aber haben ſie unſer beyder Aeltern Einwilligung, und wo ſie noch alſo geſinnet ſind, ſo iſt alles richtig.

Ehrlich. Ich bleibe bey meinem Vorſatze, und wünſche, daß unſere Heirath möge vollzogen werden.

Herrmann Breme. Iſt es nicht auch dein Wille, Frau?

Henrich. Ach, was fragen ſie doch viel darnach? Die Frau Bürgermeiſterinn hat dieſe Partey allemal gerne geſehen.

Frau Breminn. Schweig ſtille, ich kann ſelbſt antworten. Ich habe meine Einwilligung bereits vor drey Jahren gegeben.

Herrmann Breme. Dich will ich nicht einmal fragen, Luiſe. Ich weis, du biſt ſo verliebt in ihn, wie die Maus in den Käſe; Iſts nicht wahr?

Henrich. Antworten ſie doch, gnädiges Fräulein?

Herr-

Herrmann Breme. Wüßte ich gewiß, daß du uns dieſe Titel aus Bosheit beylegteſt, ſo ſollte es dich bald gereuen.

Henrich. Nein, gewiß nicht, Meiſter: man kann eine Gewohnheit nicht ſo gleich wieder ablegen.

Herrmann Breme. Gebt euch einander eure Hände. So! nun iſt es gut! Morgen ſoll die Hochzeit vollzogen werden. Henrich!

Henrich. Herr Bürgerm = = um Vergebung! ja Meiſter!

Herrmann Breme. Du ſollſt alle meine politiſche Bücher verbrennen, denn ich will ſie nicht mehr ſehen, da ſie mich zu ſolchen Thorheiten verleitet haben. Gewiß, es iſt wahr, wir richten die Obrigkeit mit dem Munde, und verſtehen ſelbſt nichts. Es iſt eine ganz andere Sache, eine Seekarte zu verſtehen, und ein Schiff zu regieren. Man kann aus den politiſchen Büchern zwar lernen geſchickt von verſchiedenen Dingen zu reden; aber es gehört weit mehr dazu, einem Lande wohl vorzuſtehen. Ein jeder, der mir am Stande gleich iſt, kann von dem, was mir heut begegnet iſt, ein Beyſpiel nehmen: daß der nicht allemal geſchickt ſey, ein Obrigkeitliches Amt zu verwalten, der ſeine Obern und Vorgeſetzten in ihren Handlungen beurtheilet. Denn wenn ein Kanngießer ſchleunig das Bürgermeiſteramt zu erhalten trachtet, ſo iſt es eben ſo viel, als wenn ein großer Staatsmann in der Geſchwindigkeit ein Kanngießer werden wollte.

Ende dieſes Luſtſpiels.

Die

Die
Widerſprecherinn.

Ein Luſtſpiel
in einem Aufzuge.

Aus dem dü Freny
überſetzet
von
L. A. V. G.

Perſonen.

Herr von Gutleben.
Frau von Gutleben.
Fräulein Amalia, ihre Tochter.
Herr von Eginhardt, Liebhaber der Amalia.
Herr von Steinreich, Liebhaber der Amalia.
Michel, ein Gärtner.
Ein Notarius.
Ein Diener.

Der Schauplatz iſt in einem Gartenhauſe bey dem Schloſſe des Herrn von Gutleben.

* * *

Erſter Auftritt.

Herr von Gutleben. Michel.

Michel zornig.

Der Henker hole das ewige Widerſprechen! und alle die es lieben!

Herr von Gutleben. Sachte, ſachte Michel!

Michel. Nein, gnädiger Herr! ich kann es mit ihrer Frau Gemahlinn gar nicht mehr ausſtehen.

Herr von Gutleben. Man muß es ihr zu gute halten: es iſt nun ſchon ſo ihre Art, daß ſie immer widerſpricht.

Michel. Meinethalben mag ſie eurer Gnaden widerſprechen ſo lange ſie will. Sie ſind ihr Gemahl, und das iſt natürlich! aber das hat der Henker erdacht, daß ſie auch meinem Garten widerſprechen kömmt!

Herr von Gutleben. Geduld! mein guter Michel! Geduld!

Michel. Wahrhaftig! ich mag gar kein Gärtner in einem Hauſe ſeyn, wo eine Frau iſt! Denn eine Frau thut in einem Garten zwanzig mal mehr Schaden, als dreyßig Schock Maulwürfe.

Herr von Gutleben. Du haſt Recht, Michel, und meine Frau hat unrecht!

Michel. Was ich gepflanzet habe, das reißt ſie aus; was ich ausreiße, das ſetzet ſie wider ein. Wenn ich Herzkirſchen pfropfe, ſo ſpricht ſie es wären Franzbirnen: und wo ich Kohl ſetze, da will ſie Rüben haben; ja es iſt nichts zu erſinnen, darinnen ſie mir nicht zuwider iſt. Geſtern kam ſie auch und wollte größere Pflaumen haben, daher ſollte ich ſie an der Erde ziehen, wie die Melonen. Ich glaube, Gott verzeihe mirs! daß ich ihr noch den Spargel an den Wänden werde hinauf ziehen ſollen!

Herr von Gutleben. Sie iſt freylich nicht recht geſcheidt. Aber genug davon, Michel! wir wollen von meiner Tochter ihrer Heirath reden; ich brauche dabey deinen Rath: denn ich halte viel auf dich, weil du auf Univerſitäten mein Diener warſt, und deine Mutter meine Amme geweſen iſt.

Michel. Ey, gnädiger Herr, ſobald ich mich mit der gnädigen Frauen gezanket habe, ſo verſchwindet aller gute Rath aus meinem Kopfe. Ich und mein Garten gehen darüber zu Grunde. Und, wenn ſie noch mehr wiſſen wollen; ſo hat ſie mir gar meinen Abſchied gegeben!

Herr von Gutleben. Ach! das ſoll nicht geſchehen! Ich will dich ſchon ſchützen.

Michel. Wie? Sie wollen mich ſchützen? gegen die gnädige Frau? Ha, ha, ha! Sie können ſich ſelbſt nicht gegen ſie ſchützen! Sage ich es ihnen nicht immer, daß ſie gar zu gelinde ſind? So bald ſie was haben will, ſo ſprechen eure Gnaden, ja; ſo bald ſie

ja ſagen, ſo ſagt die gnädige Frau, nein: und wenn ſie auch darauf nein ſagen, ſo ſpricht ſie wieder ja; und ſo geht es den ganzen ausgeſchlagenen Tag. Sehen ſie wohl!

Herr von Gutleben. Was ſoll ich machen, mein guter Michel! ſie hat kein ander Vergnügen, als daß ſie immer anders thut, als ich es haben will; ich gönne ihr dieſe kleine Freude.

Michel. Ey! würden ſie ihr auch wohl die kleine Freude laſſen ‥ he! wenn ſie etwa Luſt hätte ‥ he, he! ‥ Aber ſie haben nichts zu beſorgen; ſie iſt viel zu widerwillig dazu. Indeſſen was das Fräulein betrifft, ſo weis ich nicht was eure Gnaden anfangen würden, wenn ſie mich nicht hätten. Denn außer mir hat niemand Verſtand genug, die gnädige Frau zurechte zu bringen; Sie verſtehen alle mit einander gar nichts davon! ganz und gar nichts!

Herr von Gutleben. Ja, ja, ich geſtehe es, du biſt verſchlagener als ich, und haſt mehr Verſtand als hundert Doctores, die gar keinen haben.

Michel. Hören ſie, gnädiger Herr! ſehen ſie, es giebt Bauren, deren ganze Vernunft im Gelde beſteht: meine Kunſt hingegen iſt dieſe, daß ich den Lauf der Welt nach meinem Gärtnerhandwerke betrachte. Zum Exempel, ſie wollen Fräulein Amalia verheirathen. Sie wiſſen nicht ob es angehen wird. Ich aber, ich ſehe das gleich aus meinem Gartenweſen. Denn ich denke bey mir ſo: Wenn die gnädige Frau in meinen Garten kömmt, und ſieht, daß ein Baum viel Sonne brauchet, ſo läßt ſie ihn in den Schatten ſetzen. Ha, ha! denke ich, wo ſie merket,

daß ihre Tochter heirathen will, ſo wird ſie ſie in ein Stift ſperren!

Herr von Gutleben. Du ſprichſt wie ein Orakel! Freylich, wo ſie merket, daß meine Tochter zum Eheſtande Luſt hat, ſo wird nichts daraus. Weder ſie, noch ich, noch du, noch ſonſt jemand muß ſich etwas merken laſſen.

Michel. Die gnädige Frau hat mich ſchon darüber ausfragen wollen. Aber Michel, hat ſie mir geſaget, was denkſt du von dieſer Heirath? Je! was ſollt ich davon denken, gnädige Frau? Aber was ſaget meine Tochter dazu? Kein Wort! Und der Herr? Nichts! Als ſie nun ſah, daß ich ihr keine Gelegenheit zum Widerſprechen gab, ſo ſetzte ſie mir rund heraus den Stuhl vor die Thüre. Da hatte ichs weg! Aber es ſoll ihr nicht gelingen! Sie hat mich ſchon tauſendmal ſo abgeſchaffet, und ich will ſie ſchon dahin bringen, daß ſie mich aus Widerſpruch wieder behalten ſoll. Da, da kömmt ſie eben den mittelſten Gang herauf, laſſen ſie mich allein mit ihr.

Herr von Gutleben. Ich will dich unten am Teiche erwarten. Geht ab.

Michel. Es wäre mir freylich nicht gelegen, wenn ich fort ſollte; denn in dieſem Hauſe iſt mehr Geld als in zehn andern.

Der andere Auftritt.

Frau von Gutleben. Michel.

Frau von Gutleben. Haſt du dich etwa bey meinem Manne in Schutz begeben? Er kann mir freylich

lich wohl befehlen, daß ich dich behalten ſoll; aber ich werde es auch gewiß eben darum nicht thun. Geſchwinde gieb mir die Schlüſſel wieder her, und empfange deinen Lohn.

Michel als wenn er weinte. Ach! meine gnädige Frau, es iſt mir ſehr leid = = = (er kehrt ſich um, und lachet.)

Frau von Gutleben. Ich glaube gar du lacheſt?

Michel weinend. Es iſt mir leid = = = (er kehret ſich um und lacht)

Frau von Gutleben. Was haſt du denn zu lachen?

Michel. Ach nichts! gnädige Frau! (er lacht bey Seite) hier ſind ihre Schlüſſel, gnädige Frau.

Frau von Gutleben. Ich will wiſſen worüber du lachſt.

Michel lacht frey heraus. Ha, ha, ha, ha, ha! Ich kann mich nicht mehr halten! Nun bin ich aus dem Dienſte, und fürchte mich nicht mehr vor ihnen. Ha, ha, ha! Ich muß über den Streich lachen, den ich ihnen geſpielet habe. Ha, ha! gewiß, ich bin ihres zänkiſchen Gemüths lange überdrüßig, und da ich nun gern von ihnen loskommen wollte, ſo ſagte ich zu mir: wo die gnädige Frau merket, daß du deinen Abſchied haben willſt, ſo wird ſie ſagen, nein! wenn du deinen Lohn forderſt; ſo wird ſie ihn dir zurück halten, damit ſie nur nicht deiner Meynung ſey. O! es iſt beſſer du machſt ſie brav böſe; ſo jagt ſie dich von ſelbſt weg!

Frau von Gutleben. Was? du willſt alſo gerne weg?

Michel. Ich habe mir dieſe kleine Liſt ausgedacht = = = ha, ha, ha! da haben ſie ihre Schlüſſel.

Frau von Gutleben. So? mein Herr Michel! du willſt mir einen Poſſen ſpielen, und mich ohne Gärtner ſitzen laſſen?

Michel. Drum eben geh ich fort, ha, ha, ha!

Frau von Gutleben. Du ſollſt gehen, wenn ich erſt einen andern haben werde.

Michel. Ich will ihnen gleich einen andern ſchicken.

Frau von Gutleben. So warte doch nur bis morgen.

Michel. Nein, nein! morgen möchte ihnen etwa die Luſt vergangen ſeyn, mich abzuſchaffen. Ich will nun einmal weg!

Frau von Gutleben. Zum Henker! ich werde doch dein Narr nicht ſeyn. Du willſt fort, und ich will es nun nicht haben! Du ſollſt hier bleiben!

Michel. Man kann doch keinen Bedienten zwingen zu bleiben, wenn er nicht will: und ihre Gemüthsart, gnädige Frau = = =

Frau von Gutleben. Nun? meine Gemüthsart muß doch wohl ſehr unerträglich ſeyn.

Michel. Sie ſey, wie ſie wolle; ſo iſt ſie doch zu arg für mich.

Frau von Gutleben. Bin ich denn ſo gar böſe, Michel?

Michel. Ach! ich weis wohl, daß ſie es ſo böſe nicht meynen, wenn ſie allen Menſchen die Köpfe warm machen; aber ſie ſind wie die Nachteulen, die ſich mit keinen andern Vögeln vertragen können.

Frau von Gutleben. Das Vorurtheil iſt doch eine erſchreckliche Sache! Kann auch wohl eine Frau gefunden werden, die minder widerſpricht als ich?

Michel. Das iſt wahr, es giebt ihrer blutwenig!

Frau von Gutleben. Ich widerſpreche, eigentlich zu reden, niemals; aber ich kann es nur nicht leiden, daß man mir widerſpricht. Eben wie ich über dich, bloß deines Widerſprechens wegen, böſe geworden bin: denn warum willſt du mir nun durchaus nicht ſagen, was ich wiſſen will? Weis ich es denn etwa nicht zur Gnüge, daß du meines Mannes geheimer Rath und Orakel biſt? Unfehlbar hat er dir ſein Vorhaben mit der Amalia entdecket? Ich weis es wohl!

Michel. Ja, ja, er hat mir etwas weniges davon geſagt!

Frau von Gutleben. Nun! das heiß ich doch noch geſcheidt reden.

Michel. Ich merke auch wohl, wo Fräulein Amalia hinaus will.

Frau von Gutleben. Ey, ey!

Michel. Ich weis auch wohl, was ich von allen den Sachen denke.

Frau von Gutleben. Und was denn, Michel?

Michel. Aber von allem was ich denke, und was der gnädige Herr denkt, und was Fräulein Amalia denkt, werde ich ſo ſtock ſtille ſchweigen, wie ein Fiſch.

Frau von Gutleben. Ey ſage mirs doch, mein guter Michel!

Michel. Nein, ich ſage ihnen nichts; denn ſie wollen mich ausholen: das merke ich wohl! Bald ſa-

gen ſie nein, bald ſprechen ſie ja. Ich will ſie verheirathen; ich will ſie nicht verheirathen; was ſagt der Herr? was ſagt Amalia? was denkſt du davon? Und das währet ſo lange bis ſie alle unſre Geheimniſſe heraus haben; damit fahren ſie zu und erwählen gerade das Widerſpiel, was keinem von uns allen gelegen iſt.

Frau von Gutleben. Nichts weniger! ich bin vielmehr immer zu allem geneigt, und ihr andern geht nur von mir aus Bosheit ab. Kurz um, ich weis daß hier ein Anſchlag wider mich geſchmiedet wird. Aber da kömmt meine Tochter, ich will noch einmal mit ihr reden. Amalia, komme her, ich will mit dir ſprechen.

Michel bey Seite. Und ich will zum Herren gehen.

Der dritte Auftritt.

Frau von Gutleben. Fräulein Amalia.

Amalia. Was befehlen ſie, gnädige Mama!

Frau von Gutleben. Ich will noch einmal mit dir reden, mein Kind!

Amalia. Ich bin bereit ſie zu hören.

Frau von Gutleben. Ich habe ungemein viel Urſache, mich über dich zu beſchweren; denn du biſt die Verſtellung ſelbſt. Ich aber bin gütig und vernünftig, und ehe ich eines oder das andre über dir beſchließe, ſo wollte ich gern erſt deine Meynung wiſſen. Rede doch alſo einmal in deinem Leben aufrichtig mit mir. Willſt du verheirathet ſeyn, oder nicht?

Amalia. Ich habe es ihnen bereits geſagt, gnädige Mama, daß es ſich für mich nicht ſchicket, etwas zu wollen.

Frau von Gutleben. Ey, ey! daran zweifle ich ſehr; geſteh es mir nur, daß du ſehr wohl weiſt, was du willſt. Ich wünſche nichts mehr, als dich vergnügt zu ſehen. Eröffne mir dein Herz, mein Kind! rede mit mir, wie man mit einer Mutter reden ſoll. Glaubſt du, daß der Ehſtand ein junges Frauenzimmer glücklich machen könne?

Amalia. Ich kenne einige Frauen, die mit ihrem Stande überaus zufrieden ſind.

Frau von Gutleben. Ha, ha! ich merke nun ſchon deine Meynung!

Amalia. Aber, ich kenne auch viele, die ſich ſehr beklagen.

Frau von Gutleben. Nun bin ich wieder eben ſo klug! Sage mir einmal; du haſt meine Muhme geſehen, die ſich vor zween Monaten verheirathet hat. Ihre Wahl wird allenthalben gelobet, wo ſie nur hinkömmt: hörſt du denn dieſes Lob gern an?

Amalia. Ja, ganz gewiß, Mama.

Frau von Gutleben. Du wünſcheſt dir alſo auch einen Mann?

Amalia. Ganz und gar nicht. Denn eben dieſe Frau, war geſtern in einer Geſellſchaft, wo ſie uns allen mit ihren Beſchwerden über ihren Ehſtand die Zeit ſo lang machte, als ſie ſonſt mit dem Lobe davon gethan.

Frau von Gutleben. Und alſo willſt du es nicht wagen, einen Mann zu nehmen?

Amalia. Das ſage ich nicht, gnädige Mama.

Frau von Gutleben. Was zum Henker ſagſt du denn? Denn, kurzum, entweder du ſiehſt den Ehſtand für etwas Gutes, oder für ein Uebel an; du wünſcheſt ihn dir, oder nicht?

Amalia. Ich wünſche ihn nicht, und ſcheue ihn nicht; ich ſtelle nur meine bloßen Betrachtungen darüber an, die mich noch nicht haben beſtimmen können. Der Ehſtand ſcheinet mir ſo viel für ſich, als wider ſich zu haben; und das hat bisher meine Wahl noch aufgehalten.

Frau von Gutleben. O! das verdreußt mich eben von dir! und du biſt viel zu klug, als daß du hierinn ſo unſchlüßig ſeyn kannſt.

Amalia. Mein Zuſtand iſt eine Pflicht aller Töchter, damit die Mütter freye Macht behalten, ihren Entſchluß zu lenken.

Frau von Gutleben. Wenn ich dir nun ſagte, du ſollſt heirathen?

Amalia. So würden meine Gründe für den Ehſtand die Oberhand behalten. Denn die Schuldigkeit ihnen zu gehorſamen, würde alle Einwürfe bey mir erſticken.

Frau von Gutleben. Und wenn ich ſpräche, du ſollſt ledig bleiben?

Amalia. Alsdann würde mir der eheloſe Stand der beſte zu ſeyn ſcheinen.

Frau von Gutleben. Was das für Reden ſind! was das für ein Eigenſinn iſt! Ich kann mich kaum länger halten! Was? ſoll ich nicht einmal das Vergnügen haben, deine Meynung zu wiſſen?

Amalia. Meine Meynung iſt, ihnen zu gehorchen.

Frau von Gutleben. Der Trotzkopf wird nicht nachgeben! ich ſehe es ſchon!

Amalia. Bis ins Grab will ich ihnen gehorſamen.

Frau von Gutleben. Welch ein Eigenſinn! du bringſt mich noch ins Grab!

Amalia. Ich bin nichts minder, als eigenſinnig.

Frau von Gutleben. Wirſt du nimmer aufhören, mir zu widerſprechen?

Amalia. Heißt das ihnen widerſprechen, gnädi- Mama, wenn man alles thun will, was ſie befehlen werden?

Frau v. Gutleben. Ja, ja! ja ja! Das heißt freylich widerſprechen! Denn ich begehre, daß du etwas wollen ſollſt, und das willſt du nicht!

Amalia. Aber, gnädige Mama = = = =

Frau v. Gutleben. Du bringſt mich um, du Unglücksvogel! Nun wird es wohl wieder heißen, daß ich unrecht habe? und doch haſt du unrecht, und kein anderer! Ja deinen Kopf, deinen verſtockten, tückiſchen Kopf, den kann man des Widerſprechens mit gutem Grunde beſchuldigen. Ich kann gar nicht mehr mit dir auskommen; eine ſolche Tochter iſt ja wohl ein rechtes Unglück eines Hausweſens! ich muß machen, daß ich ſie nur los werde. Ja, ja! noch heute ſollſt du mir einen Mann nehmen. Zween Freyer ſind da, Eginhardt, und Steinreich: aber nun will ich dir auch nicht einmal die Ehre thun, dich um deine Meynung zu fragen; ſondern du ſollſt denjenigen nehmen, den ich dir geben werde! Mit deinem

Vater aber, will ich doch noch einmal davon reden: wofern er vernünftig wählet; ſo ſoll ſeine Wahl gelten. Wo nicht; ha!

Der vierte Auftritt.

Amalia allein.

O Himmel! wie muß ich mich nicht zwingen, und alle meine natürliche Aufrichtigkeit verleugnen! Keinem einzigen Menſchen darf ich meine rechte Meynung entdecken; denn der Zuſtand der Sachen leidet es nicht anders.

Der fünfte Auftritt.

Herr von Eginhardt. Fräulein Amalia.

Eginhardt. Hier bin ich noch einmal, gnädiges Fräulein, und zwar mit dem Entſchluſſe, nicht eher von hier zu reiſen, bis ich dero rechte Meynung weis. Ich geſtehe es, ihre Aufführung reizet mich zur Ungeduld; ich verzweifle, wenn ich bedenke, daß ſo lange ich hier bin, weder meine Liebe, noch meine Ehrfurcht, noch mein Bitten, noch meine Vorwürfe, ihnen auch nur ein Wort hätten auslocken können, worauf ich mich verlaſſen könnte. Wenn ich ihnen mit der heftigſten Zärtlichkeit zurede, ſo hören ſie mich ſo gelaſſen an, daß ich es gar nicht begreifen kann. Denn kurzum, man begegnet den Leuten entweder gütig oder verächtlich; man haſſet ſie entweder, oder man hat Mitleiden mit ihnen. O Himmel! was

ſoll ich auch jetzund aus ihrem ewigen Stillſchweigen ſchließen?

Amalia. Daraus ſollen ſie ſchließen, daß ich behutſam bin, und nichts mehr.

Eginhardt. Aber, endlich? misfällt ihnen denn meine Liebe, oder nicht?

Amalia. Das weis ich nicht.

Eginhardt. Wie? muß ich denn das immer hören?

Amalia. Sie haben bisher noch nicht das mindeſte gemerkt, ob ich ihnen gewogen bin, oder nicht? Iſt es nicht wahr?

Eginhardt. Das quält mich eben ſo heftig!

Amalia. Sie haben keinen Widerwillen an mir gegen = = = =

Eginhardt. Nein, nein! aber das iſt mir nicht genug.

Amalia. Aber mir iſt es genug: denn mir iſt ſehr viel daran gelegen, daß ſie aus mir gar nicht klug werden ſollen. Habe ich es ihnen nicht ſchon geſagt, daß ich mir einen gewiſſen Plan gemacht habe; und daß dieſem Plan zu folge, meine Mama durchaus nicht wiſſen muß, ob ich ſie liebe oder nicht? Mein Vater darf es auch nicht wiſſen; und folglich müſſen ſie ſelbſt es nicht wiſſen: denn, wofern ſie es erſt merkten, ſo würden es mein Vater und meine Mutter, und alle die ſie kennen, gar bald alle mit einander auch erfahren.

Eginhardt. Sie halten mich wohl für ſehr unbedachtſam.

Amalia.

Amalia. Nein; aber ihre Lebhabſtigkeit iſt ſo gut, als die gröẞte Unbedachtſamkeit.

Eginhardt. Ich kann auch dieſe Lebhaftigkeit mäßigen. Denn eben jetzt, da ich mit ihnen rede, bemeiſtere ich mich aufs höchſte; ja, ich ſchwöre ihnen, daß die mindeſte Erklärung von ihnen, ja das mindeſte Wort, mich eben ſo gelaſſen machen würde, als ſie ſelbſt ſind.

Amalia. Wenn ich ihnen alſo ſagte, daß ich gar nicht Luſt hätte, ſie zu heirathen?

Eginhardt. Ach, Herr Gott! was höre ich? Ich Unglückſeliger! ich Armer!

Amalia. Ey, wie allerliebſt gelaſſen ſind ſie nicht! und würden ſie ruhiger ſeyn, wenn ich ihnen verſpräche, nimmermehr einen andern zu wählen, als ſie?

Eginhardt. Ach, ich ſtürbe vor Freuden, wofern ſie mir das ſagten! Ja, mein Glück würde ſo groß ſeyn, daß = = =

Amalia. Daß ſie es gleich würden ausplaudern gehen. Nein, nein! Ihre Freude, und ihre Betrübniß, würden mich beyde verrathen: und ſobald meine Mama hinter meinen Entſchluß käme; ſo gienge ſie gewiß auf die andre Seite. Nehmen ſie mir es alſo nicht übel, mein Herr von Eginhardt, daß ich ihnen meine Meynung noch verhöle.

Eginhardt. Ach! ich weis es ſchon, Undankbare! und weil ich es ihnen ſagen muß, ſo wiſſen ſie, daß mir es nicht unbekannt iſt, daß ſie heute Abends den Steinreich heirathen werden!

Amalia. Das könnte wohl geſchehen.

Egin=

Eginhardt. Eben deswegen bin ich ſogleich wieder zurück gekommen = = =

Amalia. Je nun! ſo gehen ſie wieder, woher ſie gekommen ſind.

Eginhardt. Und daraus ſchließe ich nun von aller ihrer Argliſt. Ich ſehe wohl, daß ſie mich bisher geſchonet haben, weil ich der Mama Freund bin. Sie fürchten, daß ich, wenn ich böſe wäre, ihre Heirath mit dem = = =

Amalia. Meine Heirath hindern würde, wollen ſie ſagen? Ach! ſie ſind ein viel zu artiger Cavalier, als daß ſie mir eine vortheilhafte Heirath verderben ſollten.

Eginhardt. Nein, Grauſame! nein! fürchten ſie nichts! können ſie mit einem andern glücklich ſeyn, ſo wird es mir zwar das Leben koſten; aber hindern werde ich ſie nicht.

Amalia. Auch hindern könnten ſie mich zwar wohl: allein, wofern es wahr iſt, daß ich ihnen nicht geneigt bin; ſo könnten ſie mir doch keine Liebe gegen ſich abzwingen. Thun ſie alſo, was ich ihnen rathe. Sprechen ſie heute, weder meinen Vater noch meine Mutter; ich habe es ihnen verbothen, ſich hier blicken zu laſſen: Gehen ſie alſo, ich bitte ſie drum.

Eginhardt. Ich gehorche ihnen blind; aber, wofern ſie mich hintergehen = = = =

Amalia. Ich werde ſie nicht hintergehen: denn ich habe ihnen nichts verſprochen.

Eginhardt. Wofern ſie mich hintergehen; ſo ſind ſie die Grauſamſte, die = = =

Amalia. Ey, warten ſie mit ihren Schimpfreden,

den, bis ich ſie verdienet habe. Vielleicht geſchiehet dieß bald. Haben ſie nur noch ein wenig Geduld!

Eginhardt. Wie? könnten ſie wohl? = = =

Amalia. Da kömmt mein Vater. Gehen ſie! gehen ſie!

Der ſechſte Auftritt.

Herr von Gutleben. Fräulein Amalia.

Herr von Gutleben. Freue dich, Amalia, freue dich! du ſollſt verheirathet werden, wie ich es wünſche. Ich werde ſiegen, und meine Frau doch einmal überliſten.

Amalia. Ich fürchte ſehr, Papa, daß = = =

Herr von Gutleben. Ich werde ſie überliſten, ſage ich dir: denn eben jetzt kam ſie, und ſchlug mir von ſelbſten vor, was ich eben haben will. Ich habe mich aber nichts merken laſſen, damit ſie nicht wieder umſpringen möchte.

Amalia. Wofern der Anſchlag von ihr herkömmt; ſo wird er auch bald ausgeführet werden.

Herr von Gutleben. Ja, mein Kind, des Herrn von Steinreich großes Vermögen gefällt deiner Mama nicht minder als mir: und freylich iſt ein reicher Dorfjunker ein rechtes Glück für ein ſolches Frauenzimmer, wie du biſt. Es iſt wohl wahr, er iſt ein wenig plump und grob: aber er iſt eine ehrliche Haut.

Amalia. Die Ehrlichkeit macht alles wieder gut.

Herr von Gutleben. Man ſagt, er ſoll nicht ſehr klug ſeyn; allein das finde ich nun eben nicht.

Mich dünket, er würde viel Verſtand haben, wenn er es ſich nur abgewöhnen wollte, alle Augenblick ein Haufen ungereimtes Zeug zu ſagen, das nicht gehauen nicht geſtochen iſt. Er hat auch noch eine garſtige Gewohnheit, daß er alle Leute **Du** heißt. Er heißt ſo gar Frauenzimmer **Du**, die er nie mit Augen geſehen hat.

Der ſiebente Auftritt.

Herr von Gutleben. Fräulein Amalia. Herr von Steinreich, der die Schöße von ſeiner goldnen Weſte vor ſich ausbreitet, auf beyden Händen alle Finger voll Ringe hat, und ganz albern redet.

Steinreich. Nun, nun! Herr Nachbar, nun! deine Frau ſagt alſo = = = aber, was ſagt denn deine Frau? Ha, ha! du allerliebſtes Mädchen! biſt du auch da? Wenn werden wir Hochzeit haben, mein Schätzchen?

Amalia. Das weis ich nicht.

Herr von Gutleben. Ja, ja! das iſt ſo richtig noch nicht!

Steinreich. Ja, ja! richtig, richtig! es iſt wahr! richtig! ja, ja! Amalia, mein liebes Thierchen, ich gebe dir mein Wort. Sieh! ſieh! da haſt du meine Finger mit den Ringen, ſuche dir den größten aus.

Amalia. Wir ſind noch nicht ſo weit, Herr von Steinreich.

Herr von Gutleben. Wir müſſen erſt rathſchlagen = = =

Steinreich. Ja, ja! das iſt wahr, wir müſſen erſt rathſchlagen.

Amalia. Wir müſſen Abrede nehmen = = =

Steinreich nimmt Amaliens Hand. Ja, ja! wir wollen nehmen.

Amalia. Indeſſen werde ich wohl zur Mama gehen, ſie möchte mich etwa brauchen.

Herr von Gutleben. So gehe bald, wir müſſen keine Zeit verlieren.

Steinreich. Ja freylich! es hat Eile. Warte! warte! ich muß dich noch einmal anſehen, das ergetzt mich. Wir wollen von allerley reden. Erzähle mir einmal, mein liebes Kind = = =

Amalia. Was ſoll ich ihnen erzählen?

Steinreich. Nun, erzähle mir einmal = = = erzähle mir = = = Du biſt doch ein rechtes niedliches Thierchen! = = = nun! erzähle mir einmal! = = = He?

Amalia. Es wird Zeit ſeyn, daß ich gehe.

Steinreich hält ſie immer feſt bey der Hand O! du ſollſt mir aber erzählen = = = Nun? ich habe dich recht lieb = = = Heyſa! erzähle mir einmal ſo was! He?

Amalia. Sie haben mich lieb? Ich bin ihnen dafür verbunden; und ſo hat meine Erzählung ein Ende.

Steinreich. Ein Ende? Nun? wie erzählſt du mir das? Erzähle mir doch = = =

Herr

Herr von Gutleben machet die Amalia von ihm los. O! laſſen ſie ſie gehen; meine Frau muß ſie hier nicht bey uns zu ſehen bekommen.

Steinreich. Nun, ſo gehe, meine Tochter, und mache fort, daß du bald meine Frau wirſt.

Der achte Auftritt.

Herr von Gutleben. Herr von Steinreich.

Herr von Gutleben. Jetzt wollen wir ein wenig überlegen, wie wir es anſtellen wollen, daß wir meine Frau auf andre Gedanken bringen: denn das wird uns die größte Schwierigkeit machen.

Steinreich. Bekümmert dich ſonſt nichts als das?

Herr von Gutleben. Sonſt nichts: denn ‥‥

Steinreich. Nun! und mich bekümmert das ganz und gar nicht.

Herr von Gutleben. Wiſſen ſie etwa ein Mittel, nun ‥‥

Steinreich. Ja, ja! nur ſtille! ich will das ſchon machen. Sage mirs, wie willſt du es machen?

Herr von Gutleben. Ich ſage ihnen, daß mich das eben bekümmet.

Steinreich. Dich? dich? du armſelger Tropf! nichts iſt leichter, als das.

Herr von Gutleben. Nun ſo ſagen ſie mir es doch.

Steinreich. Nichts leichters als das! Denn kurzum = = = Wie willſt du es machen?

Herr von Gutleben. Je zum Teufel! das weis ich ja eben nicht!

Steinreich. Aber, aber, = = = du weiſt es nicht? Ich auch nicht? Ich auch nicht: Denn das iſt eine verzweifelte Frau, der Verſtand den deine Frau hat!

Herr von Gutleben. Ich ſehe wohl, wir ſind einer ſo künſtlich als der andre. Aber zum Glücke habe ich einen Gärtner, der die klügſten Einfälle von der Welt hat. Er hat einen rechten ſchlauen Kopf.

Steinreich. Ich habe auch einen verſchlagenen Kopf. Laßt ihn nur herkommen, mein Brüderchen, wir wollen mit einander rathſchlagen!

Herr von Gutleben. Hier iſt er ſchon.

Der neunte Auftritt.

Herr von Gutleben. Herr von Steinreich. Michel.

Herr von Gutleben. Höre, Michel! denkſt du auch an unſre Sache? Haſt du es auch überlegt, was ich dir geſagt habe?

Michel. St!

Steinreich. St!

Herr von Gutleben. St!

Michel. Der Herr da, will Fräulein Amalia haben; ſie will ihn auch haben; die gnädige Frau will ihn auch, eure Gnaden wollen ihn auch; ich will ihn auch; und alſo wäre die Sache richtig.

Stein-

Steinreich. Und alſo wäre die Sache richtig. Ja, ja, richtig wäre ſie!

Michel. Ich ſage aber, ſie iſt nicht richtig! Denn ſo bald ſie ſehen wird, daß wir ſie alle drey wollen; ſo wird ſie nicht wollen.

Herr von Gutleben. Das iſt eben das Unglück!

Steinreich. Das iſt eben das Unglück!

Michel. Nun frage ich ſie, ob = = =

Herr von Gutleben. Ja freylich!

Steinreich. Iſt das noch eine Frage?

Michel. Ich frage ſie, ob ich nicht werde thun müſſen = = = als = = = als wenn = = =

Steinreich. Das iſt klug ausgedacht!

Herr von Gutleben. Ja, ja! Michel.

Steinreich. Der Meynung bin ich.

Michel. Ja, das iſt wahr! Ihre Meynungen ſind vortrefflich! Sie ſollten nur Rathsherren ſeyn, ſie würden wie ein Echo antworten. Ich ſage alſo, ich, daß ihre Gemahlinn wie ein Wetterhahn iſt: immer wider den Wind. Man muß ihr alſo weiß machen, der Wind komme von der Linken, ſo wird ſie ſich zur Rechten wenden. Nun ſind zween Winde, die auf das Fräulein Amalia blaſen, Herr von Steinreich, und Herr von Eginhardt: man muß alſo der gnädigen Frauen in den Kopf ſetzen, daß wir den Eginhardt haben wollen; ſogleich wird ſie auf den Herren von Steinreich ſtimmen. Das iſt nun meine Meynung.

Herr von Gutleben. Das iſt der Knoten.

Steinreich. Hier ſind funfzig Thaler für Micheln. Das iſt der Knoten.

Michel. Wir brauchen zween Knoten zu unſrer Abſicht. Aber ich brauche auch noch einen Kunſtgriff, die gnädige Frau erſt recht zu verhetzen.

Herr von Gutleben. Der Notarius iſt ſchon da. Wir wollen ſchon die Zeit recht abpaſſen.

Michel. Ja, aber damit ſie recht geſchwinde unterſchreibt, ſo muß ſie in der vollen Bosheit unterſchreiben. Eben ſo, als wenn ſie in meinen Garten hauſieren kömmt; ſo thue ich als weun ich ſtumm wäre: ich lehne mich auf meine Harke, und ſie möchte berſten über meine Gelaſſenheit. Ich werfe den Kopf einmal auf; das nimmt ſie gleich für eine Antwort auf, und widerſpricht. Endlich wird ſie hitzig, und wenn ſie denn recht ins Widerſprechen hineinkömmt, ſo würde ſie dem erſten dem beſten der ihr ſagte, ſie wäre eine ehrliche Frau, in die Augen ſagen: er hätte es gelogen! Aber ſt! da iſt ſie. Ich will ſie in den Harniſch bringen, und hernach kommen ſie geſchwinde, und bitten für den Eginhardt.

Der zehnte Auftritt.

Frau von Gutleben. Michel.

Frau von Gutleben. Warſt du ſchon wieder mit meinem Manne beyſammen? Er hat dir gewiß geſagt, wen er zum Schwiegerſohne haben will; den Eginhardt, oder den Steinreich, die ich ihm vorgeſchlagen?

Michel drehet ſeinen Hut. Hom!

Frau

Frau von Gutleben. Du drehſt den Hut? das heißt, mein Mann iſt nicht meiner Meynung?

Michel wirft den Kopf auf. Prrr!

Frau von Gutleben. Steinreich ſagſt du, gefällt meinem Manne nicht? Will er lieber den Eginhardt haben?

Michel. He! He!

Frau von Gutleben. Weil er jünger iſt; nicht wahr? würde er meiner Tochter nicht etwa darum beſſer gefallen?

Michel. Piu! piu!

Frau von Gutleben. Was? kannſt du mir es ins Geſichte leugnen, daß ein reicher Cavalier nicht dem armen Eginhardt vorzuziehen ſey?

Michel. Poach!

Frau von Gutleben. Ich möchte berſten, wenn ich ſo reden höre!

Michel. Hey! He!

Frau v. Gutleben. Ey Poſſen! lauter Poſſen!

Michel ſtampft mit dem Fuſſe. They!

Frau von Gutleben. Und alles was du mir ſagſt, das hat dir nur mein eigenſinniger Mann eingeblaſen.

Michel. Grrr!

Frau von Gutleben. Ja, wahrhaftig! ſo redet er, von Wort zu Worte! ich kenne ihn ſchon! Nun! ſo ſoll er wiſſen, daß ihm zu trotze = = =

Michel. Phau!

Frau von Gutleben. Ja, ja! er mag ſpringen oder ſingen! = = =

Michel. Prrr!

Frau von Gutleben. Ja, ja! ⸗ ⸗ ⸗ Was? will er es mit mir ſo liſtig anfangen? Er ſoll ſchon ſehen, daß ⸗ ⸗ ⸗

Michel. Pa, ta ja!

Frau von Gutleben. Er ſoll ſehen, ob ich Frau im Hauſe bin!

Michel. Bww!

Frau von Gutleben. Ho! das kann ich nicht långer ausſtehen! Mein Mann will mir Fallſtricke legen! er betrůgt mich! er hintergeht mich!

(Michel winket dem Herren von Gutleben, welcher ſich indem die Frau die letzten Worte redet, an ſeine Stelle ſtellet.)

Der eilfte Auftritt.

Herr von Gutleben. Frau von Gutleben.

Frau von Gutleben die ihren Mann gewahr wird. Fahren ſie nur fort, fahren ſie nur fort! Ich möchte doch nur gern wiſſen, woher ſie alles das nårriſche Zeug nehmen, was ſie mir geſagt haben?

Herr von Gutleben. Ich habe noch nichts geſagt.

Frau von Gutleben. Fahren ſie nur immer fort. Man muß ja ein rechter Starrkopf ſeyn, mir zu behaupten, daß ⸗ ⸗ ⸗

Herr von Gutleben. Es iſt wahr, daß ich mit ihnen ſprechen wollen.

Frau

Frau von Gutleben. Iſt es nicht ungereimet und unvernünftig, mir in die Augen zu ſagen, daß Steinreich ſich für meine Tochter nicht ſchickt?

Herr von Gutleben. Aber Eginhardt iſt doch ..

Frau von Gutleben. Kein Wort mehr!

Herr von Gutleben. Ich bitte für den Eginhardt, und = = =

Frau von Gutleben. Und ich kann ihn vor meinen Augen nicht ſehn.

Herr von Gutleben. Aber aus Liebe gegen mich = = = .

Frau von Gutleben. Morgendes Tages muß Amaliа den Steinreich nehmen!

Herr von Gutleben. So ſagen ſie mir doch ihre Urſache?

Frau von Gutleben. Die Urſache? Die Urſache? Gut. Damit ſie ſehen, daß ich Urſache habe, ſo beweiſe ich es ihnen damit, daß ich es ſo haben will: und noch heute = = = Herr von Steinreich iſt hier, halten ſie ſich fertig, zum unterſchreiben.

Der zwölfte Auftritt.

Michel. Herr von Gutleben.

Herr von Gutleben. Nun ſiehſt du? Habe ich mich nicht tapfer gehalten?

Michel. O freylich! Dießmal wird ſie thun, was eure Gnaden haben wollen, und das wird das erſtemal in ihrem Leben ſeyn.

Herr von Gutleben. Iſt der Notarius ſchon gekommen?

Michel. Ich will ſehen; und denn will ich wiederkommen, und ihr noch einmal wegen des Eginhardts in den Ohren liegen, damit ſie geſchwinde für den andern unterſchreibe.

Der dreyzehnte Auftritt.

Herr von Gutleben. Fräulein Amalia.

Herr von Gutleben. Es geht vortrefflich, meine Tochter.

Amalia. Ich habe alles gehöret, ich bin hier neben bey im Gewächshauſe geweſen, der Notarius war auch da.

Herr von Gutleben. Ich will mit ihm reden. Gehe geſchwinde zur Mama.

Amalia allein. Nun habe ich die Sachen wo ich ſie haben will, und meine Anſtalten möchten mir dießmal wohl gelingen. Ich will doch acht geben, wie es noch ablaufen wird.

Der vierzehnte Auftritt.

Frau von Gutleben. Ein Diener.

Frau v. Gutleben. Aber ſagt mir, mein Sohn, von wem bringt ihr mir den Brief? Bey wem ſeyd ihr in Dienſten?

Der Diener. Es iſt mir verbothen worden, ihnen

etwas davon zu ſagen, und damit ſie mir es nicht etwa wider meinen Willen ablocken, ſo will ich lieber davon gehen. (Geht ab.)

Frau von Gutleben. Was muß doch das für ein Geheimniß ſeyn? (Sie lieſt für ſich.) Hon! hon! **Ich berichte, eure Gnaden, daß Fräulein Amalia ſich mit dem Herrn von Steinreich verſteht, und ihn durchaus heirathen will. Sie hat auch ſchon einen Notarium bey der Hand, damit ſie bald unterzeichnen ſollen: er wird aber thun, als wäre er von ungefähr da.** Seht doch! ſeht doch! Es iſt wahr, ich habe meine Tochter mit einem fremden Menſchen im Treibhauſe reden ſehen; das wird er geweſen ſeyn. Es iſt ſchon gut! **Kurzum, der Herr von Gutleben ſoll ſich ſtellen, als ob er dem Herrn von Steinreich zuwider wäre, damit eure Gnaden ſich für ihn erklären mögen.** So, ſo? Der Steinreich iſt meines Mannes ſein Mann?

Der funfzehnte Auftritt.

Herr von Gutleben. Frau von Gutleben. Michel.

Michel zum Herrn von Gutleben. Nun halten ſie brav, gnädiger Herr! ſchreyen ſie wacker wider den Steinreich, damit wir ihn bald kriegen.

Herr von Gutleben. Hören ſie nur einmal! = = =

Michel. Ich ſage daß = = =

Herr

Herr von Gutleben. Ich will, daß ſie wiſſen ſollen = = =

Michel zum Heern von Gutleben. Daß ich Herr im Hauſe bin.

Herr von Gutleben. Sie ſagen, ſie wollen unſere Tochter dem Steinreich geben? Iſts nicht wahr? Und ich ſage ihnen, daß ihn Amalia nicht haben mag.

Michel. Sie will einen zärteren Mann haben.

Frau von Gutleben. Weder der Wille unſrer Amalia, noch mein Wille können hier den Ausſchlag geben: Sie müſſen als unſer beyder Oberhaupt ihre Meynung ſagen? Sie ſind hierinn, wie in allen andern Fällen der Herr.

Michel. Auch mir kömmt es billiger vor = = =

Frau von Gutleben. Es iſt wahr Michel, auch du biſt ein ſehr vernünftiger Menſch; ich höre gerne deine Meynung.

Herr von Gutleben. Kurzum, ſie haben mir den Steinreich vorgeſchlagen; und ich will ihn durchaus nicht zum Schwiegerſohn haben.

Frau von Gutleben. Wir wollen ganz gelaſſen reden. Ich liebe den Frieden und die Einigkeit, und will alles thun was ſie haben wollen.

Herr von Gutleben. Es ſoll mir lieb ſeyn, wenn ſie das thun werden.

Frau von Gutleben. Die Gefälligkeit ſteht einer Frauen gegen ihren Mann wohl an.

Herr von Gutleben. Sie ſpotten: und es iſt mein rechter Ernſt, daß mir der Steinreich gar nicht anſteht.

Frau

Frau von Gutleben. Wenn er ihnen nicht anſteht, ſo gefällt er mir auch nicht: Und ich denke gar nicht mehr an den Steinreich.

Herr von Gutleben zum Michel. Michel!

Michel zum Herrn von Gutleben. Geben ſie nicht nach, die Luſt zum Widerſprechen iſt noch nicht recht rege.

Herr von Gutleben. Sagen ſie mir nur, ob ſie mich zum Beſten haben?

Frau von Gutleben. Warum werden ſie böſe? Ich gebe ihnen ja mein Wort!

Michel. Ja, gnädige Frau, ihr Wort iſt wie das Aprillenwetter.

Frau von Gutleben. Ihr ſollt ſehen, daß ich es halten werde.

Herr von Gutleben. Sie werden doch ihrem Kopfe folgen!

Frau von Gutleben. Nichts minder. Und daß ſie ſehen ſollen, wie gefällig ich bin; ſo will ich ſogleich dem Steinreich das Haus verbiethen.

Der ſechzehnte Auftritt.

Herr von Gutleben. Michel.

Herr von Gutleben. Ich glaube, wahrhaftig ſie geht! Wer Teufel heißt ſie nun eben heute gefällig ſeyn?

Michel. Ey, ey! dahinter liegt was begraben!

Herr von Gutleben. Bin ich nicht ein unglückſeliger Mann! Das erſtemal in meinem Leben, da

ſie mir nicht widerſpricht, da widerſpricht ſie mir eben am allermeiſten.

Michel. Das iſt ja ganz unnatürlich, daß ſie ihnen einmal nachgiebt.

Herr von Gutleben. Ich muß ſehen, ob das Ding wahr iſt; ich kann mir es noch nicht einbilden. (geht ab.)

Michel. Nein, nein! ich bleibe dabey, es geht damit nicht richtig zu.

Der ſiebenzehnte Auftritt.

Michel. Herr von Steinreich.

Steinreich. Nun, Michel! der Contract ſoll unterſchrieben werden. Ich muß dir alſo wohl mein verſprochenes Geld geben.

Michel. Ach! ſie werden ihren höflichen Abſchied bekommen! wiſſen ſie das? die gnädige Frau ſuchet ſie eben deswegen.

Steinreich. Sie will mich nicht, ſagſt du?

Michel. Ich muß doch alles noch einmal unterſuchen. Warten ſie nur hier ein wenig. (Geht ab.)

Steinreich allein. Die Amalia gefällt mir aber doch tolle genug. Aber, hols der Hund! kriege ich ſie nicht, ſo habe ich Geld genug, daß ich vier andere heirathen kann.

Der

Der achtzehnte Auftritt.

Herr von Steinreich. Fräulein Amalia.
Eginhardt, der Amalien folget, um ſie zu belauſchen.

Steinreich. Nu! du armes Kind! du ſiehſt aus! ich bedaure dich! du ſollſt mich nicht kriegen!

Amalia. Das iſt ja ein rechtes Elend!

Steinreich. Ja? iſt dir das leid? Du liebſt mich, du gutes Kind? Nun, weine nicht! du ſollſt mich doch haben!

Amalia. Gehen ſie alſo zu meinem Vater, bitten ſie mit ihm die Mama, daß ſie endlich ja dazu ſage. Thun ſie ihr beſtes!

Steinreich. Sieh, ſieh! da iſt dein andrer Freyer, der behorcht uns.

Amalia. Ha! ſind ſie da, Herr von Eginhardt?

Eginhardt. Was ich anjetzt gehört, und was ſie mir kurz zuvor ſagten, da ſie mich ſo eilfertig von ſich ſchickten, der Notarius den ich geſehen habe, kurzum alles überzeuget mich, daß ſie falſch ſind; aber ſie verdienen nicht, daß ich es ihnen vorwerfe. Ich will ſchweigen, und ſie verachten. (Ganz heftig) Ja, ja, erwarten ſie von mir weder Schmähungen noch Vorwürfe. Nein, Ungetreue! nein, Falſche! = = =

Steinreich. Heißt du das Schmeicheleyen?

Eginhardt. O Himmel!

Steinreich. Worüber ſchreyt er denn, haſt du ihm was verſprochen?

Amalia. Gar nichts, mein Herr von Steinreich. Ich möchte es doch wohl wiſſen, Herr von Eginhardt, weswegen ſie mich hier ſchelten kommen? Worauf haben Sie denn ihre Hoffnung gegründet? Kann wohl mein Vater zwiſchen dem Reichthume des Herrn von Steinreich und dem wenigen Vermögen das ſie beſitzen, ſich einen Augenblick bedenken?

Steinreich zeigt ſeine Ringe. Kuck, kuck! was für eine Hand ich ihr gebe! dieſe fünf Ringe ſind mehr werth als alle deine Complimenten.

Amalia. Ich meines theils ziehe die aufgeweckte Gemüthsart des Herrn von Steinreich, aller der ernſthaften Zärtlichkeit vor, darinnen ich ſie allezeit ſehe.

Steinreich. Pfuy! der Menſch iſt ſo verliebt, wie ein Roman!

Amalia. Seine luſtige Einfälle rühren mich mehr, als alle ihre verzweiflende Stellungen.

Steinreich. Ich habe ſagen hören, daß die Weiber die ernſthaften Leute nicht lieben. Gleichwohl iſt mirs leid um dich! du armer Eginhardt! Geh! geh! ich will dir Geld leihen, daß du dich tröſten kannſt.

Eginhardt. Ey zum Teufel! ſchweigen ſie! oder = = =

Amalia nimmt den Eginhardt beym Arme. Sie werden böſe; gehen ſie, ich bitte ſie drum, ich kann die zornigen Leute nicht leiden.

Steinreich. Ja, ja! und ich auch nicht. Ich will wieder zu deinem Vater gehen. (leiſe zur Amalia.)

Schaffe

Schaffe dir den Kerl vom Halſe! Gib ihm ſeinen Abſchied, und komme wieder zu mir!

Der neunzehnte Auftritt.

Amalia. Herr von Eginhardt.

Eginhardt. Ihr Verfahren kömmt mir ſo ausſchweifend vor; daß ich bald denken ſollte, ſie verſtellten ſich nur. Indeſſen glaube ich es doch kaum; wofern es aber wahr wäre, daß ſie nur aus Verſtellung in des Steinreichs Gegenwart ſo geredet hätten. = = = Er iſt weg; rechtfertigen ſie ſich.

Der zwanzigſte Auftritt.

Die Vorigen. Frau von Gutleben.

Frau von Gutleben bey Seite. Meine Tochter allein mit dem Eginhardt?

Eginhardt. Ja, rechtfertigen ſie ſich, oder bekennen ſie, daß ſie mich hintergehen. Reden ſie, wir ſind allein.

Amalia. Ich werde ihnen jetzt nichts anders ſagen, als was ich in Steinreichs Gegenwart ſagte. Mein Vater will haben, daß ich ihn heirathen ſoll: und ich ſage ihnen, daß es mir eine große Freude iſt.

Eginhardt. O! ich kann mich nicht länger halten! Nun will ich nichts mehr ſchonen! Ich will es ihrer Mama ſagen.

Amalia. Gehen ſie! gehen ſie! Sie können ihr nur ſagen, daß ſie mir ganz zuwider ſind.

Eginhardt, der die Frau von Gutleben gewahr wird. Gnädige Frau! haben ſie es gehört? ich bin verrathen! Denn was hülfe es mich, ihnen meine Liebe gegen dieſe Undankbare länger zu verhölen? Sie ſehen, wie ſie mit mir umgeht!

Frau von Gutleben. In Wahrheit ſie dauren mich. Wie? die Tochter und der Vater ſind wider uns beyde im Harniſche? Ich will ihnen beyſtehen, denn ich richte mich gern nach andern Leuten.

Eginhardt. Nein, nein! wenn Amalia ſo geſinnet iſt, ſo mag ich weiter nicht an ſie denken.

Frau von Gutleben. Ich geſtehe es, ich hatte gar nicht im Sinne, ihnen meine Tochter zu geben.

Eginhardt. Sie dürfen ſich auch gar keine Mühe drum geben.

Frau von Gutleben. Um aber ihnen, als einem vernünftigen Manne zu beweiſen, daß mich nichts als die Vernunft antreibet: ſo möchte ich wohl = = =

Eginhardt. Nein, gnädige Frau; ich mag die Neigungen nicht zwingen.

Frau von Gutleben. Es ſollte mir lieb ſeyn, ſie an meinem Manne, und an meiner Tochter, und an der ganzen Welt zu rächen. Denn alle Menſchen widerſprechen mir. Ich bitte ſie alſo = = =

Eginhardt. Nein, ich will nicht.

Frau von Gutleben. Wie? ſie wiederſprechen mir auch? O! ich will ihnen ſchon ſolche große Vorthei-

theile ausmachen, daß ſie meine Tochter werden neh-
men müſſen.

Amalia. Wie, gnädige Mama, wider meinen Willen wollen ſie? = = =

Frau von Gutleben. Ja wider deinen Willen! weiſt du nicht mehr, daß du keinen Willen haſt?

Amalia. Ach! als ich ihnen das ſagte, ſo war es eben nicht meine Meynung. Warum wollen ſie meine reiche Heirath mit dem Herrn von Steinreich verhindern?

Frau von Gutleben. Herr von Eginhardt hat mehr Vermögen als du werth biſt.

Amalia. Ach! ich bitte ſie gnädige Mama!

Frau von Gutleben. Schweige! ich weis alle deine Streiche ſchon. Der Notarius hat ſie mir geſagt. Du willſt mich hintergehen? Mich in die Gefahr ſetzen, deines Vaters Willen zu thun? Nein! dir zur Strafe ſollſt du eben den Contract unterſchreiben, den ihr wider mich hattet aufſetzen laſſen; und Eginhardts Namen ſoll an die Stelle kommen.

Eginhardt. Nein, gnädige Frau, nein! ich unterſchreibe nichts. Ich will lieber ſterben, als Fräulein Amalien heirathen!

Der einundzwanzigſte Auftritt.

Amalia Herr v. Eginhardt.

Amalia ſpottet dem Eginhardt nach. Nein, gnädige Frau, nein! ich will lieber ſterben, als Fräulein

Amalien heirathen! Sie können das ſo recht natürlich ausſprechen!

Eginhardt. Freylich, Undankbare! recht ſo, wie ich es empfinde.

Amalia. Und wie ich es gewünſcht habe. Denn damit ſie es ſo ernſtlich ſagen möchten, daß meine Mutter es glaubte, ſo haben ſie es freylich recht lebhaft empfinden müſſen. Sie würden ſie ſo gut nicht hintergangen haben, wenn ſie nicht ſelbſt wären hintergangen worden.

Eginhardt. Was wollen ſie damit ſagen?

Amalia. Damit meine Mutter einwilligen möchte, ſo hat auch mein Vater ſelbſt nichts wiſſen dörfen. Er hat ſeine Rolle alſo ganz natürlich geſpielt; und da ich nun ſah, daß ſie alle für den Steinreich eingenommen wären, ſo habe ich dieſes meiner Mutter hinterbringen laſſen, damit ſie ſich widerſetzen möchte. Ein unbekannter Brief hat ihr alles entdecket, und deswegen iſt ſie ihnen ſo geneigt. Indem ſie uns alle wider ſich ſtreiten ſah, ſo hat ſie ſich ihrer angenommen, um wider uns zu ſeyn; und will ſie nunmehro zwingen, mich zu nehmen, um auch ihnen durch den Sinn zu fahren.

Eginhardt. Iſt das gewiß? ſchönſte Amalia! Mein Unglück ſchlug mich zu Boden; meine Freude entzücket mich! ach! ich weis noch nicht, ob ich es glauben darf.

Amalia. Ich wollte, daß ſie es auch nicht eher glauben möchten, als nach der Unterſchrift. Ich fürchte noch, daß ihre Freude ausbrechen wird; nein! nein!

nein! Herr von Eginhardt, glauben ſie es immer noch nicht recht, daß ich ſie liebe.

Eginhardt feurig. Ach! unvergleichliche Amalia!

Amalia. Es kömmt jemand. Laſſen ſie ſich noch nichts merken.

Zweyundzwanzigſter Auftritt.

Amalia. Herr von Eginhardt. Michel.

Amalia. Nein, wider meinen Willen, werde ich ſie nimmermehr heirathen!

Michel. Ja freylich, wird es nicht wider ihren Willen ſeyn, gnädiges Fräulein; denn ſie haben die größte Luſt von der Welt dazu. Aber es wird nichts draus werden; denn ich habe den ganzen Handel unter ihnen wohl gemerkt. Bald hätte ſich die gnädige Frau fangen laſſen; aber ich habe es ihr alles rein deutſch heraus geſagt.

Amalia. O Himmel!

Eginhardt. Du Unglückſeliger!

Michel. Das Unglück iſt für ſie. Denn die gnädige Frau wird ihr Wort wider zurück nehmen. Denn ich habe ihr reinen Wein eingeſchenkt, ich! Denn Herr von Steinreich hat mir funfzig Thaler gegeben!

Eginhardt. Je du Beſtie! Warum haſt du von mir nicht hundert gefordert?

Michel. Ja! nun iſt es nicht mehr Zeit. Die gnädige Frau weis ſchon alles. Indeſſen wenn ich die

hundert Thaler baar in meiner Hand hätte: ſo könnte es wohl gelogen ſeyn, daß die gnädige Frau alles weis; denn wahrhaftig ſie weis noch nichts.

Amalia. Ha, du guter Michel.

Eginhardt. Da haſt du meinen Beutel!

Michel. Und dort kömmt die gnädige Frau.

Der dreyundzwanzigſte Auftritt.

Die Vorigen. Frau von Gutleben. Herr von Steinreich.

Michel. Kommen ſie, kommen ſie, gnädige Frau, die zwey Leute hier zanken ſich. Kommen ſie, bringen ſie ſie aus einander. Sie haben ſich Mord und Todſchlag vorgeſagt, und mit einander gekiffen, daß ich nicht anders dachte, als daß ſie ſchon verheirathet wären.

Frau von Gutleben. Was? meine Tochter wider mich aufhetzen! Das iſt ja wohl unverſchämt! Sind ſie noch da, Herr von Steinreich? gehen ſie nur bald ihrer Wege!

Steinreich. Ja, ja! ich bin gefälliger als du. Du jagſt mich weg? ich gehe.

Frau von Gutleben. Sie ſind ein plumper Menſch.

Steinreich. Lebe wohl! du toller Teufel.

Frau von Gutleben. Ein ungezogener, ungeſchliffener Menſch!

Steinreich. Ich habe mein Tage niemanden widerſprochen. (Geht ab)

Der

Der vierundzwanzigſte Auftritt.

Die Vorigen. Herr von Gutleben. Der Notarius.

Herr v Gutleben. Aber gewiß, mein Schatz! = = =

Frau von Gutleben. Schweigen ſie ſtille! = = =

Der Notarius. Wenn ich ihnen nur ein Wort ſagen dörfte, ſo = = =

Frau von Gutleben. Es iſt mir lieb, daß der Herr dem Herrn von Eginhardt auch zuwider iſt: An ihm hat es noch gefehlt! Gebe er mir den Contract her, ich will zuerſt ſchreiben: (Sie ſchreibt) Nur fort Amalia, hübſch gehorſam, unterſchreibe.

Amalia indem ſie unterſchreibt. Es wird doch nichts draus, denn der Papa läßts nicht zu.

Frau von Gutleben. Sie, Herr von Eginhardt denke ich durch den Brautſchatz zu zwingen. Eginhardt läuft geſchwinde hin und unterſchreibt. Ey! ich brauche ihren Brautſchatz nicht. Geh er, Herr Notarius, und nehme den Contract mit, daß ſie ſich nicht etwa anders bedenkt. Der Notarius im Weggehn. Die Sache iſt richtig.

Der fünfundzwanzigſte Auftritt.

Die Vorigen.

Frau von Gutleben. Was war das? Was ſagte er?

Michel. Ich habe es eurer Gnaden wohl geſagt, daß ſie ſich liebten.

Herr von Gutleben. Ich wollte ihr nur einen Mann geben, es möchte ſeyn welcher es wollte.

Frau von Gutleben. Ha! ich bin verrathen!

Amalia. Ich bitte ſie tauſendmal um Verzeihung, gnädige Mama!

Eginhardt. Verzeihen ſie unſrer Liebe dieſe kleine Liſt!

Frau von Gutleben. Nein, das verzeihe ich euch mein lebetage nicht.

Herr von Gutleben. Sie haben nun ſchon einmal unterſchrieben.

Frau von Gutleben. Ja, aber ich enterbe meine Tochter; der Schwiegerſohn ſoll mir nicht vor meine Augen kommen; ich will mich von meinem Manne ſcheiden; und Michel mit ſamt dem Notarius ſollen mir hängen! Ich bin ganz außer mir. (Sie geht ab.)

Eginhardt. Wir wollen ſie ſchon noch zurechte bringen.

Herr von Gutleben. Nun, das heißt ja wohl recht widerſprochen!

E N D E.

Bayerische Staatsbibliothek München

Innhalt.

I. Die Horazier, ein Trauerſpiel, aus dem Franzöſiſchen des Herrn Peter Corneille überſetzt, von Friedrich Erdmann, Freyherrn von Glaubitz.

II. Die Spielerinn, ein Luſtſpiel, aus dem Franzöſiſchen des Herrn Riviere du Freny überſetzt, von Gottl. Benjamin Strauben.

III. Cato, ein Trauerſpiel, von Johann Chriſtoph Gottſcheden.

IV. Der Menſchenfeind, ein Luſtſpiel, aus dem Franzöſiſchen des Herrn Moliere überſetzt, von L. A. V. G.

V. Der Cid, ein Trauerſpiel, aus dem Franzöſiſchen des Herrn Corneille überſetzt.

VI. Der politiſche Kanngießer, ein Luſtſpiel, aus dem Däniſchen des Herrn Profeſſor Holbergs überſetzt, von M. Georg. Aug. Detharding, Prof. zu Altona.

VII. Die Widerſprecherinn, ein Luſtſpiel, in einen Aufzuge. Aus dem du Freny, überſetzt, von L. A. V. G.

*   *   *

chram
derei
en 8
er Str.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gottsched, Johann Christoph, 1700-1766 / Corneille, Pierre, / Lange, Gottfried

Die Deutsche Schaubühne

Bd.: 1

Leipzig 1742

P.o.germ. 508-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10109481-5
VD18 80272037-001